NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI
BULLETIN OF THE MODERN LANGUAGE ASSOCIATION OF HELSINKI

LIX—1958

HERAUSGEBER
PEKKA KATARA
Professor em. der deutschen Philologie

VEIKKO VÄÄNÄNEN
Professor der romanischen Philologie

SHL
WITHDRAWN

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN IN HELSINKI
FINNLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Seite

Alanne, Eero, Das Fortleben der mhd. Ausdrücke für den Weinberg, die Weinbergsarbeiten und die Weinbehandlung in Österreich und Südtirol 110

Cross, Gustav, The Vocabulary of *Lust's Dominion* 41

Enkvist, Nils Erik, Paul Greaves, Author of *Grammatica Anglicana* 277

Erämetsä, Erik, Über den englischen Einfluss auf den deutschen Wortvorrat des 18. Jahrhunderts 34

Fanger, Donald, Three Aspects of Beowulf and his God 172

Frankis, P. J., The Testament of the Deer in Shakespeare.. 65

Fromm, Hans, Erwiderung 150

Furst, Lilian R., A Dead-end: Hesse's *Haus der Träume*.... 235

Isaacs, Neil D., Constance in Fourteenth-century England .. 260

Kaartinen, Anja, & Mustanoja, Tauno F., The Use of the Infinitive in *A Book of London English 1384—1425* .. 179

Lewent, Kurt, For a *Flamenca* Passage 254

Mustanoja, Tauno F., s. *Kaartinen, Anja.*

Ochs, Ernst, Die entwertende Mehrzahl 234

—»— Psalm 138 220

Öhmann, Emil, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, VII 225

Penttilä, Erkki, A Sense-development of Verbs Denoting Emission of Light 161

Price, Cecil, Six Letters by Keats..... 192

Törnqvist, Nils, Gedanken zur Wortforschung 197

Ulvestad, Bjarne, A Syntactical Problem in Old High German 211

Väänänen, Veikko, Ir de embajador expression elliptique? 244

Valli, Erkki, Untersuchungen über Lupold Hornburgs Gedichte 69

Wis, Marjatta, Fructus in quo Adam peccavit: über frühe Bezeichnungen der Banane in Europa und insbesondere in Deutschland 1

—»— Weinnamen bei Ottokar von Steiermark 99

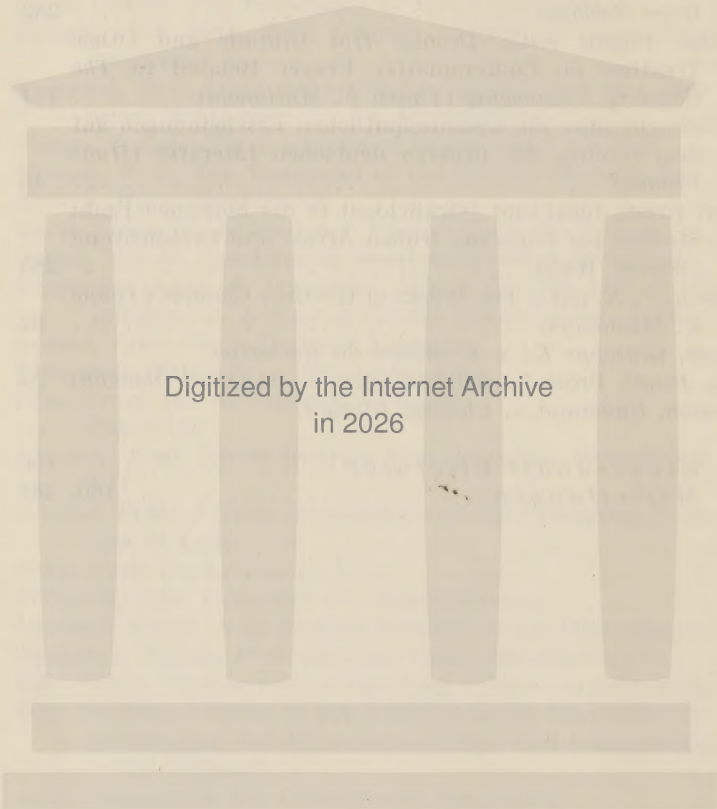
Besprechungen

Berndt, Rolf, Form und Funktion des Verbums im nördlichen Spätaltenglischen: eine Untersuchung der gramma-

tischen Formen und ihrer syntaktischen Beziehungsbedeutungen (*Tauno F. Mustanoja*) 221
Cleasby, Richard, & Vigfusson, Gudbrand, An Icelandic-English Dictionary (*Tauno F. Mustanoja*) 63
Francesco da Barberino (ed. *Giuseppe E. Sansone*), Reggimento e costumi di donna (*Tauno F. Mustanoja*) 279
Ganz, Peter, Der Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz 1640—1815 (*Erik Erämetsä*) 59
Giffin, Mary, Studies on Chaucer and his Audience (*Rossell Hope Robbins*) 282
Hodgson, Phyllis (ed.), *Deonise Hid Diuinite* and Other Treatises on Contemplative Prayer Related to *The Cloud of Unknowing* (*Tauno F. Mustanoja*) 154
Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur (*Hans Fromm*) 48
Köhler, Erich, Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik: Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung (*Werner Wolf*) 285
Robinson, F. N. (ed.), The Works of Geoffrey Chaucer (*Tauno F. Mustanoja*) 62
Sansone, Giuseppe E., s. *Francesco da Barberino.*
Tilvis, Pentti, Prosa-Lancelot-Studien, I—II (*Emil Öhmann*) 52
Vigfusson, Gudbrand, s. *Cleasby, Richard.*

Eingesandte Literatur 156
Mitteilungen 160, 288

Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino Oy Helsinki 1958



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/neuphilologische-mitteilungen_1958_59

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsinki

BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI
BULLETIN OF THE MODERN LANGUAGE ASSOCIATION OF HELSINKI

Redaktion

P. KATARA
Professor em. der deutschen Philologie

V. VÄÄNÄNEN
Professor der romanischen Philologie

Jährlich vier Nummern. Jahrespreis $ 3.00 oder (nur für Finnland) Fmk. 300. Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an den Redaktionssekretär, den Abonnementsbeitrag und die Bestellungen früherer Jahrgänge an die *Akademische Buchhandlung* (Keskuskatu 2, Helsinki) und Mitgliedsbeiträge an den Schriftführer des Vereins, Mag. phil. *Åke Furuhjelm* (Johanneksentie 4), einzusenden.

Redaktionssekretär TAUNO F. MUSTANOJA, Assist. Professor der englischen Philologie (Annankatu 27 A, Helsinki)

LIX. JAHRGANG 1958

FRUCTUS IN QUO ADAM PECCAVIT

Über frühe Bezeichnungen der Banane in Europa und insbesondere in Deutschland

In seinen im Jahre 1563 gedruckten *Colloquios dos simples e drogas e cousas medicinaes da India* gibt der portugiesische Arzt Garcia de Orta, der dreissig Jahre lang in den Besitzungen Portugals in Indien gelebt und sich dort besonders dem Studium der Medizinalpflanzen und Gewürze gewidmet hatte, die Beschreibung einer Art exotischer Gewächse, die nach seiner Aussage im Kongogebiet bei den Eingeborenen unter der Benennung

von *bananas* gehen: »*chaman-lhe bananas*».[1] Zum ersten Mal erscheint dabei die Bezeichnung, unter der diese tropische Pflanze mit ihrer Frucht heutzutage in den meisten europäischen Sprachen bekannt ist.

Das Werk de Ortas, das von grundlegender Bedeutung für die Geschichte der Pharmakologie ist, verdankt seine allgemeinere Verbreitung der im Jahre 1567 veröffentlichten lateinischen Bearbeitung des berühmten französischen Naturforschers Charles de Lécluse, Carolus Clusius. Hier lautet die betreffende Stelle über die Banane folgendermassen: »*Provenit . . . in ea Africae parte quam Guineam appellant, ubi Bananas nuncupatur*».[2] Auf die Auktorität von de Orta und Clusius weisen oft die Verfasser hin, die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit der Naturkunde beschäftigen, so Johannes Bauhinus und Johannes Henricus Cherlerus in der *Historia plantarum universalis* vom Jahre 1590[3] und Henricus Paludanus in seinen »Annotationen» zu Jan Huygen van Linschotens oftmals gedrucktem und viel nachgeahmtem *Itinerario*, dessen erste Ausgabe im Jahre 1596 in Amsterdam erschien.[4] Diese beiden Werke geben in der Schilderung der Banane das von de Orta in Europa eingeführte Kongowort in der Einzahlform »*bananas*» an[5].

Derselbe exotische Ausdruck wird auch in anderen Quellen

[1] Vgl. Richard Loewe, *Über einige europäische Wörter exotischer Herkunft* in »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» LXI, 1934, S. 112.

[2] *Aromatum, et simplicium aliquot medicamentorum apud Indos nascentium historia*, Antverpiae 1567, S. 220. Der Passus steht unverändert in *Exoticorum libri decem* von demselben Clusius, Antverpiae 1605, S. 229.

[3] Ebroduni 1590, S. 150.

[4] *Itinerario. Voyage ofte Schipvaert van Jan Huygen van Linschoten naer Oost ofte Portugaels Indien, 1579—1592*, I, hrsgg. von H. Kern, »Werken uitgegeven door de Linschoten-Vereeniging» II, 's-Gravenhage 1910, S. 228—229.

[5] Bauhinus-Cherlerus, S. 150, und Linschoten, S. 228.

der Jahrhundertwende gebraucht, und zwar immer in Schriften, die Reisen in portugiesischen Fahrwassern behandeln oder Beobachtungen im Bereich der portugiesischen Kolonialmacht enthalten. An erster Stelle ist hier der Portugiese Duarte Lopez zu erwähnen, der lange Zeit im Kongogebiet zugebracht hatte und als Gewährsmann dem italienischen Edelmann Filippo Pigafetta von Vicenza für dessen *Relatione del reame del Congo e delle circonvicine contrade* vom Jahre 1591 gedient hat.[1] Der erste Beleg des Wortes im Italienischen stammt eben von Filippo Pigafetta,[2] im Englischen aus dessen Übersetzung, die schon im Jahre 1597 erschien.[3] Eine lateinische Ausgabe, mit Kupferstichen von De Bry, Vater und Sohn, wurde im Jahre nachher gedruckt und bewahrt ebenfalls den Passus, der die Frucht »*Banam* [sic] *vocatus ab incolis*» beschreibt.[4] Als ein von

[1] Roma 1591.

[2] Battisti-Alessio, *Dizionario etimologico italiano* I, S. 422, s.v. *Banana*.

[3] *New English Dictionary*, s.v. *Banana*.

[4] *Regnum Congo, hoc est, Vera descriptio Regni Africani, quod tam ab incolis quam Lusitanis Congus appellatur. Per Philippum Pigafettam, olim ex Edoardi Lopez acroamatis lingua Italica excerpta; nunc Latio sermone donata ab August. Cassiod. Reinio*, Francofurti 1598, S. 29^{r}. In seinem Artikel über die Banane zitiert Loewe, S. 112 f., diese lateinische Übersetzung in einer Ausgabe vom Jahre 1624 und findet da unverändert die Form »*Banam*». Er widmet eine gründliche Erörterung der Umwandlung von *banam* der Kongosprache in port. *banana* und versucht sie durch Fernassimilation und Zusatz eines *-a* nach Analogie der portugiesischen Obstnamen zu erklären. Nach seiner Aussage kennt das heutige Kongo das Wort *banam* nicht. Die lateinische Pigafetta-Ausgabe ist das einzige unter mehreren gleichzeitigen Werken, das eine ähnliche Form überhaupt kennt; in den anderen kehrt übereinstimmend *bananas*, auch im Sing., wieder. *Banam* könnte vielleicht eher als verdorbene Form betrachtet werden, zumal ja in der um ein Jahr älteren englischen Ausgabe *banana* steht. Leider ist mir der italienische Originaltext Pigafettas nicht zugänglich gewesen. Was die Einzahlform *banana* betrifft, so ist sie wahrscheinlich auf Grund der portugiesischen Mehrzahlform mit Weglassung von *-s* gebildet worden.

den Portugiesen gebrauchtes Wort erklärt diese Benennung ein anderer Italiener, Francesco Carletti, der sie in der Pluralform »*badanas*» in seinem um das Jahr 1615 verfassten Reisewerk benutzt.[1]

Die ersten Belege des Wortes in deutschen Texten liest man bei Levinus Hulsius, der seit dem Jahre 1595 neun Schifffahrten nach Ostindien unternahm und unter den dortigen Früchten auch die »*Bananas*» oder »*Bonanas*», wie die Form in seinen verschiedenen Ausgaben variiert, erwähnt.[2] In den Drucken vom Beginn des 17. Jahrhunderts, so z.B. in demjenigen von 1628, findet man »*Bonanas*» auch in Sebastian Münsters *Cosmographia*, die seit dem Jahre 1541 in immer erneuten und erweiterten Ausgaben veröffentlicht wurde.[3] Aus der Jahrhundertwende stammen ebenfalls die ältesten französischen und englischen Texte, die in den Wörterbüchern zitiert werden.[4]

In diesem Zusammenhang sei noch ein Text herangezogen, eine lateinische Ausgabe der Indienreisen Linschotens, die in ein Sammelwerk *India Orientalis* eingeht und in den Jahren 1599 und 1601 erschien.[5] Wieder wird die Benennung *Bananas*

[1] *Ragionamenti di Francesco Carletti Fiorentino sopra le cose da lui vedute ne 'suoi viaggi, sì dell' Indie occidentali, e orientali*, veröffentlicht erst 1701 in Florenz. Zitiert nach Angelo Prati, *Vocabolario etimologico italiano*, Milano 1951, S. 98, s.v. *Banana*.

[2] Vgl. Weigand, *Deutsches Wörterbuch* I, Sp. 147, s.v. *Banane;* im zweiten Teil dieses Reisewerkes, *Ander Schiffart In die Orientalische Indien*, Franckfurt am Mayn 1615[3], S. 37: »*von allerley Früchten, als Coquos, . . . Bonanas*», und S. 52: »*Coquos und Bonanas.*» Für andere frühe Belege, vgl. Philip Motley Palmer, *Neuweltwörter im Deutschen*, »Germ. Bibliothek», II. Abt., Bd. XLII, 1939, S. 148.

[3] *Cosmosgraphia*, Basel 1628, S. 1605: »*Indianisch Obs: Als Avanas, Cocos, Bonanas*».

[4] Vgl. z.B. Dauzat, *Dictionnaire étymologique*, S. 71, s.v. *Banane*, und *New English Dictionary*, s.v. *Banana*.

[5] *II. pars Indiae Orientalis, in qua Hugonis Lintscotani Navigatio in Orientem. . . . accurate proponuntur. . . . auribus Latine utcunque reddita enunciavit Teucrides Annaeus Lonicerus Privatus*, Francfordii 1599; *Tertia pars*, ebd. 1601.

an zwei Stellen gebraucht: »*vescuntur . . . fructu Bananas*», »*sunt ibi . . . Bananas*», aber nur in Bezug auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika. Sonst geht die Frucht, wie ausdrücklich bemerkt wird, in dem betreffenden Werk unter einer anderen Bezeichnung, auf die wir später zurückkommen werden.[1] Eine ähnliche Aussage lässt verstehen, dass die Verbreitung der von den Portugiesen vermittelten Benennung um das Jahr 1600 eine nur beschränkte war und dass daneben diejenige, auf die der behandelte Text hinweist, als üblicher betrachtet wurde. Greift man nun zu den naturkundlichen Schriften der Zeit, so findet man diese Vermutung leicht bestätigt. Bei verschiedenen Verfassern gibt es mit ausführlicher geschichtlicher Übersicht versehene Darstellungen, aus denen hervorgeht, dass die Kenntnis dieses Tropengewächses zu Ende des 16. Jahrhunderts in Europa schon alten Datums war und dass dafür sogar mehrere Bezeichnungen nebeneinander im Gebrauch waren.

Was die Naturforscher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von der Banane wussten, gründete sich fast ausnahmslos auf Nachrichten, die bei verschiedenen älteren oder gleichzeitigen Autoren einzuholen waren. Direkte Kenntnis von der Pflanze oder deren Frucht war damals in Europa schwer zu bekommen. Zwar erzählt der berühmte italienische Naturwissenschaftler Pierandrea Mattioli, dass man in Venedig Bananenstauden und auch die Früchte zu sehen bekam, die aus Ägypten und Syrien gebracht wurden, und dass das Gewächs in Sizilien schon einheimisch war.[2] Aus einer anderen Quelle

[1] A.a.O. II, S. 91.

[2] *Newes Kreüterbuch . . . von dem Hochgelerten . . . Herrn Doctor Petro Andrea Matthiolo . . . Erstlich in Latein gestellt . . . durch Georgium Handsch . . . verdeutscht*, Prag 1563, S. 79^{r}; vgl. auch Luigi Messedaglia, *Per la storia dell'agricoltura e dell'alimentazione*, Piacenza 1932, S. 276 f. Von Mattioli stammen die naturtreuen Abbildungen der Bananenstaude und eines Fruchtbüschels, die auch der deutschen Version beigefügt sind und von anderen Verfassern nachgebildet wurden. z.B. Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S.

erfahren wir, dass ein Bananenbaum im Haus Priuli in Padua wuchs, später aber wegen der Strenge des Winters starb.[1] Einige Stauden hatten auch die Portugiesen in die Heimat verpflanzt, und Clusius versichert, sie in Lissabon beobachtet zu haben, wo sie nur geringe Frucht trugen. Blätter der Bananenstaude erreichten italienische Handelsplätze als Verpackung von Zuckerhüten aus Zypern oder Ägypten.[2] Die Autoritäten, aus denen die Naturforscher Europas für ihre Traktate über die Banane hauptsächlich schöpften, waren einerseits arabische medizinalbotanische Verfasser, wie Avicenna, Serapion, Rhases — die Banane wurde ja zu Heilzwecken benutzt — und andrerseits mündliche oder noch häufiger schriftliche Berichte von Europäern, welche Vertreter dieser Pflanzenfamilie an Ort und Stelle hatten beobachten können.[3] Zur Verbreitung der Kenntnis der Banane ausserhalb der wissenschaftlichen Kreise dienten vor allem Werke dieser alten Orientreisenden, deren genauere Prüfung sich auch vom Standpunkt lexikalischer Studien als ergiebig erweist und Licht über die anderen Benennungen werfen kann, die neben *Banane* für dasselbe Gewächs in verschiedenen Sprachen belegt werden können und teilweise bis heute im Gebrauch bestehen.

Zeitlich etwas früher als in den portugiesischen Schriften findet man in den Beschreibungen der auf der westlichen Halbkugel entdeckten neuen Welt die Erwähnung der Banane, deren Anbau dort von Spaniern verbreitet worden war. Es wird sogar der genaue Zeitpunkt, das Jahr 1516, und der Name desjenigen angegeben, der die Pflanze zuerst auf der Insel Santo Domingo

148. Aus lauter Phantasie arbeiten die Künstler der drei Kodizes des *Tacuinum sanitatis* aus dem 14. Jahrhundert in der Darstellung der Banane, vgl. Messedaglia, a.a.O., S. 355.

[1] Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 150.

[2] Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 150.

[3] Vgl. z.B. Garcia de Orta in der Ausgabe von Clusius, a.a.O., S. 220 ff., Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 148 ff., und Paludanus im Reisewerk Linschotens, a.a.O., S. 228 ff.

eingeführt haben soll, »*el reverendo padre fray Tomas de Berlanga de la Orden de los Predicatores*».[1] Der Verfasser, in dessen Schriften diese Nachricht gegeben wird, Gonçalo Hernandez de Oviedo y Valdes, veröffentlichte die erste Fassung seiner Amerikaschilderung *Sumario de la natural historia de las Indias* schon im Jahre 1526 in Toledo und ergänzte sein Werk allmählich: die vollständige Auflage erschien unter dem Titel *Historia general de las Indias in* drei Teilen in den Jahren 1551—1552. Oviedo spricht von einer Frucht, die von den Bewohnern der Insel »*platanos*» genannt wird: »*una fruta que aca llaman platanos*», fügt aber hinzu: »*pero en la verdad, ni este es arbol, ni platano*».[2] Unter dieser Benennung kehrt der Bananenbaum in den spanischen Schriften des 16. Jahrhunderts oftmals wieder, und noch heutzutage ist *plátano* seine üblichste Bezeichnung in grossen Teilen der spanischen Welt.[3] Durch Oviedos Text verbreitet sich diese Benennung weiter, so in das Italienische durch eine 1534 erschienene Übersetzung.[4] Über die italienische Überset-

[1] *La historia general de las Indias . . . por el capitan Gonçalo Hernandez de Oviedo y Valdes*, o.O. und J., S. LXXIX^{v}.

[2] A.a.O., S. LXXIX^{r}.

[3] J. Corominas, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana* I, Berna 1954, s.v. *Banana*. Zur Etymologie des span. *plátano* vgl. Philip Motley Palmer, *Der Einfluss der Neuen Welt auf den deutschen Wortschatz 1492—1800*, »Germ. Bibliothek», II. Abt., Bd. LIII, 1933, S. 124—125. Andere Belege aus spanischen Texten des 16. Jahrhunderts z.B. bei José de Acosta, *Historia natural y moral de las Indias*, Sevilla 1590: »*platano*» oder »*plantano*», zitiert von Messedaglia, a.a.O., S. 277, Note 2.

[4] *Sommario della naturale et generale Historia dell'Indie Occidentali*, in Gio Batt. Ramusio, *Delle Navigationi et Viaggi* III, Venetia 1565, S. 68^{v}: »*alcune piante che li Christiani chiamano platani*». Auch die Übersetzung des Werkes von de Acosta vom Jahre 1596 enthält den spanischen Namen der Banane, vgl. Messedaglia, a.a.O., S. 259, Note 2, und S. 277, Note 2; das Wort findet man auch in Girolamo Benzonis *La Historia del mondo nuovo*, Venetia 1565, S. 59^{r}: »*Il platano è un frutto assai più lungo, che grosso*». Die italienischen Wörterbücher kennen diesen Gebrauch nicht.

zung erreicht das Werk Oviedos auch England im Jahre 1555, und aus diesem Text stammt der erste Beleg des Ausdruckes, der noch heute im Englischen in der Form *plantain* weiterlebt und wie *banana*, von dem er nur unvollkommen bedeutungsmässig unterschieden wird, eine Unterart im Bereich dieser reichen tropischen Pflanzenfamilie bezeichnet.[1]

In den deutschen Texten habe ich ein altes Beispiel für den aus dem Spanischen stammenden Namen gefunden, und zwar in der Verdeutschung eines spanischen Werkes. Es gelangt über eine italienische Version nach Deutschland und erscheint 1563 im Druck. Die betreffende Stelle lautet folgendermassen: »*mit Mandel, . . . Datteln, Platanis, unnd mit sonst andern viel mehr süssen Früchten*».[2] Es handelt sich um ein dem Übersetzer fremdes Gewächs, denn in einer erklärenden Note, die er dem Texte hinzugefügt hat, begeht er eine Verwechslung mit einer anderen tropischen Frucht, vielleicht mit der Kokosnuss.[3] Andere vereinzelte Belege aus den Jahren 1590 bis 1677 liefert Palmer aus Schilderungen über Neuweltreisen.[4]

Aber noch weiter rückwärts kann die Geschichte der Banane in Europa verfolgt werden. Vor den Werken der Spanier ist zeitlich an der Reihe das im Jahre 1511 in Venedig veröffentlichte *Itinerario* Lodovico Varthèmas von Bologna, der nach langen Wanderungen im Jahre 1508 aus Indien in die Heimat zurückkam. Unter den unbekannten, in der Nähe von Kalkutta beobachteten Gewächsen erwähnt er auch die Banane und beschreibt sie nach drei verschiedenen Arten. Dabei benutzt

[1] *New English Dictionary*, s.v. *Plantain* [3].

[2] Erster Teil im Sammelwerk *Türckische Historien . . . verdolmetscht durch . . . Heinrich Müller*, S. H 3[r]: *erstmals in Spanischer Sprach vonn einem mit Namen Vasco dia Stanco* [Vasco Díaz Tanco] *beschriben, unnd folgends auch in Italienischer Sprach von einem, mit Namen Alfonso de Ulloa vertiert worden*, Franckfurt am Mayn 1563, S. 51[r].

[3] S. 51[r]: »*Platanus ist ein gewechss in India, und in anderen hitzigen Landen, . . . Auss den Schalen machen sie schuw*».

[4] Palmer, *Der Einfluss der Neuen Welt*, S. 125.

er die von den Eingeborenen gebrauchten Benennungen, »*Malapolanda*« als Gattungsnamen und »*Ciancapalon*« und »*Candelapalon*« für die zwei meist geschätzten Arten.[1] Keine dieser Bezeichnungen hat sich erhalten, im 16. Jahrhundert wurden sie aber häufig herangezogen, weil das Werk Varthemas eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis des fernen Ostens war. Ausser vierzig Auflagen in Italien im Laufe des 16. Jahrhunderts hat es Übersetzungen in viele Sprachen erlebt. Seit dem Jahre 1515 gibt es eine deutsche Übersetzung, die oftmals neu verlegt wurde[2] und ausserdem reichlich von den deutschen Kosmographen der Zeit benutzt worden ist, vor allem von Sebastian Franck in seinem zum ersten Mal im Jahre 1534 gedruckten *Weltbuch*. Die fremden Benennungen sind unverändert in die deutsche Übersetzung eingegangen[3] und wiederholen sich auch in den zahlreichen Auflagen des Franckschen Werkes.[4]

In allen obenbeschriebenen Fällen gehen Beobachtung und Schilderung der Banane als Bestandteil in das vielseitige allgemeine Interesse ein, das man in der Periode der grossen Entdeckungsreisen den neuen und ungewöhnten Erscheinungen der fernen Weltteile widmete. Aber schon vor dieser Zeit hatten die europäischen Völker Kenntnis von den Merkwürdigkeiten der heisseren Klimaten, und zwar über das östliche Mittelmeer, in dessen Gebiet seit alters die Verbindungsstrasse Europas mit den exotischen Breitengraden ging. Nach den Kreuzzügen hatte sich der Verkehr auf diesen Wegen vervielfältigt, und die Zahl der Europäer, die für einen kürzeren oder längeren

[1] Auflage von Mailand 1523, S. CVIII^{r}.

[2] *Die Ritterlich und lobwirdig rayss des gestrengen und über all anderweyt erfarnen ritters und Lantfarers herren Ludowico Vartomans von Bolonia*, Augsburg 1515; bis auf das Jahr 1556 gibt es neun Ausgaben dieser Übersetzung, vgl. Wolfgang Stammler, *Von der Mystik zum Barock*, »Epochen der deutschen Literatur« II, 1, Stuttgart 1927, S. 248.

[3] A.a.O., S. l I^{v}.

[4] Siehe z.B. die Auflage o.O. 1542, S. CCI^{v}.

Aufenthalt in den nahen Osten fuhren, nahm immer mehr zu. Vor allem sind hier die abendländischen Pilger zu erwähnen und neben ihnen die Handelsleute verschiedener Nationen, deren Anwesenheit an allen Stapelplätzen der Levante nachweisbar ist. Als Vermittler der Kenntnis der orientalischen Welt waren die ersteren von besonderer Wichtigkeit, weil sie eine reichliche und vielverbreitete Literatur als Zeugnis der eigenen Erlebnisse in der Fremde hinterlassen haben, während die kaufmännischen Schriften vorwiegend handelstechnischen Inhalts in weit beschränktere Kreise Eingang fanden.

Die Reisebeschreibungen der Palästinapilger, von denen die beliebtesten schon seit der Erfindung der Druckerkunst in vielen Ausgaben dem lesenden Publikum vorgelegt wurden, sind heutzutage zu einem grossen Teil durch Neudrucke und Textveröffentlichungen zugänglich gemacht und durch notwendige sachliche und lexikalische Erklärungen versehen worden, es fehlen aber eingehende Studien, die den Anteil ähnlicher Schriften an der Bildung des Wortschatzes der europäischen Sprachen während des späteren Mittelalters klarlegen könnten. Um den bisher unbekannten Begriffen sprachliche Entsprechungen zu schaffen hatten sich diese Verfasser einen besonderen Wortschatz zurechtgelegt, mit dem sie teils durch Hilfe fremden Sprachmaterials, teils durch die Mittel der eigenen Sprache über die neuen Verhältnisse berichten konnten. Meistens handelt es sich bei solchen »Pilgerwörtern» um Ausdrücke, die zur Bezeichnung der speziellen Einrichtungen der mohammedanischen Welt oder der fremden Flora und Fauna dienten. Seltener tauchen Wörter auf, die zu bestimmten christlichen Wallfahrtszielen in Verbindung stehen und von den Besuchern der Heiligtümer in der Heimat gebraucht und verbreitet werden. Von den letzteren seien erwähnt deutsch *Gottesacker*, italienisch *Campo Santo*, an dessen palästinensisches Urbild sich besondere Glaubensvorstellungen knüpften,[1] oder das aus

[1] Vgl. meinen Artikel *Gottesacker und Campo Santo* in »Neuphilologische Mitteilungen» LVIII, 1957, S. 71 ff.

dem Italienischen entlehnte *Grotte*, das ebenfalls ursprünglich mit den Palästinapilgern im 15. Jahrhundert nach Deutschland gekommen war und mit der Verehrung bestimmter heiliger Grotten in Verbindung stand.[1]

Bei den Besuchern des Heiligen Landes kehrt früh mit grosser Häufigkeit die Erwähnung einer in der Levante angebauten Pflanze wieder. Sie ist aus der Beschreibung ihres charakteristischen Aussehens leicht als eine Bananenstaude zu identifizieren. Eine Bemerkung über das in Europa fremde Gewächs macht schon der deutsche Magister Thietmar anlässlich seiner Palästinafahrt im Jahre 1217. In der Nähe von Jerusalem beobachtet er diese Baumart und beschreibt sie folgendermassen: »*Praeterea arbores iste sunt in terra Jerosolimis . . . portantes folia unius ulne longa et medii cubiti lata, habentes poma longa ad mensuram digiti et in uno ramo octoginta vel amplius coherentia. Melleum habent saporem, et valent sumpta precordiis.*«[2] Andere, wie am ausführlichsten Felix Fabri aus Ulm, der zweimal, in den Jahren 1480 und 1483, Palästina besuchte, wollen noch näher bestimmen, dass es sich nicht um einen Baum im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr um ein Rohr handelt: »*Hanc arborem, quia aliis dissimilis est et insoliti crementi et formae, non bene possum describere. Excrescit enim de terra, sicut arundo, non quod sit arundo, nec genus arundinis, sed sicut arundo non habet ramos, sed folia in circumferentia stipitis, ex quibus resultat*».[3] Alle sprechen von der unvergleichlichen Beschaffenheit der Früchte. So rühmt sie z.B. ein irländischer Pilgerbericht

[1] In meinen *Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI*, »Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki» XVII, 1955, S. 131, werden alte Belege des Wortes geliefert.

[2] In *Peregrinatores Medii Aevi quatuor*, hrsgg. von J. C. M. Laurent, Lipsiae 1873 [2], Anhang S. 52; in der Note 565 wird der Baum als Bananenbaum angegeben.

[3] *Fratris Felicis Fabri Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem* III, hrsgg. von Konrad Hassler, »Bibl. d. Litt. Vereins» IV, Stuttgart 1849, S. 5.

aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts als die besten und angenehmsten unter allen Früchten: »*Judicio meo salvo meliori, inter omnia pomorum genera primatum obtinent sua incomparabile bonitate: sunt. . . in aspectu pulcherrima, in odore suavissima, in sapore melliflua, in tactu levissima.*«[1]

Aber nicht nur wegen ihres charakteristischen Aussehens und der ausserordentlichen Qualität ihrer Früchte erweckte diese Pflanze die Aufmerksamkeit der Abendländer. Aus den Schriften der Pilger erscheint deutlich, dass sich seit alters an die Bananenstaude besondere Glaubensvorstellungen knüpften, und der Leser älterer Pilgerschriften kann feststellen, wie sie, mit immer reichlicheren Einzelzügen gestattet, nach und nach ihren greifbaren Ausdruck finden.

Es handelt sich hier um eine Erscheinung, die hinsichtlich vieler Legendenstoffe im Heiligen Lande zu beobachten ist. Die Bibelüberlieferung, besonders die mit dem Leben Jesu in Beziehung stehende, wurde mit immer neuen Zusätzen erweitert und der Einbildungskraft des frommen Pilgers angepasst. Das Ergebnis dieses langsamen Anhäufens von volkstümlichem Schmuck bei altbekannten Motiven tritt im 14. Jahrhundert in voller Blüte zum Vorschein, zu einem Zeitpunkt also, der für die überseeischen Pilgerfahrten verschiedener Nationen eine auffallende Zunahme bedeutet.[2] Diese Wahrnehmung wird ausserordentlich klar durch die Legenden veranschaulicht, die sich um die Heilige Jungfrau in Palästina gesponnen hatten.[3] Dem gleichen Vorgang habe ich hinsichtlich des sog. Töpferackers in Jerusalem zu folgen versucht, und ebenfalls

[1] *Itinerarium fratrum Symonis Semeonis et Hugonis illuminatoris Ordinis fratrum Minorum professorum ad Terram Sanctam A. D. 1322*, in Girolamo Golubovich, *Biblioteca bio-bibliografica della Terra Santa e dell'Oriente francescano* III, Quaracchi 1919, S. 263.

[2] Vgl. Golubovich, a.a.O., III, S. 209 und 289.

[3] Vgl. die Einleitung von B. Bagatti zu *Libro d'Oltramare* Niccolòs von Poggibonsi, Gerusalemme 1945, S. XIX ff.

beobachtet man ihn bezüglich der dreissig Silberlinge, des Preises für das Blut Christi, womit der Acker angekauft worden war,[1] um hier nur diese Beispiele heranzuziehen.

Nicht nur um die Personen und Stätten der Bibelerzählung wird ähnliches Legendenmaterial gebildet; auch das Pflanzenreich liefert günstige Ausgangspunkte. So wurde den Pilgern in dem berühmten Balsamgarten nördlich von Kairo eine uralte hohle Sykomore gezeigt, die dem Christkindlein auf der Flucht nach Ägypten Schatten geboten hatte, [2] oder ausserhalb der Mauern Jerusalems, im Josaphattal, der Feigenbaum, an dem sich Judas erhängt hatte.[3] Auch über die Frucht des Bananenbaums findet man seit dem 14. Jahrhundert in verschiedenen Pilgertexten Einzelheiten, die das Vorhandensein besonderer Glaubensvorstellungen andeuten. Zum ersten Mal findet sich in dem erwähnten *Itinerarium* der zwei Irländer ein Passus dieser Art über jene »*poma*»: »*Sunt . . . crucifixi signaculo insignita, quia quum scinduntur ex transverso in eis apparet imago crucifixi apertissime velut in cruce extensi*».[4] In den dunkleren Schatten, die bekanntlich an der Schnittstelle einer Banane sichtbar sind, glaubte man also das Bild des gekreuzigten Christus zu sehen, und diese Vorstellung wird in der Folgezeit regelmässig in den Pilgerschriften herangezogen, gewöhnlich mit immer neuen Einzelheiten der Erzählung bereichert. So drückt sich Wilhelm von Boldensele, der im Jahre 1336 in Palästina war, folgendermassen aus: »*Per transversum quotiescunque ipsa* (die von ihm beschriebenen *poma oblonga*) *incideris, invenies Crucifixum, in tantum, ut aliquoties faciei, et aliorum*

[1] Vgl. den erwähnten Artikel *Gottesacker und Campo Santo*, S. 95 ff.

[2] *Das Reisebuch der Familie Rieter*, hrsgg. von R. Röhricht und H. Meisner, »Bibl. d. Litt. Vereins» CLXVIII, Tübingen 1884, S. 112—113, und Fabri, a.a.O., S. 5.

[3] Niccolò von Poggibonsi, a.a.O., S. 44.

[4] Golubovich, a.a.O., III, S. 263.

membrorum lineamenta possis perpendere competenter».[1] Auch ein Italiener, Giovanni de' Marignolli aus Florenz, der als päpstlicher Nuntius im Jahre 1338 nach dem fernen Orient fuhr, um erst im Jahre 1353 zurückzukehren, kennt diese Tradition und gibt als Augenzeuge die folgende Beschreibung der Frucht: »*Et istud vidimus oculis nostris, quod ubicumque inciditur per transversum, in utraque parte incisure videtur ymago hominis crucifixi, quasi si homo cum acu sculpsisset*», wie er hinzufügt.[2] Ein anderer Italiener, Niccolò von Poggibonsi — er weilte in den Jahren 1346—1350 in Palästina — behauptet sogar in seinem bis zum 18. Jahrhundert oftmals neu gedruckten und ausserdem viel nachgeahmten Werk über die heiligen Stätten, dass die Frucht, in jede beliebige Richtung geschnitten, das Bild des Gekreuzigten aufweise: »*Et in ogni modo e verso che si taglia lo detto pome, o per lungo, o per traverso, o per lato, si è in croce come crocifisso nel detto pome*», und auch er sagt, dass er es mit eigenen Augen gesehen habe: »*e questo bene scernevo io*».[3] Zwei Florentiner, Lionardo Frescobaldi und Simone Sigoli, die im Jahre 1384 die Überseefahrt zusammen machten, erzählen beide, dass sie das Wunder des Kruzifixes durch wiederholte Proben des Schnittes an der Frucht hatten feststellen können.[4]

Jahrhunderte hindurch erhält sich diese Tradition. Erwähnen wir hier als Beispiel einen deutschen Text des 15. Jahrhunderts, die *Reise in das gelobte Land* des Nürnbergers Hans Tucher, der 1479 in Palästina war. Das Werk fand grosse Verbreitung und ist eine der meistbenutzten Quellen für Kosmographien zu Beginn der Neuzeit. Wenn man die Frucht entzweischneidet »*so sicht man*», um es mit den Worten Tuchers zu sagen, »*allweg an yedem schnitz besunder ein gestaltt eins Crucifixes, daran*

[1] In Henricus Canisius, *Antiquae Lectionis* tomus V, Ingolstadii 1604, S. 112.

[2] Golubovich, a.a.O. IV, Quaracchi 1923, S. 281.

[3] A.a.O., S. 143.

[4] L. Frescobaldi und S. Sigoli, *Viaggi in Terrasanta*, hrsgg. von Cesare Angelini, Firenze 1944, S. 66 und 176.

ein menschlich pild hanget, gleicherweiss wie man Cristum unnsern herrn am kreütz hangend zemalen pfligt».[1] In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gibt von der Glaubensvorstellung Kunde der italienische Pater Vincenzo Maria di Santa Caterina in seinem Bericht über eine Reise nach Ostindien. Er erwähnt die Banane von Syrien, die, wie er sagt, »beinahe» das Bildnis des Kruzifixes zeigt, und liefert dazu einen neuen Zug zur altherkömmlichen Legende, indem er zu wissen gibt, dass die dortigen Christen vor Ehrfurcht niemals die Frucht mit einem Messer schnitten, sondern nur mit den Händen entzweibrachen: »*... tiene quasi espressa l'Immagine del Crocifisso; perciò li Christiani per veneratione mai costumano di tagliarlo con cortelli, ma solo lo spezzano con le mani*».[2] Noch gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts findet man Spuren derselben Tradition. In dem Werke *Die Symbolik und Mythologie der Natur* von I. B. Friedreich aus dem Jahre 1859 wird nämlich berichtet, dass die Portugiesen aus Verehrung die Banane nie essen, »weil sie, wenn sie quer durchschnitten wird, ein Kreuz zeigt».[3]

[1] S. 52[r] in der ersten Auflage, Nürnberg 1482.

[2] *Viaggio all'Indie Orientali del Padre F. Vincenzo Maria di S. Caterina da Siena, procuratore generale de' Carmelitani scalzi*, Venezia 1683, S. 350. Vgl. *Cathay and the Way Thither*, übers. und hrsgg. von Henry Yule, Bd. III, »Works Issued by the Hakluyt Society», Second Series XXXVII, London 1914, S. 236, Note 1, und Angelo De Gubernatis, *La mythologie des plantes ou les légendes du règne végétal* I, Paris 1878, S. 22, Note 1. Unser Pater scheint leichte Zweifel der fest gewurzelten Glaubensvorstellung gegenüber zu hegen, weil er sein »*quasi*» hinzufügt; nur eine entschieden misstrauische Stimme finde ich unter den zahlreichen älteren Beschreibungen der merkwürdigen tropischen Frucht, und zwar bei einem Engländer aus dem Ende des 16. Jahrhunderts: »*The cross I might perceive, as the form of a Spred-Egle in thee root of Ferne, but the Man I leave to be sought for by those that have better eyes and better judgement than myself*» (John Gerarde, *The Herball, or General Historie of Plants*, London 1597; S. 1515 der Neuausgabe, London 1633).

[3] Gedruckt in Würzburg 1859; S. 338.

Betrachtung und Deutung ähnlicher Zeichen in der Schöpfung war nicht nur für den Geist des Mittelalters kennzeichnend, sondern auch für die ersten Jahrhunderte der Neuzeit. So widmet ein italienischer Priester, Giacomo Bosio, zu Beginn des 17. Jahrhunderts in seinem Werk *La trionfante e gloriosa Croce* grossen Raum der Beschreibung eines in einem römischen Klostergarten wachsenden Kürbisses, weil der Durchschnitt dieser Frucht nicht nur ein Kreuz, sondern in Entsprechung der fünf Wunden Christi, wie er diese Naturerscheinung auslegt, fünf Samenkörnlein aufwies.[1] Bosio kennt auch die Tradition, wie sie sich um die Banane gebildet hatte, und äussert die Überzeugung, dass diese Frucht in einer ganz bestimmten Absicht von Gott durch die Abbildung der Kruzifixes ausgezeichnet worden war: damit sie unter allen anderen leichter als die Frucht des Paradieses erkannt werden könnte.[2] Als den Baum des Paradieses, genauer gesagt als den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, hat tatsächlich die obenbehandelte Pilgerüberlieferung die Bananenstaude aufgefasst.[3] Diese Vorstellung wird zwar auch durch andere Eigenschaften der Frucht gestützt, wie durch ihren angenehmen Geschmack, ihren Duft

[1] Giacomo Bosio, *La trionfante e gloriosa Croce*, Roma 1610; in der lateinischen Übersetzung des Verfassers, *Crux triumphans et gloriosa*, Antverpiae 1617, S. 165. Vgl. auch Oskar Dähnhardt, *Natursagen* II, Leipzig und Berlin 1909, S. 297.

[2] A.a.O., S. 164.

[3] Diese Tradition hat sich in Europa gänzlich auf die Pilgerschriften und die von ihnen beeinflusste Literatur beschränkt. In der christlichen Ikonographie finden sich keine Spuren davon, vgl. z.B. Louis Réau, *Iconographie de l'art chrétien* II, Paris 1956, S. 85: *L'Arbre de la Science du Bien et du Mal.* Siehe auch Harold N. Moldenke und Alma L. Moldenke, *Plants of the Bible*, »A New Series of Plant Science Books edited by Frans Verdoorn», Waltham, Mass., 1952, S. XVI und S. 184 ff., wo die Pilgerüberlieferung hinsichtlich der Banane unbeachtet geblieben ist.

und ihre lieblichen Farben,[1] die zutiefst liegende Ursache muss man aber in dem als Symbol gedeuteten Kruzifix suchen, das sich auf die Einbildungskraft frommer Beobachter berief. Dem Verfasser des angeführten Werkes ist aber die innere Motivierung entgangen, auf Grund deren man darin eben die verbotene Frucht des ersten Menschenpaares sah: der Gegenstand des Sündenfalles trug in sich das Vorzeichen der zukünftigen Erlösung durch den gekreuzigten Heiland. Den deutlichsten und ausführlichsten Ausdruck findet diese Glaubensvorstellung bei dem Ulmer Predigermönch Felix Fabri, der mit seinem zu Ende des 15. Jahrhunderts verfassten lateinischen Reisebericht die reichhaltigste Quelle der in Palästina und in den angrenzenden Ländern vorfindlichen legendarischen und religiösen Stoffe bietet. Bei Fabri fliesst mit der behandelten Tradition des Kruzifixes zwar eine andere zusammen, zu der wir in der Folge kommen werden, nämlich die Wahrnehmung von Spuren an der Frucht nach einem Biss, die in der Identifikation einer anderen Frucht als derjenigen des Paradieses in der volkstümlichen Tradition eine Rolle gespielt hat.[2] Nach genauer Beschreibung von Gewächs und Frucht gibt Fabri eine Zusammenfassung der sich daran knüpfenden Glaubensvorstellungen. Sie sollen nach seiner Aussage unter den Vertretern aller drei Reli-

[1] So rühmt diese Früchte das erwähnte irländische *Itinerarium*, siehe oben S. 12. Der Italiener Simone Sigoli, a.a.O., S. 176, versichert, dass man, einmal an den neuen Geschmack der Banane gewöhnt, alles andere dafür lassen würde.

[2] A.a.O., III, S. 6. Fabri begeht an dieser Stelle, zwar als Gewährsmann anderer, sogar eine Verwechslung mit dem Papyrusrohr und erzählt, wie vorzeiten die getrockneten Blätter der Bananenstaude zum Schreiben gedient hätten. Es fehlt ihm nicht an Begründungskunst: »*habent enim folia cum rectis lineis, quasi ad superscribendum ordinatis*». Ein gleichzeitiger deutscher Reisender, Paulus Waltherus von Güglingen, wiederholt dieselbe Nachricht, vgl. *Fratris Pauli Waltheri Guglingensis itinerarium*, hrsgg. von M. Sollweck, »Bibl. d. Litt. Vereins» CXCII, Tübingen 1892, S. 218.

gionen im nahen Osten gemeinsam gewesen sein: »*De hac arbore dicunt omnes Orientali concorditer, Christiani scilicet, Sarraceni et Judaei, quod sit illius speciei, cujus erat arbor illa in paradiso, scientiae boni et mali, de qua praecepit Dominus primis nostris parentibus, ne manducarent de fructu ejus, alias morte morirentur, Genes. II. Sed mulier videns, quod bonum esset lignum et ad vescendum suave et pulchrum ad videndum, tulit, comedit et viro praebuit, Genes. III. Et totum genus humanum in damnationem demersit, pro quo Christus sua cruce satisfacere de coelo descendit, unde in signum praevaricationis retinuit nutu Dei pomum morsum dentium et in signum redemtionis repraesentat signum crucis*».[1] In der deutschen Ausgabe des Fabrischen Werkes wird derselbe Ideengang in knapperen Worten folgenderweise ausgedrückt: »*Es halten die Christen von Orient, und die Heyden und Jüden, dass an der Frucht Adam und Eva das Gebott im Paradyss gebrochen haben, denn ein jeder Apffel hat ein Bissz, also, das nach der übertrettung dess Gebotts, der Bissz und das Creutz, mit dem der Bissz solt gebüsset werden, in der Frucht blieben ist.*»[2]

Wie wir oben gesehen haben, nimmt die Tradition des Kruzifixes erst im 14. Jahrhundert konkrete Formen an, sie muss aber viel älter sein, denn schon bei den Verfassern, die im vorhergehenden Jahrhundert ein als Bananenstaude aufzufassendes Gewächs und seine Frucht ohne einen Hinweis auf etwa sich daran knüpfende Legenden erwähnen, werden die Bezeichnungen »Paradiesbaum» und »Paradiesfrucht» gebraucht: »*arbores . . . que dicuntur paradisi*» (Thietmar),[3] »*fructus . . . qui dicuntur poma paradisi*» (Burchardus de Monte Sion).[4] Diese auf die behandelte Glaubensvorstellung fussenden Benennungen erscheinen regelmässig in den Pilgertexten besonders des 14. Jahrhunderts, sporadisch aber bis spät in die Neuzeit hinein,

[1] A.a.O., III, S. 6.

[2] In *Reyssbuch dess heyligen Lands*, Franckfort am Mayn 1584, S. 170^{v}.

[3] Siehe oben, S. 11.

[4] *Peregrinatores Medii Aevi quatuor*, S. 87.

und sie sind auch der sonstigen älteren Reiseliteratur und den naturkundlichen Werken eigen.

Aus dem 14. Jahrhundert, und zwar aus dessen erster Hälfte, können hier die schon erwähnten lateinischen Pilgertexte des irländischen Itinerariums: »*poma paradisi*»,[1] und Wilhelms von Boldensele: »*poma oblonga, quae Paradisi nuncupatur*»,[2] herangezogen werden, zu denen noch ein dritter, die Orientbeschreibung Jacopos von Verona, hinzukommt: »*habundantia . . . pomorum de paradiso*».[3] Den ersten italienischen Beleg liefert aus der Mitte des Jahrhunderts Niccolò von Poggibonsi, der in einem kurzen Kapitel die »*poma di Paradiso*» behandelt,[4] und einen anderen findet man aus dessen zweiter Hälfte bei dem Florentiner Simone Sigoli: »*E per molte genti sono chiamati questi pomi di Paradiso; e questo debbe essere il loro diritto nome.*»[5] Von »*fruit de paradis terrestre*» spricht ein Franzose, Simon de Sarebruche, Baron von Anglure, in seinem Bericht über eine im Jahre 1395 unternommene Jerusalemreise.[6]

Unter den Werken der ältesten Periode sind in diesem Zusammenhang auch die Reiseberichte von Marco Polo und von Johannes de Mandeville zu erwähnen, der erstere schon um die Wende zum 14. Jahrhundert in seiner Urfassung entstanden, und der zweite, der stark aus fremden Quellen entlehnt, so z.B. für die Beschreibung der Banane aus Wilhelm von Boldensele,[7]

[1] Golubovich, a.a.O., III, S. 263.

[2] Canisius, a.a.O., S. 112.

[3] *Le pèlerinage du moine augustin Jacques de Vérone (1335)*, hrsgg. von R. Röhricht in »Revue de l'Orient Latin» III, 1895, S. 245, und *Liber peregrinationis di Iacopo da Verona*, hrsgg. von Ugo Monneret de Villard, »Il Nuovo Ramusio» I, Roma 1950, S. 86.

[4] A.a.O., S. 143.

[5] A.a.O., S. 176.

[6] *Le saint voyage de Iherusalem du Seigneur d'Anglure*, hrsgg. von François Bonnardot und Auguste Longnon, »Société des Anciens Textes Français», Paris 1878, S. 38.

[7] Vgl. die Ausgabe eines englischen Mandeville-Textes, »Works Issued by the Hakluyt Society» CI, London 1953, S. 35, Note 5.

aus der späteren Hälfte desselben Jahrhunderts. Die zahlreichen Ausgaben dieser beiden Texte in verschiedenen Sprachen enthalten den betreffenden Ausdruck, so Marco Polo lat. »*poma paradisi*»[1], franz. »*pomes de paradis*»[2], ital. »*pomi di paradiso*», »*frutti di paradiso*»,[3] in der mitteldeutschen Übersetzung aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts: »*paradische eppil*»[4], oberdeutsch im 15. Jahrhundert: »*paradeys öpffel*»,[5] niederländ. »*paradijs appelen*»,[6] und Mandeville franz. »*pommes de paradis*»,[7] engl. »*apples of Paradise*»,[8] deutsch »*Oepffel auss dem Paradeyss*».[9]

In zwei deutschsprachigen Texten, beide um das Jahr 1350 entstanden, findet man die Beschreibung der Banane, in einer Sammlung von Nachrichten verschiedener Art aus dem nahen Osten, der der anonyme niederrheinische Verfasser auch einen kurzen naturgeschichtlichen Anhang beigegeben hat, und in dem *Buch der Natur* Konrads von Megenberg, einem der belieb-

[1] Marco Polo, *Itinerarium*, Antverpiae 1485, phototypische Ausgabe, Tokyo 1949, S. b I^{r}.

[2] In »Recueil de voyages et de mémoires» I, Paris 1824, S. 32, und *Le Livre de Marco Polo, Fac-simile d'un manuscrit du XIV^{e} siècle conservé à la Bibliothèque Royale de Stockholm*, Stockholm 1882, S. 12^{v}.

[3] *Il libro di Marco Polo detto Milione*, hrsgg. nach einer Handschrift aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, Vorwort von Sergio Solmi, »I Millenni» XXV, Torino 1954 [2], S. 28; vgl. auch die Ausgabe von Gio.Batt. Baldelli Boni, I, Firenze 1827, S. 21 und 23, die andere Lesarten liefert.

[4] *Der mitteldeutsche Marco Polo*, hrsgg. von Ed. Horst von Tscharner, »Deutsche Texte des Mittelalters» XL, Berlin 1935, S. 8.

[5] *Hie hebt sich an das puch des edelen Ritters und landtfarers Marcho Polo . . .*, Nürnberg 1477, S. 12^{r} und 12^{v}.

[6] *Markus Paulus Venetus Reisen . . . Door J. H. Glazemaker vertaalt*, t' Amsterdam 1664, S. 11.

[7] Ausgabe eines französischen Mandeville-Textes aus dem 14. Jahrhundert, »Works Issued by the Hakluyt Society» CII, London 1953, S. 254.

[8] »Works Issued by the Hakluyt Society» CI, S. 35 und CII, S. 437.

[9] *Reyssbuch dess heyligen Lands*, S. 410^{v}.

testen und meist gelesenen Werke in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert. Der Vergleich der betreffenden Abschnitte in diesen Schriften ist insofern lehrreich, als in der erstgenannten die persönliche Beobachtung und mündliche Erkundigung an Ort und Stelle deutlich ans Licht kommt,[1] während Konrad nach eigener Erklärung seine Kenntnisse über dieses Gewächs »*ausz groezern puechern von der natur*« schöpft.[2] In dem niederrheinischen Orientbericht weicht die Darstellung der »*Paradys eppel*«, die »*mitten eyn crucifix stain*« haben, tatsächlich in keiner Weise von dem ab, was die Pilger als Augenzeugen von dieser morgenländischen Frucht zu berichten wussten. Bei Konrad kann von unmittelbarer Naturwahrnehmung nicht gesprochen werden, sein »*Paradis paum*« ist aber wohl trotz abweichender Einzelheiten als die Bananenstaude aufzufassen.[3] In der Auslegung der »*arbor pulcherrima*« spielt mittelalterliche Symbolik herein. Es kann darunter die heilige Jungfrau verstanden werden: wie der Baum »*der öpfel mêr den hundert*« an einem Stengel trägt, ist auch sie so »*voller genâden, daz si ie an ainem ast der saelichait tregt mêr dann hundert tugent*«.[4]

In den folgenden Zeiten wird der Ausdruck »Paradiesfrucht« seltener, taucht aber immer hie und da vereinzelt auf, so in einer französischen Kosmographie vom Jahre 1544: »*pommes de Paradis*«,[5] in einem englischen Text vom Jahre 1585: »*apples of paradice*«,[6] bei Menachem von Lonzano aus Italien um die

[1] *Ein niederrheinischer Bericht über den Orient*, hrsgg. von R. Röhricht und H. Meisner in »Zeitschrift f. deutsche Philologie» XIX, 1887, S. 4.

[2] *Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg*, hrsgg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 313.

[3] Vgl. *Ein niederrheinischer Bericht*, S. 82, Note 2.

[4] A.a.O., S. 313.

[5] *La cosmographie avec l'espère et régime du soleil et du nord par Jean Fonteneau dit Alfonse de Saintonge*, hrsgg. von Georges Musset, »Recueil de voyages et de documents» XX, Paris 1904, S. 293.

[6] *New English Dictionary*, s.v. *Paradise*.

Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert: »*pomo di paradiso*».[1] In den geschichtlichen Übersichten der naturkundlichen Traktate erscheint er öfters seit dem 16. Jahrhundert als Zitat aus alten Reiseberichten.[2]

Die Auffassung von der Banane als der verbotenen Frucht gibt den Anlass zu einer anderen Benennungsweise, die seit dem 15. Jahrhundert einige Verbreitung gehabt hat. So heisst die Pflanze in der deutschen Ausgabe von Felix Fabri »*Adams Baum*»[3] und die Früchte bei Hans Tucher »*Adams öpffel*».[4] Aus Tucher gelangt dieser Gebrauch in Sebastian Francks *Weltbuch:* »*Adams äpffel*».[5] Man kann den Ausdruck auch in einer deutschen Ausgabe der *Cosmographia* Sebastian Münsters aus dem Jahre 1628 finden: »*Adamsöpffel*», während dasselbe Werk in seiner lateinischen Fassung schon gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts von »*Adamica pomus*» und »*poma Adamica*» spricht.[6] Es seien hier ebenfalls zwei französische Texte des 16. Jahrhunderts angeführt, die Palästinareise von Jean Thenaud aus dem Jahre 1512: »*pommes d'Adam*»,[7] und diejenige von Carlier de Pinon, der im Jahre 1579 die betreffende Überlieferung von

[1] Zitiert nach Immanuel Löw, *Die Flora der Juden* II, Wien und Leipzig 1924, S. 254.

[2] So z.B. im 16. Jahrhundert bei Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 150, und bei Linschoten, a.a.O., S. 228; im 17. Jahrhundert in Adrianus Cocquius, *Historia ac contemplatio sacra plantarum, arborum et herbarum, quarum sit mentio in Sacra Scriptura*, Vlissingae 1664, S. 47; im 18. Jahrhundert in Georg Everhard Rumpf, *Herbarium Amboinense*, zitiert nach Luigi Colla, *Memoria sul genere Musa*, in »Memorie dell' Accademia Reale delle Scienze di Torino» XXV, 1820, S. 6.

[3] *Reyssbuch dess heyligen Lands*, S. 170^{v}.

[4] A.a.O., S. 52^{r}.

[5] *Weltbuch*, o.O. 1542, S. XVI^{v}.

[6] Basel 1628, S. 1655; von den lateinischen Ausgaben z.B. eine von Basel 1552, S. 1140, und eine andere, ebenfalls von Basel, 1558, S. 1140.

[7] *Le voyage d'Outremer de Jean Thenaud*, hrsgg. von Ch. Schefer in »Recueil de voyages et de documents» V, Paris 1884, S. 36.

den Einwohnern in Ägypten erfährt: »*Les habitans les appellent pommes d'Adam, ayants quelques uns d'iceux ceste folle opinion de penser, qu'Adam perdist les graces qu'il avoit, pour avoir mangé de ce fruict*».[1] Noch zu Ende des 19. Jahrhunderts wird *pomme d'Adam* als volkstümlicher Name der Banane im Französischen angegeben.[2] Für das Niederländische wird *Adamsappel* u.a. als die Benennung einer Bananenart gebucht.[3]

Der Ausdruck »Adamsapfel» hatte aber in dieser Bedeutung keine allgemeinere Geltung, und zwar deshalb, weil er als Bezeichnung eines anderen levantinischen Gewächses schon früh erscheint und in verschiedenen Sprachen bis heute besteht. Es handelt sich um eine Frucht, deren Schale nach den Berichten der Pilgerschriften deutliche Spuren von Menschenzähnen zeigt, was frommen Beobachtern Gelegenheit zu folgender Auslegung bietet: es müsse dies das äussere Kennzeichen sein, das in Erinnerung an den Biss Adams an der verbotenen Frucht des Paradieses zurückgeblieben sei. Einen diesbezüglichen Passus finde ich aus dem 13. Jahrhundert, wieder bei demselben Thietmar, der als erster auch die Beschreibung der Banane liefert: »*Sunt ibi arbores ferentes poma, que dicuntur poma Adami, in quibus morsus Ade evidentissime videtur*».[4] Jakob von Vitry bezeichnet diese Früchte »*citrina*»,[5] und von Burchardus de Monte Sion werden sie mit zwei anderen palästinensischen Citrusarten gleichzeitig erwähnt: »*poma, que vocantur naranges et lemones et poma Ade, de quibus faciunt indigene salsamenta*

[1] *Relation du voyage en Orient de Carlier de Pinon (1579)*, hrsgg. von E. Blochet in »Revue de l'Orient Latin» XII, 1909—1911, S. 389.

[2] Pierre Larousse, *Grand dictionnaire universel* XII, S. 1354, s.v. *Pomme*.

[3] *Woordenboek der Nederlandsche Taal* I, Sp. 769, s.v. *Adamsappel*.

[4] *Peregrinatores Medii Aevi quatuor*, Anhang S. 52.

[5] Zitiert nach Victor Hehn, *Kulturpflanzen und Hausthiere*, Berlin 1902 [7], S. 445.

pro pullis et piscibus et cibis aliis».[1] In der Folgezeit wird unter »Adamsapfel» eben eine Frucht vertanden, die, um es mit Mattioli zu sagen, »*an Art und Kräfften nicht ferrn von den Limonien*» ist und »*wie der Citronbaum*» blüht.[2] In den naturkundlichen Schriften des 16. Jahrhunderts wird die Tradition, nach der eine Frucht dieser Pflanzenfamilie als diejenige des Paradieses zu betrachten ist, für spezifisch jüdisch erklärt,[3] und tatsächlich gilt nach den jüdischen Autoritäten noch heutzutage eine Abart der *Citrus medica* als der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse.[4] Diese besondere Vorstellung und der darauf fussende Gebrauch der betreffenden Frucht in bestimmten religiösen Festlichkeiten erklären wohl, weshalb *Adamsapfel* in dieser Bedeutung, im Vergleich zu dem obenbehandelten *Paradiesapfel* im Sinne von 'Banane', eine weit grössere Verbreitung genossen hat und z.B. von verschiedenen Wörterbüchern noch immer berücksichtigt wird, so im Englischen,[5] im Niederländischen [6] und Italienischen. [7] Zahlreiche

[1] *Peregrinatores Medii Aevi quatuor*, S. 87.

[2] Zitierte deutsche Übersetzung, S. 80^{v}.

[3] Vgl. z.B. Bauhinus-Cherlerus, S. 94 ff.

[4] Vgl. Hehn, a.a.O., S. 445, Löw, a.a.O., III, S. 232 und 278 ff., George E. Post, *Flora of Syria, Palestine and Sinai* I, »American University of Beirut, Publications of the Faculty of Arts and Sciences», Natural Science Series I, Beirut 1932^{2}, s. 277, und H. N. und A. L. Moldenke, a.a.O., S. 184 ff.

[5] *New English Dictionary*, s.v. *Adam's apple*, wo die Belege erst mit dem 16. Jahrhundert beginnen; man liest den Ausdruck aber wenigstens schon in *Caxton's Mirrour of the World*, Übersetzung des französischen *Image du monde*, aus dem Jahre 1470: »*Other apples . . . And ben called thapples of Adam by cause of the bytte that appiereth in them*», vgl. die Ausgabe von Oliver H. Prior, »Early English Text Society», Extra Series, CX, London 1913, S. 90.

[6] *Woordenboek der Nederlandsche Taal* I, Sp. 769, s.v. *Adamsappel*.

[7] Battisti-Alessio IV, S. 3010, s.v. *Pomo d'Adamo* [1], wo auch *Pomo di paradiso* in dieser Bedeutung angegeben wird. Vgl. ebenfalls Hehn, a.a.O., S. 445.

Beispiele dafür könnten auch aus deutschen Texten seit dem erwähnten niederrheinischen Bericht über den Orient und seit dem *Buch der Natur* Konrads von Megenberg durch die Jahrhunderte zusammengebracht werden.[1]

Neben den zwei genannten Bezeichnungen gibt es in den Pilgertexten für die Banane noch eine dritte, die die Europäer bei den arabischen Einwohnern der überseeischen Länder kennen lernten und die zunächst von italienischen Verfassern des 14. Jahrhunderts vermittelt wird. Es ist das arab. *mūz*, Einheitsnomen *mūza*, das im Italienischen später gewöhnlich als ein Fem. *musa*, Pl. *muse* erscheint. Den älte ten Beleg findet man bei Odorico von Pordenone, der nach zwölfjähriger Reise in Asien im Jahre 1330 nach Europa zurückkam: »*e qui è frutto ottimo cioè Mussi*».[2] Von den Italienern seien noch erwähnt Giovanni de' Marignolli mit seinem lateinischen Bericht: »*Musa autem magis videtur planta hortensis*»,[3] Lionardo Frescobaldi: »*una generazione di frutte che le chiamano muse*»,[4] und Simone Sigoli: »*il quale frutto si chiama muse*».[5] Bei den Franzosen kommt das Wort auch seit Ende des gleichen Jahrhunderts vor, zum ersten Mal in *Le saint voyage de Iherusalem du Seigneur d'Anglure*, 1395: »*lequel fruit l'en appelle selon l'usage du pays muse*».[6] Jean Thenaud kennt es zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Form von »*muse*» oder »*pommes de musez*» und gebraucht für die Pflanze den Namen »*musaro*», eine besonders oberitalienische Bildung mit dem Suffix *-aro* zur Bezeichnung von Bäumen.[7]

[1] *Niederrheinischer Bericht*, S. 82: »*Adams appel*», und bei Konrad S. 312: »*Adams paum*».

[2] In einer italienischen Handschrift des 14. Jahrhunderts, vgl. *Les voyages en Asie au XIV^e siècle du bienheureux frère Odoric de Pordenone*, hrsgg. von Henri Cordier, »Recueil de voyages et de documents» X, Paris 1891, S. 158.

[3] Golubovich, a.a.O., IV, S. 281.

[4] A.a.O., S. 66.

[5] A.a.O., S. 176.

[6] A.a.O., S. 38.

[7] A.a.O., S. 36 und 178.

Auch das Englische zeigt *muse* in mehreren Lesarten in Texten des 16. und 17. Jahrhunderts.[1]

In Pilgertexten Deutschlands erscheint *musa* erst im 15. Jahrhundert und wird auch in Glossensammlungen gebucht. In den sog. Lichtentaler Glossen heisst es: »*Musa est fructus in quo Adam peccavit*»,[1] und in einem als Handschrift erhaltenen *Vocabularius latino-germanicus:* »*Musa . . . dye erst frucht, dy Adam asse in dem paradise mit sunde*», oder, wie ein anderer ähnlicher *Vocabularius* sich ausdrückt, »*frucht, do an daz erste mensche sundit*».[2] Von den Pilgern, alle aus dem letzten Teil des Jahrhunderts, benutzen das Wort in deutschsprachigen Schriften Hans Tucher,[4] Felix Fabri [5] und Arnold von Harff [6] in der Pluralform »*Musi*», und ausserdem Fabri, Bernhard von Breitenbach und Paulus Waltherus von Güglingen in ihren lateinischen Berichten: »*musi*» oder »*muse*», im Plural.[7] Von besonderer Wichtigkeit für die Kenntnis der Pflanze und der betreffenden Benennung waren die in vielen Drucken verbreiteten Reiseschilderungen von Tucher, Fabri und Breitenbach, die für verschiedene geographische Traktate und Sammelwerke des 16. Jahrhunderts öfters als Quellen benutzt worden sind. Diese drei werden ausdrücklich als Gewährsleute für die Beschreibung der Gärten um Alexandrien herangezogen, die man in Sebastian Francks *Weltbuch* und bei Sebastian Münster in seiner *Cosmographia*, zwar aber erst in einer Ausgabe vom Jahre 1628, findet und in der unter den dortigen Früchten

[1] *New English Dictionary*, s.v. *Muse* [4].

[2] A. Holder, *Lichtentaler Glossen*, in »Zeitschrift f. deutsche Wortforschung» IX, 1907, S. 220.

[3] Laurentius Diefenbach, *Glossarium latino-germanicum*, Francofurti ad Moenum 1857, S. 372, s.v. *Musa*.

[4] A.a.O., S. 52[r].

[5] *Reyssbuch dess heyligen Lands*, S. 170[v].

[6] *Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln*, hrsgg. von E. von Groote, Cöln 1860, S. 78.

[7] Fabri, a.a.O., S. 5, und Paulus Waltherus, a.a.O., S. 218, wo in der Note 1 Breitenbach erwähnt wird.

auch die Banane erwähnt wird (Franck: »*Musij, die man Adamsäpffel heysst*»;[1] Münster: »*Musien, so man Adamsöpfell nennt*»).[2] Von den Bäumen, »*so Mose genennt werden*», spricht gegen Ende des Jahrhunderts die *Cosmographia* von Johann Rau.[3] Als *Musa* bezeichnet das Gewächs der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolff, der als Pilger und vor allem als Naturforscher die Morgenländer besuchte und im Jahre 1582 seine reichen und wertvollen Beobachtungen über die fremde Flora in einem Reisewerk veröffentlichte.[4]

Musa ist überhaupt die bekannteste Bezeichnung für die Banane während des 16. Jahrhunderts. Man findet sie in den auf der arabischen Heilkunst fussenden medizinalbotanischen Traktaten der Zeit, wie bei Mattioli,[5] und in allen naturkundlichen Werken, die diese Pflanze behandeln, wie bei Garcia de Orta,[6] de Lobel,[7] Bauhinus-Cherlerus [8] und Clusius.[9] Durch diese Tatsache erklärt sich, dass in dem wissenschaftlichen Pflanzensystem Linnés die Familie der Banane mit dem Gattungsnamen *Musa* versehen worden ist.

Aber nicht nur die obenbeschriebene Besonderheit ihrer Früchte, sondern auch eine andere Eigenschaft hatte schon früh die Identifikation der Bananenstaude mit einem im irdischen Paradies wachsenden Baume verursacht: die charakteristische Länge und Breite ihrer Blätter. Das Problem des Feigenbaumes der Bibelerzählung beschäftigt die volkstüm-

[1] A.a.O., S. XVI^{v}.

[2] S. 1655.

[3] *Cosmographia. Das ist: Ein schöne Richtige und volkomliche Beschreibung dess Göttlichen Geschöpffs*, Franckfort am Mayn 1597, S. 919.

[4] *Beschreibung der Reyss*, Franckfurt am Mayn 1582, S. 57.

[5] Zitierte deutsche Ausgabe, S. 79^{r}.

[6] Lateinische Ausgabe von Clusius, S. 220.

[7] Matthias de Lobel, *Plantarum seu stirpium historia*, Antverpiae 1576, S. 639.

[8] A.a.O., S. 148.

[9] *Exoticorum libri decem*, S. 229.

liche Einbildungungskraft, und hier bietet sich eine Lösung, um so leichter, als die Banane wegen der Art ihrer Schale und der Ähnlichkeit ihres Geschmacks gerne von den Europäern mit Hinweisung auf die bekanntere Feige beschrieben wurde.[1] Auch die Form der Frucht, wie sie in der Abbildung der von Mattioli dargestellten Bananenart erscheint, erinnert an die Feige.[2] Schon Burchardus de Monte Sion lässt verstehen, wenn er in seinem Kapitel *De fructibus et animalibus Terre Sancte* von den »Paradiesapfeln», »*poma paradisi*» spricht, dass mit dem Gewächs diese zweite, auf ganz anderer Grundlage fussende Tradition verbunden sei: »*Folia arboris huius longa sunt ad staturam hominis unius, lata vero ita, ut duobus foliis posset cooperire aliquis totum corpus suum*».[3] Bei späteren Verfassern findet dann das Verschmelzen dieser Glaubensvorstellungen einen ganz unzweideutigen Ausdruck; es wäre somit ein und derselbe Baum, der mit seiner Frucht den Sündenfall verursacht und danach seine Blätter als Hülle dem ersten Menschenpaar liefert. In der Afrikaschilderung des arabischen, unter dem Namen Leone Africano bekannten Geographen, der eine Zeit lang in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Italien lebte und dort schriftstellerisch tätig war, wird die doppelte Tradition hinsichtlich der Bananenstaude folgenderweise dargestellt und als eine Auffassung der mohammedanischen Gelehrten erklärt: »*Dicono i dottori Mahumettani questo esser quel frutto, che vietò Dio in cibo ad Eva et Adam, percioché come l'hebbo mangiato si scoperse le sue vergogne: et volendole coprire pigliò le foglie di questo frutto, lequal sono più atte a coprire, che foglie di alcun frutto*».[4]

[1] Vgl. z.B. Francks *Weltbuch*, S. XVI^{v}, und die deutsche Ausgabe von Mattioli, S. 79^{r}.

[2] Siehe oben, S. 5, Note 2.

[3] *Peregrinatores Medii Aevi quatuor*, S. 88.

[4] *Descrittione dell'Africa . . . per Giovan Leone Africano*, in Gio.Batt. Ramusio, *Delle Navigationi et Viaggi* I, Venetia 1588^{4}, 95^{r}.

Die volkstümlichen Glaubensvorstellungen verbreiten sich mit der Zeit weit über ihren ursprünglichen Ausgangspunkt hinaus. Dem mit der Banane verknüpften Kruzifixmotiv kann man in den Schriften der Palästinapilger seit dem 13. Jahrhundert folgen, und die betreffende Tradition ist in der Levante bestimmt noch älter.[1] Giovanni de' Marignolli scheint sie aus Ceylon zu kennen, und zwar gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts,[2] und zu Beginn des 17. Jahrhunderts führt Giovanni Bosio eine ähnliche Überlieferung aus der westlichen Neuwelt an und bestätigt seine Nachricht durch Aufzählen zuverlässiger Gewährsleute.[3] Die erste Andeutung auf das Vorhandensein der hinzugekommenen Feigenbaumtradition liefert im 13. Jahrhundert die ebenerwähnte Schrift von Burchardus de Monte Sion, also wieder aus Palästina. Der nächste Gewährsmann dieser doppelten Glaubensvorstellung ist Giovanni de' Marignolli, der in dem »Adamsgarten» zu Ceylon die Bananenpflanze beobachtet und zu dem obenzitierten Passus über das Kruzifix hinzufügt: »*de istis foliis . . . Adam et Eva fecerunt sibi perizomata ad cooperiendam turpitudinem suam*».[4] Noch im 17. Jahrhundert hört der früher erwähnte Pater Vincenzo Maria di Santa Caterina in Indien die Tradition hinsichtlich der Blätter der Bananenstaude: »*Le foglie . . . sono d'estraordinaria grandezza; perciò dicono che di quelle si cuoprisse Adamo dopo il peccato, il che gli può essere stato molto facile, congiungendone due sole in forma di scapulario, con che tutto si vestiva, crescendo d'ordinario a quattro o cinque cubiti di lunghezza e due palmi e più di larghezza*».[5]

[1] Siehe oben, S. 18.

[2] Golubovich, a.a.O., IV, S. 281.

[3] Zitierte lateinische Ausgabe, S. 164.

[4] Golubovich, a.a.O., IV, S. 281. Hinsichtlich der Verknüpfung der Geschichte Adams nach einer alten mohammedanischen Tradition an Ceylon, vgl. die Erzählung Marco Polos, z.B. in *Il libro di Messer Marco Polo*, hrsgg. und in das moderne Italienische übersetzt von Luigi Foscolo Benedetto, Milano und Roma 1932, S. 332 f.

[5] Zitiert nach De Gubernatis, a.a.O., S. 22, Note 1.

Nach seiner Aussage wäre hingegen die Bananenart mit dem Kruzifix und dementsprechend die Legende der Paradiesfrucht in Syrien heimisch.

Vor allem auf Identifikation der Bananenstaude mit dem Paradiesfeigenbaum fusst wohl ihre Bezeichnung durch den Ausdruck »Feige», der schon früh anzutreffen ist. Marignolli erzählt bereits, dass die Einwohner von Ceylon die Pflanze »*ficus*» nennen: »*muse, quas incole ficus vocant*»,[1] und wie der Gebrauch der Benennung »Paradiesapfel» in Schriften vorkommt, die das Gepräge eines aus den östlichen Mittelmeergegenden stammenden Einflusses tragen,[2] so scheint diese zweite Benennungsweise eine ursprünglich besonders in Ostindien verbreitete gewesen zu sein. Sie wird von den Portugiesen seit dem 16. Jahrhundert nach Europa vermittelt und ist der gesammten ostindischen Reiseliteratur der Zeit überhaupt eigen.

Von »langen Feigen», die als Bananen betrachtet werden können, spricht z.B. der Reisebericht eines Schiffsschreibers auf einem portugiesischen Fahrzeug, das im Jahre 1502 die Fahrt nach Indien machte;[3] ähnliche »Feigen» beobachtet Antonio Pigafetta auf der ersten Weltumschiffung mit Magalhães 1519—1522: »*fichi longhi uno palmo*».[4] Von »*Vyghen van Indien*» oder »*indiaensche Vyghen*» spricht Linschoten gegen Ende des 16. Jahrhunderts und erwähnt, dass deren gewöhnlichste Art von den Portugiesen »*Figos d'orta, dat is, Hof-Vyghen*» genannt wurden.[5] In der lateinischen Ausgabe der Indienreise von Linschoten wird für die portugiesischen Besitzungen in Afrika

[1] Golubovich, a.a.O., IV, S. 281.

[2] Siehe oben, S. 18 ff.

[3] Vgl. die italienische Übersetzung *Navigatione verso le Indie Orientali scritta per Thome Lopez, scrivano di una nave Portughese*, in Ramusio, a.a.O., I, S. 135^{v}.

[4] *Il primo viaggio intorno al mondo di Antonio Pigafetta*, hrsgg. von Camillo Manfroni, »Viaggi, esplorazioni e scoperte», Milano 1956, S. 83 und 84.

[5] A.a.O., S. 226 ff.

als Benennung »*Bananas*» angegeben, sonst geht die Frucht in dem Werke unter der Bezeichnung »*ficus Indica*».[1] Die gleiche lateinische Form wird auch von dem spanischen Pater José de Acosta gebraucht,[2] und das entsprechende italienische »*fichi d'India*» und deutsch »*Indianische feigenbäume*» lassen sich in den Reisebriefen des römischen Edelmannes Pietro della Valle und in deren deutscher Übersetzung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts belegen.[3] In Portugal gilt nach der Aussage von Clusius in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für das Gewächs die Bezeichnung »*Figuera Banana*»: »*vocant . . . Figuera Banana, id est ficum Bananas ferentem*».[4]

Auf Grund derselben Glaubensvorstellung bekommt die Banane auch die Bezeichnung »Adamsfeige», deren erste Belege aus dem nahen Osten stammen. Seit der einzigen Erwähnung, die wir von der Feigenbaumtradition durch den Pilgerbericht von Burchardus de Monte Sion besitzen, sind keine Spuren mehr davon in Texten über die östlichen Mittelmeergegenden anzutreffen, das Auftauchen dieser Benennungsweise könnte aber wohl so aufgefasst werden, dass sich die Glaubensvorstellung dort jedoch ununterbrochen erhalten hatte. Den ältesten Beleg für diesen Ausdruck bietet ein englischer Pilgertext aus der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert mit einem Passus, der sich auf Ägypten bezieht: »*Adams figs . . . these are also called Mouses.*»[5] Von dem erwähnten Pater Vincenzo Maria di Santa Caterina wird in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das entsprechende italienische »*fico d'Adamo*» benutzt, und

[1] *II. pars Indiae Orientalis*, S. 12. Siehe oben, S. 4 f.

[2] Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 148.

[3] Vgl. *Petri della Valle, Eines vornehmen Römischen Patritii Reiss-Beschreibung in unterschiedliche Teile der Welt*, Genf 1674, IV, S. 115. Das Originalwerk, *Viaggi*, war in Rom 1650—1658 erschienen.

[4] Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 150.

[5] *New English Dictionary*, s.v. *Muse* [4].

zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass es eine in »*Fenicia*», d.i. in Syrien übliche Bezeichnungsweise war.[1]

Dieser Name für die Banane hat sich lange behauptet. In der Aufzählung der Benennungen für die Gattung *Musa* in einigen Hauptsprachen Europas, die Luigi Colla in seiner schon erwähnten, im Jahre 1820 erschienenen Monographie bietet, kehrt sie neben *Banane* am häufigsten wieder: im Italienischen *musa, fico d'Adamo*, im Spanischen *plantano, higuera de Adamo*, im Französischen *bananier, figuier d'Adam, plantain des Indes*, im Englischen *plantain-tree, banana-tree, Adams fig-tree*, im Deutschen *Paradiesfeigenbaum, Bananenbaum*, im Holländischen *Paradys Vygen, Bananen Boom*.[2]

Es ist hier noch zu bemerken, dass im Gebrauch der Benennungen eine Differenzierung eingetreten war, obwohl sich dieser Vorgang keineswegs konsequent vollzogen hatte. Über die Verschiedenheiten innerhalb dieser reichen Pflanzenfamilie waren die Naturforscher schon früh im klaren, z.B. fragen sich Bauhinus und Cherlerus, ob die ägyptische *Musa* und das von Linschoten unter dem Namen *Ficus indica* beschriebene Gewächs als eine und dieselbe Pflanze oder deren zwei Unterarten zu betrachten wären.[3] In der deutschen Übersetzung des Pflanzensystems von Linné aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir eine vom Standpunkt der volkstümlichen Benennungen interessante Darstellung. Es wird da ein Unterschied gemacht zwischen der als Paradiesbaum bezeichneten *Musa paradisiaca*, deutsch *Paradies-Muse* oder auch *Adams-Feige, Paradiesfeige*, einerseits und andrerseits zwischen der durch ihre etwas kürzeren und runderen Früchte gekennzeichneten *Musa sapientum*, deutsch *Bananen-Muse*, englisch *Bonana-tree*, holländisch *Banaanen-boom*.[4] Noch gegen

[1] De Gubernatis, a.a.O., S. 22, Note 1.
[2] A.a.O., S. 9.
[3] A.a.O., S. 151.
[4] *Des Ritters Carl von Linné . . . vollständiges Pflanzensystem* IV, Nürnberg 1779, S. 640 ff.

Ende des 19. Jahrhunderts und in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts kennen die französischen Wörterbücher *figuier d'Adam* eben als Bezeichnung einer Unterart der Banane,[1] und für das Deutsche erwähnt ein im Jahre 1930 erschienenes naturgeschichtliches Werk den Ausdruck *Paradiesfeige* in ähnlichem Gebrauch.[2]

Wie aus dem Obendargestellten hervorgeht, ist die Gattung der Banane im Laufe der Jahrhunderte im Deutschen wie auch in anderen Sprachen mit mehreren Benennungen bezeichnet worden. Teilweise können diese verschiedenen Namen als Entlehnungen aus jenen Sprachen, aus deren Bereich die Kenntnis des den Europäern fremden Gewächses vermittelt wurde,[3] erklärt werden, zum Teil handelt es sich aber auch um Bildungen, die auf besonderen christlichen, bzw. mohammedanischen Glaubensvorstellungen fussen. Als allgemeine Benennung für die Pflanzenfamilie und deren Frucht hat sich das Wort *Banane* allmählich durchgesetzt, endgültig aber erst im 20. Jahrhundert, als durch verbesserte Transportverbindungen die Frucht auch in kühleren Breitengraden ein begehrtes Nahrungsmittel geworden war. Ein bezeichnendes Beispiel dafür, dass es sich um einen Vorgang der letzten fünfzig Jahre handelt, finden wir im Weigandschen Wörterbuch, wo das Stichwort *Banane* noch in der Auflage vom Jahre 1909 durch 'Adamsfeige', 'Paradiesfeige' erklärt wird,[4] beides Ausdrücke, die heutzutage im allgemeinen

[1] E. Littré *Dictionnaire de la langue française* II, Paris 1883, S. 1669, s.v. *Figuier*, und *Larousse du XX^e siècle* I, Paris 1928, S. 540, s.v. *Bananier*.

[2] *Die natürlichen Pflanzenfamilien*, hrsgg. von A. Engler, XV a, Leipzig 1930², S. 530.

[3] Es könnte hier noch die aus dem Malesischen stammende Bezeichnung *Pisang* erwähnt werden, die schon den Naturforschern des 16. Jahrhunderts bekannt war, vgl. z.B. Bauhinus-Cherlerus, a.a.O., S. 150 »*Piçan*», und Linschoten, a.a.O., S. 228: »*Pysan*».

[4] Weigand, *Deutsches Wörterbuch* I, Giessen 1909⁵, Sp. 147, s.v. *Banane*. Vgl. auch Joh. Christ. Heyse, *Fremdwörterbuch*, Leipzig 1903 ¹⁴, S. 14, s.v. *Adamsfeigenbaum*, S. 104, s.v. *Banane*, S. 615, s.v. *Paradiesfeige*, und S. 646, s.v. *Pisang*.

Sprachgebrauch völlig in Vergessenheit geraten und den von mir anbefragten deutschsprachigen Personen als nunmehr gänzlich unbekannt vorkommen. Nach dem italienischen etymologischen Wörterbuch von Battisti und Alessio wäre *fico d'Adamo* ein volkstümlicher Name für *banana*, näheres ist aber darüber nicht ausgesagt;[1] auch die italienische Umgangssprache kennt die Bezeichnung nicht.

Marjatta Wis

ÜBER DEN ENGLISCHEN EINFLUSS AUF DEN DEUTSCHEN WORTVORRAT DES 18. JAHRHUNDERTS

Das Belegmaterial, das ich für meine Abhandlung »Englische Lehnprägungen in der deutschen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts»[2] gesammelt hatte, wurde anfangs durch zwei verschiedene Siebe gepresst, und zwar erstens durch ein die Entlehnungsform, zweitens durch ein den Bedeutungsinhalt des entlehnten Wortes bestimmendes Sieb. Das Ziel des ersten Sichtens war die Trennung solcher Ausdrücke, die nach der Form der Entlehnung sog. Lehnprägungen waren. Z.B. die Fremdwörter blieben im Sieb zurück und wurden in der genannten Untersuchung nicht mit einbegriffen. Das zweite Sieb liess dann nur solche Bezeichnungen durch, die auf Grund der Bedeutung zur Terminologie der Empfindsamkeitsbewegung gezählt werden konnten. Das Bedeutungsfeld der akzeptierten Termini musste also die typische Färbung der Empfindsamkeit aufweisen.

Die Lücke, die das Fehlen dieser unbeachtet gebliebenen Entlehnungen bedeutet, wenn man die englisch-deutschen Beeinflussungen unter dem Titel »Die sprachliche Einwirkung der englischen Empfindsamkeitsbewegung auf den deutschen

[1] Battisti-Alessio I, S. 422, s.v. *Banana*.
[2] AASF 98. Helsinki 1955.

Wortvorrat des 18. Jahrhunderts» betrachten will, versucht die untenstehende Liste auszufüllen.

Sie besteht also aus dem Rückstand der zwei Sichten — Rückstand ausschliesslich technisch verstanden, denn bei den verschiedenen Entlehnungstypen lässt sich wohl kein Werturteil aussprechen. Der fremde Einfluss ist in jedem einzelnen Falle da.

Was die Gruppierung des Materials betrifft, liegen zwei Methoden nahe, und zwar beruht die eine auf der Form der Entlehnung, die andere auf dem Bedeutungsinhalt der Ausdrücke, d.i. eine sachliche Gruppierung.

Dass ich mich trotzdem für eine dritte, für die alphabetische Ordnung entschieden habe, geschah in der Hauptsache aus praktischen Gründen, der Anwendbarkeit der Wortliste. Dazu kommt ausserdem der verhältnismässig heterogene Charakter der Belege, was weder grössere Sach- noch Formengruppen zulässt.

Das alphabetische Verzeichnis der Entlehnungen:[1]

[1] Die Abkürzungen der empfindsamen Belegliteratur:

Amelia = Fielding, Henry: Amalia, oder das Muster ehelicher Liebe, 1—2. Frankfurth und Leipzig 1752.

ChGr = Richardson, Samuel: Geschichte des Herrn Carl Grandison, in Briefen entworfen, Bd. 3. Leipzig 1754.
2. Auflage, Bd. 1. 2. 5. 6. 7. Leipzig 1759.

Clar = Richardson, Samuel: Clarissa 1—8. Göttingen 1748—53. Clarissa 1—8. Leipzig 1790—93.

Emilie = Fielding, Henry: Emilie Booth. Ein Muster ehelicher Liebe. Neu übersetzt 1—2. Leipzig 1780.

MF = Mackenzie, Henry: Der Mann von Gefühl. Neue Auflage. Leipzig 1808.

SJB = Sterne, Laurence: Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Hamburg und Bremen 1768.

TJ = Fielding, Henry: Geschichte der Thomas Jones, eines Findlings 1—4. Hamburg 1771.
Geschichte des Thomas Jones 1—6. Leipzig 1786—88.

VW = Goldsmith, Oliver: Der Dorfprediger von Wakefield. Hamburg 1776.

als der Mensch sich diese **Airs gab!** in Clar 7.236.1792, für *when he gave himself these airs.* Dies hat den Mann verführt, sich gewisse Airs zu geben, in Clar 7.474.1792, für *This has given him airs.* Belegt Feldmann und S-B, gebucht Fwb. — S-B setzt frz. Vorbild *se donner un air* an, mit zwei Belegen, 1728 und 1778 (Hermes), beide bezeichnenderweise im Singular 'Air geben'. Auch Feldmann vermutet frz. Einfluss und weist auf Wieland für Belege hin.

Alderman(n), in Amelia 2.144.1752; **Altermann,** in Emilie 2.148.1780. 'Alderman' gebucht Fwb, 'Aldermann' belegt DWb, zuerst bei Klopstock und Wieland, mit Hinweis auf engl. *alderman.* 'Altermann' belegt DWb durch ein Beispiel aus dem Jahre 1851.

welche . . . den **Bagnio** hält, in Clar 8. 254. 1793, für *who keeps the bagnio.* Nicht früher gebucht.

bekomplimentiret zu werden, in ChGr 6.533.1759, für *to be complimented.* Nicht früher gebucht.

in der edlen Kunst des **Boxens,** in TJ 3.263.1771, für *in the mystery of boxing.* DWb belegt das Verb 'boxen' in Goethes späteren Werken. BS, Kl-G und Trübner stellen fest, dass das Verb zwar 1774 auftritt, aber erst seit Anfang des 19. Jhs. ohne Beziehung auf engl. gebraucht wird. — Erstbeleg für das Substantiv.

Sie sind ein **Casuist,** in ChGr 2.443.1759, für *You are a casuist.* Du bist sicher Casuist genug, in Clar 6.176.1793, für *Thou art, surely, casuist enough.* Auch in MF 29.1808. Gebucht Fwb.

und mich so **durchcatechisirte,** in Clar 8.206.1753, für *and to catechise and upbraid me.* dass Sie Hikmannen katechisirt hat, in Clar 3.477.1790, für *pretended to catechise Hickman.* Gebucht Fwb.

seinen **Clienten** raten, in ChGr 2.533.1759, für *his advice to his clients.* Der einzige Beleg, in S-B, aus dem Jahre 1549.

Hierauf ging sie in ihr **Closet,** in Clar 6.523.1750, für *she then stept to her closet.* Belegt Kl-G: »um 1750 durch Bodmer

und die Züricher bei uns eingeführt». Gebucht BS, Schönaich und S-B.

die **Crisis** möchte man vorbey seyn. Es ist in der That eine Crisis, in ChGr 7.271.1759, für *to wish the crisis over. It is a crisis.* S-B: »Der übertr. Gebrauch des Wortes beginnt am Ende des 18. Jhs, bes. in der Form Crise unter dem Einfluss von frz. *crise*». — Unter 'Krise' weist DWb auf Goethe und Bürger hin. — Sonst nicht gebucht.

wir **Delinquenten,** in Clar 6.575.1792, für *we male-delinquents.* Kl-G und S-B belegen das Wort aus dem Jahre 1599; keine weiteren Belege.

in eine grosse Spielgesellschaft oder **Drum** fahren wollte, in TJ 6.219.1788, für *and thence to Lady Thomas Hatchet's drum.* Nicht früher gebucht.

Ebenmacher, s. Leveller.

Einbläser, in TJ 4.368.1787, für *prompter.* Belegt DWb bei J. Paul, Hesperus. Das Verb 'einblasen' ist in Z.f.d.Wf. 11.249 ff. von Götze gründlich behandelt.

und die **Eitelkeitsmesse** eröffnet, in ChGr 1.58.1759, für *and Vanity-Fair will be proclaimed.* Nicht früher gebucht.

Die ganze Englische **Factorey** in Leghorn, in ChGr 3.176.1754, für *The whole English factory at Leghorn.* Gebucht Fwb.

die grosse **Faticherey** nicht länger aushalten, in TJ 4.44.1787, für *to bear the fatigue.* Gebucht Fwb in der Lesart 'Fatige' und 'Fatigue'.

einer von ihren **fliegenden Besuchen,** in ChGr 4.78.1759, für *one of her flying visits, as she calls them.* Nicht früher gebucht.

was ist nun für Hoffnung zu jener meiner **Frühlings-Hoffnung** übrig? in Clar 6.685.1792, für *what hope is there left for this my prime hope?* — DWb bezeugt nur die eigentliche Bedeutung, in diesem übertragenen Sinn nicht früher gebucht. Vgl. 'Frühlingslächeln', d.i. erstes Lächeln, bei Klopstock, Messias 36.

Gegengeschrey, in Clar 7.184.1792, für *clamours.* Nicht früher gebucht.

Handbahre, in TJ 6.161.1788, für *hand-barrow.* Nicht früher gebucht.

Herren der Schöpfung, in ChGr 5.183.1759, für *lords of creation.* Belegt Trübner, nur ironisierter Gebrauch, 1933, was einen früheren eigentlichen Gebrauch voraussetzt. Es sei erwähnt, dass die erste Übersetzung von Clarissa (1748—53) den Ausdruck noch nicht kennt. — Für 'Schöpfung' vgl. Walz und BS.

sie hatten auch verschiedene **Items** vorzulegen, in ChGr 2.308. 1759, für *as they had several items to charge.* Belegt Walz und Schirmer, gebucht Fwb.

Knight, in ChGr 1.66.1759, für *knight.* Gebucht Fwb.

Konkatenation der Ideen, in TJ 4.250.1787, für *the concatenation of ideas.* Nicht früher gebucht.

die Schriftsteller, welche [Objekt] sie **kopieren,** in TJ 5.181. 1788, für *they who copy them.* In Kl-G nur im Sinne 'vervielfältigen'. S-B:»im 18. Jh. auch 'nachbilden, abmalen' wohl nach ital. *copiare.* Schliesslich auch allg. für 'nachahmen' gebraucht».

welche an Hochmuth, Neugierde, Eitelkeit oder Milzsucht **laboriren,** in SJB 23—4.1768, für *labouring with pride, curiosity, vanity or spleen.* Belegt S-B in anderem Sinn, gebucht Fwb.

fünf junge **Ladies,** in ChGr 3. 105. 1754, für *five ladies.* BS (1825—85): »Neben schon längst bekannten charakteristischen engl. Titeln, wie Lord und Lady, Baronet, Peer ...». Gebucht Fwb.

die man **Levellers** oder Ebenmacher nannte, in VW 158.1776, für *who are called levellers.* Gebucht Fwb.

der Charakter eines **Libertines,** in TJ 6. 435. 1788, für *the character of a libertine.* S-B belegt »seit 18. Jh.» mit Hinweis auf frz. *libertin.* Gebucht Campe und Fwb.

seine **Magnanimität** auszukramen, in Amelia 2.206.1752, für *to display his magnanimity.* Nicht früher gebucht.

Manufacturier, in ChGr 4.420.1759, für *manufacturer.* — Fwb. bezeugt 'manufakturieren' und 'Manufakturist'.

so toll wie ein **Märzhase,** in TJ 3.47.1771, für *as mad a March hare.* Belegt DWb bei Freytag.

die **Materie** zu verändern, in ChGr 1.123.1759, für *to change the subject.* Gebucht Adelung ohne Beleg, belegt Feldmann bei Wieland 1773.

Meisterrad, in Clar 3.339.1790, für *master-wheel.* Nicht früher gebucht.

Pferdekur, in TJ 2.105.1786, für *horse-medicine.* Gebucht Trübner, belegt DWb, aber nicht in diesem übertragenen Sinn.

poetische Freyheit, in ChGr 1.24.1759, für *poetical licence.* Nicht früher gebucht. BS bezeugt 'poetische Gerechtigkeit'.

Post-Chaise, in MF 181.1808, für *post-chaise.* Nicht früher gebucht.

ein **Prude,** in Emilie 2.388.1780, für *a prude.* Gebucht Campe, belegt DWb bei Kotzebue 1791.

Repertieruhr, in ChGr 7.102.1759, für *repeating watch.* Gebucht DWb, belegt Walz und BS bei Richardson.

für ein zu geringes **Salarium,** in VW 85. 1776, für *too small a salary.* Dieser Beleg, der früher ist als der bei Feldmann, dient zur Ergänzung der Geschichte dieser Bezeichnung in Kl-G und Schirmer. Gebucht Fwb (Salär).

(an die Ehre gegriffen), die gebührende **Satisfaction** zu verweigern, in TJ 6.19.1788, für *to refuse him satisfaction.* Feldmann belegt den Ausdruck aus Klara Hechtenbergs Fremdwörterbuch des 17. Jhs. und bei Wieland. Gebucht Fwb.

die er **Schismatiker** nannte, in ChGr 6.361.1759, für *whom he called schismatics.* Gebucht Fwb.

Schwestertugend, in ChGr 1.299.1759, für *sister-virtue.* Nicht früher gebucht.

Schweier, in Clar 2.190.1790, für *squire.* Gebucht Fwb, in der Lesart 'Squire'.

Squär(e), in Clar 3.476.1749, für *square.* Während in dieser Übersetzung aus dem Jahre 1749 das Wort mit der Anmerkung »Squäres sind grosse Plätze . . .» erklärt wird, tritt es in der

späteren Übersetzung (1790) ohne Anmerkung auf. — Gebucht Fwb, in der Lesart 'Square'.

einen **Toast** geben, in TJ 3.161.1787, für *to give a toast.* In Kl-G und BS wird J. Paul 1797 für den frühesten Beleg angegeben.

Toastmaster oder Ceremonienmeister, in TJ 3.162.1787, für *toastmaster.* Nicht früher gebucht.

die liebste **Topik,** in ChGr 3.35.1754, für *a favourite topic.* Nicht früher gebucht.

Tutor 'Lehrmeister', in Clar 2.67.1748, für *tutor.* Der Übersetzer hat eine erklärende Anmerkung für die entlehnte Bezeichnung hinzugefügt. — Gebucht Fwb.

Dies alles ist lauter **Utopia,** in Amelia 2.422.1752, für *This is all mere Utopia.* BS: »Ausserdem ist das bes. in neuerer Zeit häufig belegte Wort erst seit dem 19. Jh. im Deutschen geläufig». Gebucht Kl-G.

Spleen und **Vapours** und ähnliche Krankheiten, in Clar 5.486.1791, für *spleen and vapours and similar diseases.* Belegt Feldmann 1729 in der Lesart 'Vapores'; gebucht Fwb mit Hinweis auf lat. und frz.

dieselbe . . . **Vorschnelligkeit** des Geistes in Clar 8.155.1753, für *this suddenness of spirit.* Belegt DWb bei Hippel 1778.

wünschte mir, wegen dieses grossen **Windfalls,** wie er es nannte, Glück, in ChGr 2.533.1759, für *complimented me on this great windfall, as he called it.* Nicht früher gebucht.[1]

Erik Erämetsä

[1] Die Abkürzungen der benutzten Wörterbücher und Wortforschungen:

Adelung = Adelung, Joh. Chr.: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches. Leipzig 1774.

BS = Stiven, Agnes Bain: Englands Einfluss auf den deutschen Wortschatz. Diss. Marburg 1936.

Campe = Campe, J.H.: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Braunschweig 1813.

THE VOCABULARY OF *LUST'S DOMINION*

Lust's Dominion; Or, The Lascivious Queen was first published in 1657 by Francis Kirkman, who attributed the play to Marlowe. In 1825 John Payne Collier cast doubt upon this attribution when he pointed out that Act I scene iii is based largely upon a pamphlet called *A briefe and trve Declaration of the Sicknesse, last Wordes, and Death of the King of Spaine, Philip, the Second of that Name, who died in his Abbey of S. Laurence at Escuriall, seuen miles from Madrill, in a Spanish Letter, and translated into English according to the true Copie,* which was published in London and Edinburgh in 1599, six years after Marlowe's death.[1] Collier went on to identify *Lust's Dominion* with the play which Henslowe called 'the spaneshe mores tragedie' when he 'laid out' three pounds for it on behalf of the Admiral's Men to Dekker, Haughton, and Day on 13 February 1600.[2] Such scholarly attention as the play has

DWb = Grimms Deutsches Wörterbuch.

Feldmann = Feldmann, Wilhelm: Fremdwörter und Verdeutschungen des 18. Jahrhunderts. Z.f.d.Wf. 8. 1906—7.

Fwb = Fremdwörterbuch. Leipzig 1954.

Kl-G = Kluge-Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1953.

S-B = Schulz-Basler: Deutsches Fremdwörterbuch. Strassburg 1913—.

Schirmer = Schirmer, Alfred: Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache. Strassburg 1911.

Schönaich = Schönaich, O.: Die ganze Aesthetik in einer Nuss, oder neologisches Wörterbuch. 1754.

Trübner = Trübners Deutsches Wörterbuch.

Walz = Walz, Joh. A.: Zum Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts. Z.f.d.Wf. 12. 1910.

[1] First referred to in Collier's note on the Preface to *Edward II* in the third edition of Dodsley's *A Select Collection of Old Plays* (London, 21 vols. 1825—27), II, 311.

[2] Collier, *op.cit.*, and *A History of English Dramatic Poetry of the Time of Shakespeare* (London, 3 vols., 1831). See *Henslowe's Diary*, ed. W. W. Greg (London, 2 vols., 1904—08), I, 118.

received since Collier supports this identification; H. Dugdale Sykes [1] and J. le Gay Brereton,[2] who edited the play admirably for Bang's *Materialien*, made independent studies of the authorship of the play, and both agree that there is excellent reason to suppose that it was written mainly by Dekker, with the assistance of Haughton and Day. Although in a forthcoming paper [3] I show that John Marston's hand may also be detected in the play the new evidence I bring forward in no way conflicts with Collier's theory, which may now be accepted as proven.

Without the evidence of Henslowe's Diary a date for *Lust's Dominion* c1600 would still be desiderated, for the play has obvious affinities with such works as Marston's *Antonio* plays, Chettle's *Hoffman*, *Hamlet*, and other plays associated with the revival of revenge tragedy that occurred at the turn of the century. It is in the main undistinguished, apart from the character of Eleazer, a wholly convincing villain who draws some of his vitality from Aaron in *Titus Andronicus* and Marlowe's Barabas. Its neglect by the critics may well be merited, but it appears to have been most strangely neglected by the compilers of the *Oxford English Dictionary*, who could not have pleaded its dullness, for a study of the play's vocabulary is richly rewarding for the historian of words. To my knowledge the O.E.D. cites *Lust's Dominion* only twice, for the first instance of *Brothelry* sb. 2 and for the only example of *Sulphury*, a. 3. b. On each occasion it dates the play 1593, ascribing it first to Marlowe, then to Marlowe and Dekker. The play might well have been referred to much oftener, for

[1] '»The Spanish Moor's Tragedy« or »Lust's Dominion«', *Notes & Queries*, Ser. 12 (1916), I, 81—84, rptd. in *Sidelights on Elizabethan Drama* (Oxford, 1924), pp. 99—107.

[2] *Lust's Dominion; Or, The Lascivious Queen* (Materials for the Study of the Old English Drama, V, Louvain, 1931), Introduction, x-xxxi.

[3] »The Authorship of *Lust's Dominion*«, *Studies in Philology* (forthcoming).

as the following lists reveal it contains no fewer than sixty-seven words which antedate the O.E.D's earliest example and twenty-two which are not recorded at all. The date for the play here is 1600. I follow the nomenclature of the O.E.D., the date in brackets being that of its first cited example. This is followed by the citation from *Lust's Dominion*, referred to as *LD*, with the line number as in Brereton's edition. Where it has been necessary to quote more than one line in order to illustrate the sense the number refers always to the line containing the word in question.

1. WORDS WHICH ANTEDATE THE FIRST EXAMPLE CITED BY THE O.E.D.

Ascent. sb. 5. (1611) *LD*, 3503 A chair Made all of dead mens bones, and the ascents Shall be the heads of Spaniards.

Bald-pate. sb.a. (1601) *LD*, 1902. Is't policie for us To kill these bald-pates.

Bed-rid. 2. fig. (1621) *LD*, 570. My bed-rid enemies Shal never be rais'd up.

Bed's feet. (1670) *LD*, 327. At your beds-feet.

Blowing-up. vbl.sb.[1] 4. (1772) *LD*, 1213. To scape the blowing up, they fled.

Blunted. ppl.a. (1677) *LD*, 2139. And whet a blunted courage with revenge.

Castilian. a. (1822) *LD*, 116. The Castilian streets. *LD* 1879 Our bright Castilian crown.

Castilian. sb.[2] (1796) *LD*, 1972. Honoured Castilians. *LD* 2000 —01. A friend to Castilians. A Champion for Castilians.

Cistern. sb. 4. (1615) *LD*, 106. Within this hollow cistern of thy breast.

Conduit-head. fig. (1607) *LD*, 3669. Gushing from the Conduit-head of Spain.

Conserver. 1.b. (1605) *LD*, 1551. Oh thou conserver of my honours life!

Contracted. ppl.a. 5. (1603) *LD*, 64. For each contracted frown A crooked wrinkle interlines my brow.

Cothurnal. a. (1601) *LD*, 3511. Cloth it In rich Cothurnall pompe.

Crossed. a. 2. (1834) *LD*, 388. Yonder with crost arms stands he malecontent

Crutch. sb. 1. c.fig. (1602) *LD*, 2555. You gon, he walks on crutches, or else falls.

Cuckold. sb.[1] b.attrib. (1718) *LD*, 157. Give Alarum to the Cuckold King.

Deadness. sb. 1. (1607) *LD*, 1569. One kiss To thaw this deadnesse that congeales my soul.

Divulge. v. 2. (1602) *LD*, 1168. You two Divulge abroad that hee's a bastard.

Dribbling. ppl.a. 2. (1627) *LD*, 371. When a few dribbling minutes have run out.

Eat. v. 12. intr. (1606) *LD*, 3161. If they can eat through looks and barrs of Iron.

Echoing. ppl.a. 1. (1667) *LD*, 309. That last word (dead) struck through the echoing air.

Edge. sb. 2. † c. (1602) *LD*, 911. Grind the Cardinals heart to a new edg.

Embroidered. ppl.a. 2. trans. (1612) *LD*, 850 Stars sticking upon the imbroidered firmament.

Ensuing. ppl.a. 1. b. (1611) *LD*, 1357. This ensuing night shall give an end To all my sorrows.

Entertain. v. 14. b. (1614) *LD*, 1625. Thy heart would not have entertain'd a thought.

Extraction. 3. (1605) *LD*, 108. Have not I . . . Made an extraction to the quintessence Even of my soul.

Fat-back. (1607) *LD*, 2242. This fat-back Coward Cardinal.

File. sb. 2. 7. b. 'To double the files.' (1616) *LD*, 2749. I'le double my files, or stand centry, or so.

Friskin. 1. 'To dance friskin.' (1621) *LD*, 1121. Crab and I will here dance friskin.

Glib. a. 3. (1602) *LD*, 890. With a tongue Made clean and glib.

Glow. v.[1] 6. (a1649) *LD*, 1987. Look how he glows. (i.e., with 'heat of his zeal'.)

Heart-string. sb. 2. fig. (1601) *LD*, 2675. To crack the very heart-strings of our army.

Hell-begotten. Hell — 10. c. (1751) *LD*, 473. Thou hel-begotten fiend.

Hist. int. (1617) *LD*, 3038. Hist, hist, on, on.

Honoured. ppl.a. (1601) *LD*, 2836. The Queen Mother and these honoured States.

Humbled. ppl.a. (1600) *LD*, 3013. I kiss the cold earth with my humbl'd knees.

Humh. int. (1603) *LD*, 1055. Humh! Kill her too!

Knit. ppl.a. 1. (1605) *LD*, 2223. Spite of all knit opposition.

Late-lost. (1850) *LD*, 729. My late lost honour.

Laurel-wreath. (1721—2) *LD*, 2497. Run to catch The Lawrel wreath of conquest.

Lion-like. adv. (1619) *LD*, 2222. This damned Negro Lyon-like doth rush Through all.

Loathingly. adv. (1606) *LD*, 2536. How loathingly I sounded the alarums.

Minion. sb. 1. d. (a1640) *LD*, 3663. Now Tragedy thou Minion of the night.

New-mould. v. (1650) *LD*, 3501. Spain I'le new-mould thee.

Nurse. v. 3. d. (a1763) *LD*, 3293. Do you think I'de nurse a thought, To hurt your honour?

Out-act. v. (1644) *LD*, 3793. Then shall I out-act you all in perfect villany.

Out-laugh. v. 2. (1672) *LD*, 3696. We shal live to out-laugh him and thee.

Pick-lock. adj. (1607) *LD*, 3165. There's pick-lock policie.

Pile. v. [2] 4. trans. (1667) *LD*, 2270. That I might pile up Charons boat so full Untill it topple o're.

Pooh. int. (1602) *LD*, 2225. Puh! puh! where? 2317. Puh, never swear.

Richly. adv. 5. (a1601) *LD*, 1960. A zealous nose, And richly inflam'd.

Rifle. v.[2] 2. trans. (1607) *LD*, 3151. I have at one throw Rifled away the Diademe of Spain.

Scrambling. ppl.a.l. (1607) *LD*, 2906. To lead a scrambling army through the hearth of Spain.

Screech-owl. 3. attrib. (1796) *LD*, 295. Whose was that Screech-Owls voice.

Sinking. ppl.a. 2. (1676) *LD*, 2610. Does thy sinking policy make to shore.

Spin out. Spin, v. 6. b. (1608—14) *LD*, 3806. Where I'le spin out the remnant of my life.

Succeeding. ppl.a. †b. (1676) *LD*, 1673. No succeeding age Can ever clear you.

Taint. v. 4. (a1619) *LD*, 3266. I'le touch you, yes, I'le taint you.

Tickle. v. 5. fig. (a 1688) *LD*, 1006. Tickle the ears of the Rude multitude. 3693. Damnation tickles him.

Torturing. ppl.a. (1611) *LD*, 3177. I did invent A torturing Iron chain.

Torturing. vbl.sb. (1633) *LD*, 1646. Oh cease your torturing.

Touch-hole. b.fig. (1602) *LD*, 2708. I have not an eye to see the fire in my touch-hole.

Traffic. sb. 2. d. (1663) *LD*, 833. Every groom has skill in such base traffick.

True-stamped. (1678) *LD*, 2160. Thou true stamp'd son of hell.

Warp. v. 14. b.fig. (1599) *LD*, 958. With fire of gold Warpe the green consciences of two covetous Friars.

Whoo. int. (1608) *LD*, 2211. Holla! ha! whoo!

Wide-mouthed. (1611) *LD*, 155. Every wide-mouth'd ear, hearing this news Will give Alarum.

2. WORDS NOT RECORDED IN THE O.E.D.

All-naked. *LD*, 85. In my all-naked arms, thy self shall lie.

Beast-multitude. *LD*, 2064. This py'd Camelion, this beast multitude.

Bloodhound. fig. (Of emotions.) *LD*, 2305. Wherefore do's those blood-hounds Thy rage and valour chase me?

Castle-work. fig. *LD*, 824. Our enemies are in my Castle-work.

Damnation. A damned person. *LD*, 3262. Damnation, vanish from me. 3435. Worse then damnation, fiend, monster of men.

Dastard. transf. or fig. *LD*, 2281. Their dastard bullets.

Erect. v. To raise (voice.) *LD*, 198. With a voice erected high as mine, say thus.

Element. 'Raw material' (of a person, etc.). *LD*, 3317. You element of Devills.

Fat-chopped. *LD*, 2204. You whorson fat-chopt guts.

Fierce-pursuing. *LD*, 2496. Cal back Our fierce pursuing troops.

Filling out. vbl.sb. Spilling out. *LD*, 3519. I would your blood Might scape the filling out.

Hell-tortured. *LD*, 297. The sound of a hell-tortur'd soul.

Larded. ppl.a. Fat. *LD*, 2205. I'le melt away That Larded body by the heat of fight.

Love-scorched. *LD*, 2466. Thy love scorched bosom.

Market-folk. *LD*, 1970. Brethren, Citizens, and market-folk of Sivell.

Market-form. *LD*, 1944. Take you one market form.

Maw-eating. *LD*, 3687. Hang, Like Tantalus in a maw-eating pang.

Set. sb.[2] 26. Used in fig. sense. *LD*, 3416. Bandy every ball Over this Globe of earth, win sett and all.

Side upon. v. Take sides against. *LD*, 2375—76. Side upon the Moors, Side upon the Cardinall, (The first line is spoken by the Cardinall, the second by the Moor.)

Shape. v. To give birth. to *LD*, 2914. She that shap'd him. (i.e., his mother.)

Sour. Of persons *LD*, 1952. Frier Crab is a sowr fellow. (There is, of course, a pun on the name here.)

Sunset. a. Dying. *LD*, 1504. You look on me with Sun-set eyes.

3. WORDS CITED BY THE O.E.D. AS ITS FIRST OR ONLY EXAMPLES

Brothelry. sb. 2. *LD*, 468. Suffered his bed-chamber To be a Brothelry.

Sulphury. a. 3. b. *LD*, 1163. Sulphury wrath Having once entred into Royall brests: Mark how it burns.

Sydney

GUSTAV CROSS

BESPRECHUNGEN

Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Hrsg.v.d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. N. F. Bd 16/19 = Bibliographie 1936—1939. Berlin, Akademie-Verlag, 1956. 689 S. Brosch. DM 68.-, geb. DM 71.-

Nur wenig später als der »Jahresbericht . . . der germanischen Philologie 1936—1939» (vgl. meine Bespr. Neuphil.Mitt. 56. 1955. 298—301) kann sein Zwillingsbruder mit Freude begrüsst werden. Auch er ist in die Obhut der Deutschen Akademie der Wissenschaften übergegangen, deren zuständige Sachwalter (Leiter der Redaktion seit dem Berichtsjahr 1932 Otto Neuendorff, an dessen Stelle nach Erscheinen des Bandes Gerhard Marx getreten ist) für raschen Fortgang des Unternehmens Sorge tragen; denn noch für 1957 ist der Band für die Berichtsjahre 1940—45 angekündigt. Dieser wird dann freilich als »Jahresbericht für deutsche Sprache und Literatur» erscheinen. Der Inhalt des »neueren» Jber. wird ungeschmälert in die neue Einheit aufgenommen werden, die ältere Germanistik muss sich starke Abstriche gefallen lassen, die man bei allem Verständnis nicht ohne grosse Sorge über die praktischen Aus-

wirkungen in der Forschung und nicht ohne Zweifel an der wissenschaftsgeschichtlichen Berechtigung akzeptieren wird.[1] G. Marx lässt (brieflich) freilich hoffen, dass der Wegfall des Nordischen und die übrigen vorgesehenen Beschränkungen nur solange dauern, bis die Verspätung aufgeholt ist.

Gegenüber dem letzten Jber. (Berichtsjahr 1935) ist die Grossgliederung wenig verändert: III »Geistige Strömungen» fiel ohne Einbusse aus, ebenso XVI »Auslandsdeutschtum», das auf andere Gruppen verteilt ist, XII und XIII wurden zu einer Abt. »Vom Naturalismus bis zur Gegenwart» unter Einbeziehung auch lebender Dichter vereinigt. Unberücksichtigt blieb die Tatsache, dass 1935 XV »Mundartdichtung» ausgefallen war; im neuen Bande finden sich nur vereinzelt Titel dieses Jahres (Nr 50. 115. 116. 120. 124a. 151. 166. 168). Hier klafft also bislang noch eine Lücke, die sich vielleicht in einem zukünftigen Bande in Form eines kleinen Anhangs schliessen lässt.

In der Feingliederung wurden wesentliche Verbesserungen erzielt: mehr Stichwörter, schärfere Durchgliederung mit stärkerer Verwendung von Auszeichnungsschrift, mehr Verweisungen[2], Ausstattung der einzelnen Zeitabschn. mit einem allgemeinen Teil, welcher in seiner Gliederung der von V entspricht. Von ausserordentlichem Wert ist wieder — wie im »älteren» Jber. — das Namen- und Sachverzeichnis, welches das bisherige dürftige Sachverzeichnis ersetzt. Nicht nur weist das neue Verzeichnis jede im Jber. vorkommende Person mit sämtlichen Stellen nach, sondern auch die Sachstichwörter zeigen Materialnähe, Durcharbeitung und Übersicht. J. Körners »Sachweiser» scheint hier etwas Pate gestanden zu haben.

Bewundernswert wieder, was die Bearbeiter alles an entlegenen Titeln aufgestöbert haben! Über 8200 Nrn sind zusammengekommen, wobei zu berücksichtigen ist, dass die neuere Literatur viel grössere Anforderungen in dieser Hinsicht an die Bearbeiter stellt, da das allgemeinere Interesse, das modernem Schrifttum entgegengebracht wird, auch viele Unzünftige auf

[1] Die neue Planung ist auf dem Nürnberger Germanistentag 1954 von G. Marx vorgelegt worden und hat Zustimmung gefunden. Vgl. aber die Einwände von H.-Fr. Rosenfeld DLZ 77. 1956. 831.

[2] Man vermisst sie im Namen- u. Sachverzeichnis (z.B. VII, 269 Stilling; VI, 96 Talander; X, 377 Neumann; IX, 413 Motte u.a.). Kein bibliothekarisch nicht vorgebildeter Germanist wird den Grafen Alexander von Württemberg unter 'Württemberg' suchen.

den Plan ruft und auch der Fachmann viel eher dazu kommt, Aufsätze in abseitigen und bibliographisch nicht überwachten Zeitschriften zu veröffentlichen. Nur Sachfremde also werden angesichts so eindrucksvoller Dokumentation hier nörgeln wollen. (Zum Vergleich sehe man einmal, was die vermutlich mit grösserem Mitarbeiterstab und mit geringerer zeitlicher Entfernung zur Berichtszeit schaffende »Bibliographie linguistique» für die beiden Berichtsbände 1939—47 in den folgenden Bänden nachzutragen hatte!)

Freilich ist offenbar eine so nützliche Bibliographie wie die J. Körners (1949; darüber meine Bespr. DVS 26. 1952. 263—68) nicht durchgesehen worden. Körner besass als lebenslanger Sammler eine Fülle von Sonderdrucken und als im Ausland Lebender auch eine Fülle von Schriften, die ausserhalb der damaligen deutschen Grenzen erschienen. Er hat sie in sein Werk eingearbeitet, sofern sie ihm wissenschaftlich von Wert schienen. Sie gehen z.T. über das im Jber. Gebotene hinaus. Ich mache mir nicht die Mühe, Körners opus noch einmal durchzulesen und zu vergleichen. Ich habe überdies gegenwärtig nicht die bibliographischen Hilfsmittel zur Hand, alle Titelangaben zu verifizieren. Doch um einen Eindruck zu geben, nenne ich die Titel, die mir beim ersten Zugriff in die Hand kamen:

Richard Benz: Le romantisme allemand. Cahiers du Sud 1937 (Sonderheft).

K. Th. Beyer: Liszt in der Dichtung. Dt. Musikkultur 1. 1936.

W. R. van Brakell Buys: Het idéendrama van Hebbel. Utrecht 1938.

P. M. Bretscher: The history and cultural significance of the Taschenbuch Urania 1810/48. Diss. Chicago 1936.

Odd Eidem: Diktere i landflyktighet. Oslo: Tiden Norsk Forlag 1937. 176 S. [Darstellung der Emigrantenliteratur.]

Friedrich von Gentz: Lettres [inédites] à [le général] G. M. Armfelt. In: Harry Donner: Deux adversaires de Napoléon à Vienne. Helsingfors 1939. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum. 11,2.) S. 22—72.

Otto Heller u. Th. H. Leon: Charles Sealsfield, bibliography of his writings together with a classified and annotated catalogue of literature relating to his works and his life. Washington: Univ.Pr. 1939. X, 88 S. (Studies. NS. Lang. and Lit. 8.)

Heinrich Hoffmann: Petrus Hirsutus. [Der Struwwelpeter, lat.] ... in linguam Latinam travestitae per H[ans] J[ürgen] Schmidt. Potsdam: Rütten und Loening 1939. 25 Bl. 4° [Hoffmann sonst im Jber. vertreten.]

M. Kohl: Die Nationalzeitung der Deutschen 1784/1830. Leben und Werk des Publizisten Rudolf Zacharias Becker. Diss. Heidelberg 1936. [B. war ein Bekannter Schillers, verkehrte

im Hause Lengefeldt, setzte sich für die Hinterbliebenen Schillers ein und verfasste übrigens 1789 eine Schrift »Das Eigentumsrecht an Geisteswerken».]

Josef Körner: Geheimnis um Tieck. Der [Berner] Kleine Bund 19. 1938. 353 f., 365—68.

A. G. Murphy: Banditry, chivalry, and terror in German fiction 1790—1830. Diss. Chicago 1936.

Franz Rauhut: Influencia de la picaresca española en la literatura alemana. Revista de Filologia Hispánica (Buenos Aires) 1. 1939. 237—56.

W. Rauschenberger: Richard Wagners Abstammung und Rassenmerkmale. Die Sonne (Leipzig) 14. 1937. 161—71.

Friedrich von Schlegel: [Kölner Vorlesungen über Universalgeschichte von 1805—06. Hrsg. v.] Jean-Jacques Anstett. Trevoux 1939.

Rudolf Unger: »Heilige Wehmut». JbFrDtHochst. [41.] 1936/40. 337—407. [Erst für den nächsten Bd vorgesehen?]

F. Weltsch: Freiheit und Schuld in Kafkas »Der Prozess». Jüdischer Almanach auf 5687. Prag 1936. S. 115—21.

In dieser Art liessen sich bei systematischer Durchsicht vermutlich verschiedene Hunderte von Titeln anführen, und eine Auswertung des Materials, das hier bereitgestellt ist, muss der Redaktion der Jber. empfohlen werden.

Ich bin verschiedentlich dafür eingetreten, dass die Fachbibliographien sich die wohldurchdachten Regeln der Bibliothekswissenschaft für die Titelaufnahme zunutze machen. Der Jber. scheint sich mir jedoch der Gefahrenzone einer nicht mehr sinnvollen Perfektion zu nähern, wenn die buchhändlerische Auslieferung in die Titelaufnahme eingeschlossen oder wenn mitgeteilt wird (VIII, 454), dass der Fond der Carlsberg-Brauerei den Druck von V. Grønbechs »Goethe» unterstützt hat (was bekanntlich in Dänemark sehr vielen wissenschaftlichen Schriften zuteil wird) oder wenn sogar nach den Preussischen Instruktionen beim Verfassernamen »Conrad» in »Konrad» verwandelt wird (XII, 949, richtig XII, 1151). Das hat bei der Führung eines Zettelkatalogs seinen (auch dann nicht unbestritten gebliebenen) Sinn, hier aber ist es sinnlos. Sollte die Redaktion nicht hier einmal Grundsatzüberlegungen anknüpfen?

Es war schon Neuphil.Mitt. 56,300 darauf hingewiesen worden, dass auch bei der Neuordnung des Registerteils die Anonyma (z.B. XII, 43, ein aus politischen Gründen anonym erschienener Aufsatz) unaufgeschlüsselt bleiben. Dass sie in Zukunft dem Verf.-Verz. eingegliedert werden, teilt G. Marx (brieflich) mit. Ebenso, dass das Siglenverzeichnis einer Neuregelung

entgegensieht. Daher sei hier noch schnell für die folgenden Bände angeregt, den Zss. den Erscheinungsort beizufügen. Weiteres Nachschlagen wird dadurch besonders bei ausländischen Zeitschriften sehr erleichtert. Die Gross- und Kleinschreibung bei Titeln dieser Zss. (bes. skandinavischer und franz.) liegt noch im Argen. Druckfehler finde ich bei Finsk T. und PMLA. Sollte man nicht bei bekannten Zss. die im Schrifttum eingeführten Siglen beibehalten, also GRM, HZ, IF, IJ, NTS?

Die alten Liebhaber des Jber. bringen für den unumgänglichen, hoffentlich zeitlich begrenzten Übergang von der bibliographie raisonnée zur Titelliste volles Verständnis auf. Sie sollten sich zu einem Teil für den entgangenen Gaumenkitzel entschädigen lassen durch einen neuen Reiz, der sich aus dem erzwungenen Charakter des Mehrjahresberichtes ergibt: Es lassen sich geistesgeschichtliche Beobachtungen am Material machen. Man kann Modeströmungen ablesen, etwa das angeschwollene Rilke-Material mit 154 Nrn oder der Richard-Wagner-Teil mit 131 Nrn, man kann die Vorliebe des Auslands für gewisse Schriftsteller und Literaturzweige, die Schattenstellung mancher bedeutender Autoren feststellen (z.T. aus politischen Gründen; z.B. für Wedekind gibt es nichts als 2 Diss., auch das Ausland interessierte sich noch nicht für ihn!). Auffällig ist auch der starke Anteil ungarischer Titel. Skandinavien und Finnland, die im »älteren» Jber. gewöhnlich ein gewichtiges Wort mitreden, fallen hier kaum in die Wagschale. Die Stifter-Renaissance, die man gerne mit den beiden verlorenen Kriegen — 1918 und 1945 — zusammenbringt, lässt sich bereits an X, 387—489 deutlich ablesen, wobei man sich stärker als bei anderen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts um die Erschliessung des Textmaterials (Ausgaben, Frühfassungen, Briefe) bemüht.

Unser Schlusswort sei Dank und Anerkennung!

Turku/München

Hans Fromm

Pentti Tilvis, *Prosa-Lancelot-Studien I—II.* Diss. Helsinki 1957 und Annales Academiae Scientiarum Fennicae Ser. B. Tom. 110. — 252 Seiten nebst Hss.-Photokopien.

In seinen Prosa-Lancelot-Studien I—II hat sich der Verf. zwei Hauptaufgaben gestellt, und zwar: erstens zu zeigen, dass der mhd. Prosa-Lancelot nicht, wie gewöhnlich angenommen

wird, direkt aus dem Afrz., sondern aus dem Mndl. übersetzt ist, und zweitens zu untersuchen, wo und wann die wichtigsten deutschen Lancelot-Hss. entstanden sind.

Um eine mndl. Vorlage für die P-Fassung (= der von R. Kluge in den DTM 1948 edierte mhd. Prosa-Lancelot) nachzuweisen, bemüht sich Tilvis, verschiedenartige Spuren dieser uns nicht erhaltenen mndl. Vorlage im deutschen Text festzustellen. Und es ist ihm in der Tat gelungen, eine Reihe verschiedenartiger Zeugnisse für seine These ausfindig zu machen.

So hat Tilvis mehrere Wörter und Wendungen des deutschen Textes behandelt, die im Mndl. häufig bezeugt sind, im Mhd. dagegen nicht nachzuweisen sind, und die deswegen als Ausdrücke einer mndl. Vorlage erklärt werden könnten. Eine ernste Schwierigkeit besteht darin, dass wir auf die Wortgeographie dieser Zeit nicht allzu viel bauen dürfen. Dass die Wörterbücher und das uns erhaltene Schrifttum kein unbedingt zuverlässiges Bild zu geben imstande sind, ist eine Selbstverständlichkeit. Besonders kompliziert wird aber die Sache im gegebenen Falle dadurch, dass die Grenzziehung zwischen dem flämisch-mndl. und mfränk. Wort- und Formelschatz sehr heikel ist. Und gerade darauf kommt es hier an, denn nach der Auffassung des Verf. war der deutsche Archetypus eben mittelfränkisch.

Da das fläm.-ndl. und niederrhein.-ripuar. Gebiet zu dieser Zeit kulturgeographisch sehr eng zusammenhiengen, ist es nur natürlich, dass dies auch in sprachlichen Dingen sich äusserte. Deswegen ist es oft möglich, dass mndl. Ausdrücke, die in dem uns erhaltenen mfränk. Schrifttum nicht bezeugt sind, trotzdem im Mfränk. verwendet wurden, sei es auch nur in bestimmten Sprachschichten.

So wertvoll der Nachweis wahrscheinlich mndl:er Wörter, Bedeutungen und Wendungen in der P-Fassung auch ist, genügt er in Anbetracht des oben Gesagten nur in günstig liegenden Fällen zum vollwertigen Beweis einer mndl. Vorlage; aber im Zusammenhang mit den sichereren Fällen gewinnen auch die weniger sicheren eine grössere Bedeutung.

Mag man auch geneigt sein, einige Abstriche von dem Beweismaterial des Verf. zu machen, so bleiben immer noch genügend Fälle da, in denen es ihm gelungen ist, eine mndl. Vorlage d.h. Zwischenübersetzung, wahrscheinlich zu machen.

Wichtig sind die Fälle, in denen der deutsche Text derartige Abweichungen und Missverständnisse dem französischen gegen-

über aufweist, die kaum einem einigermassen vernünftigen Übersetzer aus dem Französischen zugemutet werden dürfen, die sich aber gut begreifen lassen, wenn man annimmt, dass der deutsche Übersetzer nicht den frz. Text vor sich hatte, sondern eine normale mndl. Übersetzung davon.

Missverstandene seltene mndl. Fremdwörter brauchen nicht unbedingt für eine mndl. Vorlage zu sprechen in Anbetracht der Unsicherheit hinsichtlich der Verbreitung des Wortschatzes; denn obgleich ein solches Wort im Mfränk. gebräuchlich gewesen wäre — jedenfalls gewissen Schichten bekannt gewesen wäre —, hätte ein hier beheimateter Übersetzer trotzdem es falsch auffassen können, weil es gerade ihm persönlich unbekannt war (z.B. wegen mangelnder höfischer Bildung).

Wichtige Beweisstücke für eine mndl. Vorlage sind die Missverständnisse, die sich auf häufig gebrauchte und jedem Niederländer leicht verständliche, triviale Wörter und Wendungen beziehen. Gerade die Tatsache, dass sogar sie vom deutschen Übersetzer falsch verstanden wurden, zeigt, dass sie nicht einmal einem Mittelfranken bekannt waren und somit nur im Mndl. galten (vgl. z.B. S. 62 *zu der kamern gen* und S. 108 *bewisst sich*).

Bei der Behandlung der herangezogenen Beweisstücke für eine mndl. Vorlage operiert Tilvis geschickt mit dem mhd., mndl. und afrz. Sprachmaterial sowie mit paläographischen Dingen und zeigt, dass er zu scharfsinnigen Kombinationen fähig ist.

Von den Fällen, in denen die Beweisführung des Verf. mich nicht überzeugt hat, seien hier ein paar erwähnt. S. 23 werden gegenübergestellt: aus dem afrz. Original *a qui je plus a enuis combatroie* und aus der P-Fassung *wiedder den ich also not solt*. Die Discrepanz zwischen den beiden Textstellen versucht Tilvis dadurch zu erklären, dass die Form *solt* im deutschen Text, die nach ihm keinen vernünftigen Sinn zu ergeben scheint, auf einem Missverständnis des deutschen Übersetzers beruhen soll. Der mndl. Übersetzer habe nach Tilvis das mndl. Verb *sollen, tsollen* < afrz. *soler* benutzt, das etwa 'spielen' bedeutete; dieses Zeitwort habe aber der deutsche Übersetzer als eine Form des modalen *sol(l)en, sullen* aufgefasst. — Das im afrz. Text stehende *combatroie* lässt in der mndl. Übersetzung ein Verb mit der Bedeutung 'kämpfen' erwarten. Dass der mndl. Übersetzer, dem auch Verba mit genau entsprechender Bedeutung zur Verfügung standen, gerade zu *sollen, tsollen* gegriffen haben

sollte, will mir nicht einleuchten; es ist Tilvis nicht gelungen, dieses mndl. Wort in der eindeutigen Bedeutung 'kämpfen' nachzuweisen. Nur wenn *solt* im deutschen Text sich auf keine andere vernünftige Weise erklären liesse, wäre man berechtigt, zu diesem Notbehelf seine Zuflucht zu nehmen. Das ist aber nicht der Fall, denn wenn wir mit dem Wegfall von etwa *kämpfen* zu rechnen bereit sind und dazu berücksichtigen, dass der Konj. prät. *solte* im Mhd. oft für das heutige 'würde' steht, ergibt der deutsche Text einen durchaus vernünftigen Sinn ('gegen den ich so ungern kämpfen würde').

Das Vorkommen des Wortes *gracie* in der P-Fassung in der Bedeutung 'Gnade' hält Tilvis (S. 57 f.) für eine Spur der mndl. Vorlage, weil nach ihm das Wort in dieser Bedeutung dem Mhd. unbekannt sei, das es nur im Sinne von 'Immunität' kenne. Es wäre allerdings in Anbetracht der häufigen Verwendung des mlatein. *gratia* 'Gnade' in der religiösen Sphäre auffallend, wenn das Wort in dieser Bedeutung nur auf das Mndl. und Mndd. beschränkt geblieben wäre. In der Tat begnet uns *gratie* 'Gnade' z.B. in der Königshof. Chronik, in Öheims Chronik, sowie in anderen, u.a. auch niederrhein. Quellen (vgl. P. Möller, Fremdwörter aus dem Lateinischen im späteren Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen [Diss. Giessen 1915] S. 58 s.v. *gratie*). Aus dem älteren Mhd. wüsste ich zwar momentan keine Belege zu nennen, aber als Beweis für eine mndl. Vorlage möchte ich dieses Wort nicht gelten lassen. Die mittelalterliche Wortgeographie bietet eben, wie schon hervorgehoben, oft eine allzu unsichere Grundlage. — Z.B. daraus, dass ein mndl. Wort in der Hauptsache nur im Südwesten belegt ist, zu schliessen, dass es auf das Flämische beschränkt gewesen sei, ist schon deswegen bedenklich, weil in der ersten Periode des Mndl. vorwiegend nur das Flämische und das Brabantische in der Literatur hervortreten. U.a. deswegen sind auch einige von Tilvis für den flämischen Charakter der mndl. Vorlage angeführte Beweise nicht stringent, obgleich schon plausibel.

Das in der P-Fassung verwendete *halsslag* hält Tilvis (S. 42 f.) für eine Spur der mndl. Vorlage, und zwar weil es hier in der Bedeutung 'Ritterschlag' verwendet wird, die dem Mhd. sonst fremd zu sein scheint. Diese Erklärung hat in der Tat manches für sich. Auch aus dem Mndd. wüsste ich nicht diese Bedeutung zu belegen; z.B. im Sachsenspiegel 3, 32, 9 bezeichnet das Wort den *halsslaer* 'den nach mittelalterlichem deutschem Recht der überführte *eigenman* von seinem Herrn bekommt'.

Dass gerade das Mndl. die Bedeutung 'Ritterschlag' kennt, beruht, wie ich glaube, auf französischem Einfluss. Die Bedeutung des afrz. *colee*, *acolee* (seit dem 12. Jh.) 'Ritterschlag', dessen Grundwort afrz. *col* 'Hals' ist, hat auf das ähnelnde german. *halsslac* 'Schlag an den Hals', 'Backenstreich' gerade im benachbarten und kulturell eng verknüpften ndl. Gebiet abgefärbt.

Der Verf. sagt (S. 63) mit Recht: [der mhd. Prosa-Lancelot] »ist sicher nicht das einzige Werk frz. Ursprungs, das auf dem Umweg über das Mndl. seinen Weg ins Mhd. gefunden hat». Das ist zweifelsohne richtig, und wir kennen sogar einige sichere Fälle (so z.B. Johan ûz dem Virgiere aus dem 14.Jh. und den Reinolt von Montalban aus dem 15.Jh.). Es wäre eine nützliche und dankbare Aufgabe, im Lichte derartiger sicherer Fälle die einschlägigen prinzipiellen Fragen zu beleuchten und die Ergebnisse mit dem Lancelot zu vergleichen.

Der orthographische Zusammenfall der mndl. Wörter für 'Abend' und 'Advent' in der Form *avent* »dürfte» nach Tilvis (S. 121 f. Fussnote) »nur im Fläm. möglich gewesen sein», weil er die Form *avent* für 'Advent' nur in einem Genter Denkmal aus der Zeit um die Wende des 14. und 15.Jh. belegt gefunden hat. Hierzu ist zu sagen, dass die Grundlage für einen solchen Schluss viel zu unsicher ist, wenn man mit Tilvis mndl. *avent* 'Advent' durch Assimilation aus *adventus* erklärt; die Annahme der ausschliesslich fläm. Geltung dieser Form würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn man mndl. *avent* 'Advent' auf das gleichbedeutende afrz. *avent* zurückzuführen bereit wäre, was ich für gut möglich halte.

Die zweite Prosa-Lancelot-Studie (S. 125 f.) beginnt mit der Behandlung der mhd. Fragmente M (Münchner Fragment) und A (Amorbacher Fragment), die schon seit langem bekannt sind. Bis jetzt wurde M etwa gegen Ende bzw. Mitte des 13.Jh:s gesetzt, und seine Mundart wurde als ndl.-ndd. bezeichnet. Mit sehr beachtenswerten paläographischen Gründen versucht Tilvis dieses Fragment in die Zeit vor die Mitte des 13.Jh:s zu setzen, während R. Kluge an die Mitte des Jh:s denkt. Aber auch wenn man der paläographischen Beweisführung des Verf. zustimmt, bleibt zu berücksichtigen, dass bei solchen Datierungen immer mit einem Radius von etwa 30 Jahren zu rechnen ist (Der Schreiber konnte z.B. von Jugend auf einen altertümlichen Ductus gelernt haben und bei der Niederschrift von M bereits ein Greis gewesen sein). Der Unterschied

zwischen den Datierungen von Tilvis und Kluge kann somit als unbedeutend betrachtet werden. Wichtiger ist aber, dass es Tilvis m.E. gelungen ist, für das Fragment A ein weniger hohes Alter nachzuweisen, als bisher angenommen wurde; die bisherige Ansetzung um 1225 ist somit allzu früh, und das Fragment M scheint das älteste zu sein, auf das A wahrscheinlich entweder unmittelbar oder mittelbar zurückgeht.

Die Sprache des Fragments M wird von Tilvis sehr gründlich und breit behandelt (auf über 60 Seiten). Offenbar hielt er dies für notwendig, weil sogar bekannte Autoritäten nach dem Vorgang Docens die Mundartbestimmung »ndd.» — ohne eine höchst erwünschte Nachprüfung — unbedenklich übernommen haben. Es gelingt auch Tilvis nachzuweisen, dass dieses Fragment weder ndl. noch ndd., sondern ripuar.-mfränk. ist; da die sprachliche Form dazu ein organisches Ganzes bildet, besteht keine Ursache, an ein ndd.-hd. Mischprodukt zu denken.

Die Annahme des Verf. (S. 143), dass die westgerm. Lautverbindung *sk* in der Mundart des Bruchstücks M eine verschiedene Aussprache vor hellen und dunklen Vokalen gehabt habe, wird durch die von ihm angeführten Tatsachen noch nicht bewiesen; vorläufig wird man in dem von M verwendeten Zeichen *sc* wohl eine Ligatur erblicken dürfen, die den *š*-Laut vertritt; auf einem anderen Blatt steht es freilich, dass der folgende Vokal natürlich nie ohne jeden Einfluss auf den vorausgehenden Laut bleibt. Jedenfalls spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch im Mfränk. der Übergang von wgerm. *sk* zu *š* zu dieser Zeit schon längst vollzogen war. — Auch möchte ich nicht mit Tilvis (S. 145) die Altertümlichkeit der Orthographie *sc* für den *š*-Laut betonen, da diese Orthographie sogar im 14.Jh. noch häufig vorkommt (vgl. Paul-Schmitt, Mhd. Gr. § 5 a Anm. 5).

Wenn Tilvis (S. 153) mit einem Hinweis auf Lübbens Mndd. Gr. behauptet, dass das Mndd. den Umlaut des langen *ā* nicht kenne, befindet er sich im Irrtum. Dieser Umlaut ist auch im Mndd., aber nicht im Mndl. eingetreten, wurde aber im Mndd. erst im 13.Jh. in der Schrift konsequenter bezeichnet (vgl. z.B. Lasch, Mndd. Gr. § 55 und Foerste, Deutsche Philologie im Aufriss I Sp. 1932).

Etwas aus dem Rahmen fällt die Form *ont, onde* 'und' in einer ripuar. Hs. auf, wo man *inde, ende* erwarten möchte; aber als Beweis gegen den ripuar. Charakter von M darf dieser

Umstand trozdem nicht verwendet werden, wie Tilvis (S. 175 f.) mit Recht hervorhebt.

Ob M wirklich die eigenhändige Niederschrift des Übersetzers ist, wie Tilvis (S. 186) es möchte, bleibt unsicher. Dass M verschiedene undeutsche Konstruktionen aufweist, ist kein bindender Beweis, denn einem stumpfsinnigen und getreuen Schreiber darf schon manches zugemutet werden. Trotz der geschickten Beweisführung (S. 64 und 186) fehlt der bindende Beweis dafür, dass der deutsche Übersetzer, der im Flämischen nicht genügend bewandert war, mit dem Ostmndl. auf vertrautem Fuss stand, was allerdings recht wahrscheinlich ist.

Die Sprache des Fragments A wird. mit guten Gründen als ostfränkisch charakterisiert (S. 197 f.). Ob A wirklich mit Tilvis (S. 199) direkt auf M zurückgeht, bleibt unsicher, aber eine weitgehende Übereinstimmung muss zugegeben werden.

Im Schlusswort polemisiert Tilvis (S. 208 f.) gegen die früher geäusserte Auffassung, dass die Artus-Dichtung nach Deutschland vorwiegend über den Oberrhein und nicht über den Niederrhein gelangt sei, der dagegen die Chansons de geste vermittelt habe. Zu einem so weitgehendem Schluss genügen die von ihm bisher erarbeiteten Ergebnisse noch nicht, wohl aber hat er den nordwestlichen Weg über die Niederlande für den Prosa-Lancelot nachgewiesen. Und wahrscheinlich wird der Lancelot nicht vereinzelt dagestanden haben.

Der Lancelot-Stoff hat, nebenbei bemerkt, auch in späteren Zeiten auf ripuarischem Boden Anklang gefunden. So wurde in Aachen im Jahre 1412 ein Spiel von Lanzelot vorgeführt, das wahrscheinlich auch in Köln gegeben wurde. Und aus dem Anfang des 16.Jh. besitzen wir einen Kölner Druck des Lanzelot-Stoffes, in dessen Sprache viele flämische Spuren festzustellen sind. In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, dass das historischen Archiv der Stadt Köln mehrere mndl. Handschriften besitzt, unter anderem auch ein Bruchstück der zum Artus-Kreis gehörenden »Wrake van Ragisel» (vgl. A. Wrede, Köln und Flandern-Brabant [1920] S. 76).

Die Prosa-Lancelot-Studien von Tilvis zeichnen sich durch zielbewusste Gründlichkeit aus. Bei der Lösung seiner Aufgaben hat der Verf. sowohl Selbständigkeit als auch Spürsinn gezeigt. Und so ist es ihm auch gelungen, frühere Auffassungen in manchen Punkten zu berichtigen.

Die Darstellung ist zwar manchmal breiter als erwünscht, und eine gewisse Neigung zum Theoretisieren ist unverkennbar.

Hie und da werden Schlüsse auf allzu schmaler Basis gezogen, und gelegentlich sind die Folgerungen, obgleich theoretisch möglich, nicht zwingend. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es im Wesen der Geisteswissenschaften begründet ist, dass sie sich oft mit einem gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit zufrieden geben müssen.

Die von mir hervorgehobenen Mängel wiegen aber nicht schwer in Anbetracht der wertvollen Ergebnisse dieser reifen Arbeit, die uns berechtigen, mit begründeten Erwartungen der Fortsetzung der Prosa-Lancelot-Studien entgegenzusehen.

Emil Öhmann

Peter F. Ganz, *Der Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz 1640—1815.* Berlin, Erich Schmidt, 1957. VII—257 Seiten.

Im letzten Jahrzehnt sind eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen veröffentlicht worden, die von wechselseitigen sprachlichen Einflüssen zweier Länder handeln. So haben z.B. W. Betz, E. Öhmann und M. Wis lateinisch-italienisch-französisch-holländische Beziehungen zum Deutschen analysiert, während H. Gneuss sich mit dem fremden Einfluss auf das Altenglische befasst hat. Diese Werke sind jetzt um eine umfängliche Arbeit des Londoner Germanisten P. F. Ganz über den Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz 1640—1815 bereichert worden, worin der Verf. sowohl seine aus primären Quellen gewonnenen Ergebnisse als die Resultate der bisherigen Forschung vorgelegt hat.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Der erste Teil streift kurz (Seiten 3—9) linguistische und methodologische Fragen: Lehnwörter, Lehnübersetzungen, formelhafte Ausdrücke, Änderungen in der sozialen Stellung eines Wortes und Lehnbedeutungen. Teil II (Seiten 11—26) bringt eine Übersicht über die englisch-deutschen Beziehungen 1640—1815 im Spiegel des Wortschatzes, wobei u.a. das Wachsen der englischen Sprachkenntnisse in Deutschland und die wichtigsten Gebiete, wo englischer Einfluss spürbar ist, mit einigen typischen, datierten Belegen umrissen werden. Dieser Teil kann eigentlich auch als Zusammenfassung des Hauptteils III, (»Wörterbuch»), angesehen werden, auf dessen 211 Seiten der Verf. die exzerpierten Belege in alphabetischer Reihenfolge anführt. Eine umfassende Bibliographie schliesst das Buch ab.

Der Verf. gibt mit Recht die Marburger Dissertation Agnes Bain Stivens [Englands Einfluss auf den deutschen Wortschatz, 1936] als bisher einzige Arbeit an, die ein Gesamtbild von der englisch-deutschen Einwirkung versucht hat. Das Werk von Ganz verrät in seiner allgemeinen Anlage wie in der Ordnung des Materials deutliche Verwandtschaft mit jener früheren Untersuchung, zeigt sich aber — wie man wohl erwarten darf — seinem Vorgänger überlegen, vor allem was den Reichtum des Belegmaterials betrifft. Eine sorgfältige und erschöpfende Registrierung der Belege kennzeichnet die Arbeitsmethode des Verfassers. Unter jedem Schlagwort wird u.a. angegeben 1) das Jahr des ersten Erscheinens des englischen Vorbildes im Geberland (nach NED), 2) die deutschen Wörterbücher, mit resp. Druckjahren, die den betreffenden Ausdruck gebucht haben und 3) mehrere datierte Kontextzitate der frühesten Belege im Deutschen. Ausserdem wird auf die wichtigsten Forscher hingewiesen, die zu der semasiologischen Untersuchung der zu erörternden Bezeichnungen beigetragen haben.

Bei einer so umfangreichen Arbeit ist es kaum zu vermeiden, dass trotz gewissenhaftester Exzerpierung dem Verf. manches, sogar Wichtiges, entgeht. Folgendes möchte ich berichtigen oder ergänzen.[1]

buchen: Fehlt bei Ganz. Belegt Kluge-Götze seit 1733 als Nachbildung des gleichbedeutenden engl. *to book* oder nnl. *boeken*. Vgl. E. Öhmann, Neuphilol. Mitteilungen 39. 1938. S. 273—.

(Exeter) Collegium: Für (*Exeter*) *College*, bei Fielding, Thomas Jones 3. 389. 1787. Fehlt bei Ganz.

freidenkerisch: Ein früherer Beleg bei Richardson 1759.

Freimaurerei: Begegnet schon bei Richardson 1759. Daran scheitert auch die vorsichtige Vermutung des Verf., 'Freimaurerei' sei vielleicht eine unabhängige deutsche Neubildung, denn das englische Vorbild *free-masonry* tritt bei Richardson 1753 auf, d.h. beträchtlich früher als im NED angegeben.

freimaurerisch: Ein früherer Beleg bei Richardson 1759.

Grog: Ein früherer Beleg bei Smollett, Launcelot Greaves

[1] Für weitere Ergänzungen weise ich auf meine Arbeit »Englische Lehnprägungen in der deutschen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts» (Helsinki 1955) hin. — Wenn nicht anders angegeben, ist der genaue Kontext der folgenden Berichtigungen darin finden.

1772 (siehe E. Öhmann, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, Neuphilol. Mitteilungen 55. 1954. S. 188—).

Jockei: Nach Öhmann (siehe oben 'Grog') begegnet der Ausdruck im Deutschen bei Smollett 1772.

Kaffeehaus: Ergänzende Angaben bei E. Öhmann, Neuphilol. Mitteilungen 39. 1938. S. 273—.

Klosett: Ein früherer Beleg bei Richardson, Clar. 6. 523. 1750.

Kricket: Fehlt bei Ganz. Belegt nach Öhmann (siehe oben 'Grog') bei Smollett 1772.

Mayor: 'Maire' als Entsprechung für *mayor* bei Fielding, Emilie Booth 2. 413. 1780. 'Mylord Mair' als Entsprechung für *my lord-mayor* bei Fielding, Thomas Jones 2. 16. 1786.

Rumbo: Fehlt bei Ganz. (Siehe oben 'Grog').

sentimentalize. Beleg im Englischen schon bei Sterne 1788 (vgl. E. Erämetsä, A study of the word 'sentimental' etc. S. 60, Helsinki 1951).

Square: Ein früherer Beleg bei Richardson 1749.

Toastmeister: In der Lesart 'Toastmaster' bei Fielding, Thomas Jones 3. 162. 1787 belegt.

Vielleicht wäre es zweckmässiger gewesen, die zahlreichen Shakespeare-Zitate völlig unbeachtet zu lassen anstatt nur ein paar Beispiele ('Ich wittre Morgenluft', 'Kaviar für das Volk') einzubeziehen.

Die wichtigste Anmerkung gilt jedoch der mangelhaften Berücksichtigung der Lehnprägungen, die eine Vorsilbe (selbst-, un-, u.s.w.) oder eine Ableitungssilbe (z.B. -er) aufweisen und der Lehnbedeutungen. Hier dürfte es möglich sein, die Anzahl der bezeugten Entlehnungen um ein vielfaches zu vermehren, wie meine Arbeit [*op.cit.*] schon auf dem begrenzten Gebiet der Empfindsamkeit ahnen lässt. Z.B. hat Ganz nur zwei 'Selbst'-Zusammensetzungen gebucht. — Auch bleibt einer künftigen Untersuchung vorbehalten, die eventuelle Mittlerrolle des Niederländischen bei einigen hier behandelten — und auch bei anderen — Entlehnungen festzustellen.

An Reichhaltigkeit lässt das primäre Quellenmaterial, das der Verf. angibt exzerpiert zu haben, nichts zu wünschen übrig: das Verzeichnis enthält ausser Wörterbüchern und Nachschlagewerken nicht weniger als 452 Verfasser, darunter mehrere 'Sämmtliche Werke'. Wenn man einige ergiebige Verdeutschungen hinzufügen will, seien erwähnt:

Fielding, H: Amalia, oder das Muster ehelicher Liebe. Frankfurth und Leipzig 1752.

Mackenzie, H: Der Mann von Gefühl. Leipzig 1808.

Richardson, S: Geschichte des Herrn Carl Grandison. Leipzig 1754—59 (Ganz zitiert einige Belege aus diesem Buch durch Walz).

Richardson, S: Clarissa. Göttingen 1748—53. (Dem Verf. hat nur die spätere Übersetzung 1768—70 zur Verfügung gestanden.)

Smollett, T: Die Abenteuer des Ritters Launcelot Greaves. Kopenhagen 1772.

Die obigen Anmerkungen wollen den Wert der Arbeit von Ganz durchaus nicht herabsetzen. Diese erweist sich vielmehr als eine solide wissenschaftliche Leistung, die unser Wissen auf dem einschlägigen Gebiet erfreulich erweitert und daher ohne Bedenken zu begrüssen ist.

Erik Erämetsä

F. N. Robinson (ed.), *The Works of Geoffrey Chaucer.* Second edition. Boston, Houghton Mifflin Co.; Cambridge, Mass., The Riverside Press; London, Oxford University Press; 1957. Pp. xliv-1002. 42 s. net.

A revised edition of a standard work is always an event of some interest. This is certainly true of Professor Robinson's Chaucer edition, which appeared last year in a new, larger format. Although the text of Chaucer's works now takes a hundred pages less than before, the new type is larger and much less straining for the reader's eye than that of the first edition. Students of Chaucer all over the world will hail the new format as a substantial improvement.

In other respects the text and the critical apparatus remain essentially the same as before. This means, among other things, that the editor has not altered his arrangement of the *Canterbury Tales;* nor has he included the recently discovered *Equatorie of the Planetis,* mainly because Chaucer's authorship for this work has not been conclusively proved. On the other hand, the appearance of the Manly-Rickert edition of the *Canterbury Tales* has caused a number of alterations in individual readings; a list of these is given on pp. 883—5.

The editor's exceptional knowledge of ancient and medieval literature was evident from the Explanatory Notes of the first

edition. Personally I have also been impressed by his rare insight into the peculiarities of Middle English syntax. Yet it is primarily the new material included in these Notes that makes the new edition superior to the old one. Important new information on Chaucer's writings — including a new collection of sources and analogues to the Canterbury Tales — has been accumulating since 1933, when Professor Robinson's first edition appeared. The best part of this has been amalgamated with earlier information, without in any way disturbing the clear, succinct character of the Notes.

A very small printer's error has caught my eye on page 47, line 3078, where a comma is missing between *wille* and *herte*. In the Glossary, the definition »perchance» might be added to the existing definition »at all» of adverbial *oght*. The meaning »perchance» is to be presumed in contexts like *can he oght telle a myrie tale or tweye?* (Cant.Tales, G CY 597) and *to loke wher I myght ought Have more knowynge of hys thought* (Bk. of the Duch. 537); cf. also *gyf me relacyon If Jesus were out born i þe lond of Galelye* (Coventry Play XXX, 326, discussed by Kökeritz, *MLN*, LXIV, 1949, 89—90).

Tauno F. Mustanoja

Richard Cleasby and Gudbrand Vigfusson, *An Icelandic-English Dictionary*. Second edition, with a Supplement by Sir William Craigie. Oxford, Clarendon Press: Oxford University Press, 1957. Pp. xlv-833 in 4°. 105s. net.

That there has been some revival of interest in Old Scandinavian studies is suggested by the recent publication of new editions of a number of standard books on the subject. Johan Fritzner's *Ordbog over det gamle norske sprog*, the three volumes of which were first published between 1886 and 1896, was reprinted in 1954; a supplementary fourth volume under the editorship of D. A. Seip and Trygve Knudsen has also been announced.[1] A new edition of E. V. Gordon's *Introduction to Old Norse*, revised by A. R. Taylor, came out last year.[2] And there have been a number of entirely new publications, such as Ferdinand Holthausen's *Vergleichendes und etymologisches*

[1] Tryggve Juul Møller, Oslo.
[2] Clarendon Press, Oxford.

Wörterbuch des Altwestnordischen, which appeared in 1948,[1] Alexander Johannesson's *Isländisches etymologisches Wörterbuch*, completed in 1956[2], and Stefán Einarsson's *History of Icelandic Literature*, which came out at the end of 1957.[3]

The dictionary under review came into existence as a late fruit of a life-long dream of Richard Cleasby. Cleasby began to collect material for what he called a General Dictionary of the Old Scandinavian languages in 1840. After his death the manuscript collections passed through the hands of some other scholars, above all Konrad Gislason and Gudbrand Vigfusson, who not only edited but also considerably augmented them. The dictionary came out in 1874.

In the second edition, for which the late Sir William Craigie was responsible, a few alterations have been made. The Introduction by G. W. Dasent, the rather detailed biography of Cleasby[4], and the specimens of Cleasby's manuscript have been omitted. Instead, there is a supplement of fifty-one pages, listing more than five thousand words, collected mainly from prose works written between the eleventh and mid-fourteenth centuries. A number of entries, of course, are corrections and additions to the definitions and references given in the first edition, but the large majority are new words, mainly compounds, not recorded by Cleasby and Vigfusson. The bulk of the new material is taken from the numerous texts which have appeared in print since 1874.

Needless to say, the book is indispensable to anyone working in the field of the Scandinavian languages. The present writer, himself a student of English, would also like to emphasize its importance for English lexicography.

Tauno F. Mustanoja

[1] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
[2] Francke Verlag, Bern.
[3] Johns Hopkins Press, Baltimore.
[4] The biography printed in the first edition contains many interesting details. A Finn, however, having read that »on the 4th of June [1839] Cleasby left Stockholm for Finland» is bound to be a little disappointed when the biographer tells him that »on this journey we forbear to dwell, except to say that wherever he went he saw everything and every person of any importance to whom he could get access.»

THE TESTAMENT OF THE DEER IN SHAKESPEARE

In *As You Like It*, II.i. 33—49, a lord describes the reactions of Jaques on seeing a deer dying from wounds inflicted by hunters; the lines especially under consideration here (lines 47—9) are Jaques's comment on the stag's weeping into a stream: —

»Poor deer,» quoth he, »thou mak'st a testament
As worldlings do, giving thy sum of more
To that which had too much.»

The New Cambridge editors note other occurrences of the theme of a dying deer weeping,[1] and it is possible to find further points of comparison between this passage and earlier English literature; in fact, there was a literary convention for describing a dying deer like a dying man. Just as in *Love's Labours Lost*, IV.ii. 50 ff., Holofernes gives »an extemporal epitaph on the death of the deer», so Jaques may be regarded as the mourner »weeping and commenting Upon the sobbing deer» (line 65); this funereal aspect is further emphasized in the parallel description of a dying deer cited from Drayton's *Polyolbion* (XIII, 160—1): —

He who the mourner is to his own dying corse,
Upon the ruthless earth his precious tears lets fall.

[1] *Hamlet*, III. ii. 282; Drayton, *Polyolbion*, XIII, 110—161; Sidney, *Arcadia* (1590), ed. Feuillerat, p. 61; to these may be added *Winter's Tale*, I. ii. 118; ». . . and then to sigh, as 'twere The mort o'the deer.»

The references to the stag's antlers in *Polyolbion* (line 122: »his branched head»; line 157: »his sharp-pointed head») suggest that *As You Like It*, II. i. 24: »with forked heads» could refer to the deer rather than to the arrows of the hunters.

(At this point the edition of 1753, with notes by Selden, comments: »The hart weepeth at his dying: his tears are held to be precious in medicine.») Similarly, the passage cited from Sidney's *Arcadia* includes the following lines (1590 version, edited by Feuillerat, p. 61): —

> . . . . . and they having perfourmed all dueties, as well for the Stagges funeral, as the hounds triumph, ...

Moreover, in the same passage the following odd sentence occurs: —

> . . . . . the Stagge had bestowed himselfe liberally among them that had killed him . . . . .

The stag offers himself up to the hunters, like a dying man making his will: the same idea is expressed by Falstaff in *The Merry Wives of Windsor*, V. v. 22—25:—

> Divide me like a bribe buck, each a haunch: I will keep my sides to myself, my shoulders for the fellow of this walk, and my horns I bequeath to your husbands.

The dying stag that thus offers up its body to the hunters is clearly indicated in Jaques's remark that the deer was making a *testament*. This particular theme of the testament of a dying deer may be found in earlier English writing: in fact, to the student of late medieval English lyrics the word *testament* in this context will suggest one particular poem from a well-known MS collection. The lyrics of MS Rawlinson C. 813 in the Bodleian Library [1] include on ff. 31^{r}—30^{v} a poem entitled *The testament of the bucke*, which deals at length with the theme touched on by Shakespeare in the above passage: a dying deer

[1] Printed by Padelford and Benham, *Anglia* 31 (1908): see p. 350, no. 20.

bequeaths various parts of its body to different people or purposes. The same poem also appears, with certain omissions, in the British Museum MS Cotton Julius A. 5, f. 126^{v} (its appearance here is noted by Carleton Brown and R. H. Robbins in *The Index of Middle English Verse*, no. 368, and it was printed by Copland (*Short Title Catalogue*, no. 4001).

In a set of notes on the poems of Rawlinson C. 813 [1] Bolle pointed out that *The testament of the bucke* may be compared on one hand with medieval instructions to hunters concerning the traditional rules for the disposal of an animal killed in hunting;[2] and on the other hand with poems in which a dying person or animal makes a testament.[3] Whatever the origins of

[1] Bolle, *Anglia* 34 (1911), 280.

[2] Bolle cites as an example the rules laid down for the disposal of deer in *Le venery de Twety*, printed by Halliwell-Phillipps, *Reliquiæ Antiquæ*, I, p. 153, and recently by Gunnar Tilander as Vol. III of *Cynegetica* (Uppsala, 1956). Shakespeare makes use of this theme in *3 Henry VI*, III.ii. 22: »here's a deer whose skin's a keeper's fee», and in the song »What shall he have that killed the deer?» in *As You Like It*, IV. ii. 10; there is a familiar parallel in Middle English in *Sir Gawain and the Green Knight*, lines 1325—1361 (see also the editorial notes of Tolkien and Gordon and of Gollancz on this passage).

[3] A dying person makes his will in numerous ballads (e.g. *Lord Randal*); Bolle also cites a poem, *The Testament of a Lover*, printed in *Reliquiæ Antiquæ*, now more readily available in R. H. Robbins, *Secular Lyrics of the 14th and 15th Centuries*, no. 206. Cf. also H. S. Bennett, *English Books and Readers, 1475—1557*, p. 148: »a series of mock wills en bled writers to put out some racy and amusing verses, such as *Wyl Bucke his testament* (n.d.), or *Gyl of Braintford's testament* (1560?)»; the former is Copl nd's printed version of the poem under discussion. With regard to animals, Bolle refers to a Scots nursery song in which a dying robin bequeaths various parts of its body: printed by Peter Buchan, *Ancient Ballads and Songs* (1828), p. 273, and by Robert Chambers, *Popular Rhymes of Scotland* (1870), p. 38. Concerning medieval attitudes to animals, see further R. H. Robbins, *op.cit.* p. 267, note on poem no. 119.

The testament of the bucke may be, it clearly embodies a theme that Shakespeare and other Elizabethan writers were subsequently aware of in some form or another. There are two possibilities: either Shakespeare knew one particular poem (though necessarily not the poem under discussion) on the Testament of a Deer,[1] in which case Jaques gives us a specific reference that may be compared with Juliet's reference to the early sixteenth century song *The Hunt is up*;[2] or else, as seems more probable, Shakespeare was simply mentioning in these lines a well-known verse theme: and in this case an exact parallel (hitherto unnoticed, I believe) may be found in Henry's famous speech before Agincourt (*Henry V*, IV.iii. 56), where the line »This story shall the good man teach his son» is presumably a reference to the well-attested medieval verse theme of parental instructions,[3] as in the Middle English *How the Wise Man taught his Son*, for example. Such references as these need not, of course, be taken to indicate the extent of Shakespeare's actual reading: they may be assumed to belong to a body of traditional lore, probably often in proverbial form, that was familiar to most English people in the sixteenth century.

P. J. Frankis

[1] There could have been a broadside version of the poem, but I have not been able to find any record of one; nothing of the kind is recorded, for example, in the Stationers' Register Extracts edited by H. E. Rollins in *Studies in Philology* 21 (1924).

[2] *Romeo and Juliet*, III. v. 34; see W. Chappell, *A Collection of National English Airs* (1838), no. 196, p. 147.

[3] For a discussion of the recurrence of this theme in medieval French and English writings, see T. F. Mustanoja, *The Good Wife Taught her Daughter* (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B. LXI, 2), Introduction, especially pp. 63—70. Professor Mustanoja suggests (*op.cit.* p. 78) that »An echo of these medieval instructions is no doubt Polonius' address to Laertes in *Hamlet*, I.iii. 57—81.»

UNTERSUCHUNGEN ÜBER LUPOLD HORNBURGS GEDICHTE

Der ostfränkische Dichter Lupold Hornburg aus Rothenburg ob der Tauber steht mit Otto Baldemann, dem Verfasser des Gedichts "Von dem Romschen Riche eyn clage", dadurch in direkter Beziehung, dass er dieses Gedicht mit einigen Zusätzen, Abänderungen und Auslassungen als eigenes Geisteserzeugnis herausgegeben hat. Diese Beziehung hat die Forschung veranlasst, die zwei Reimrededichter miteinander zu vergleichen. Dabei ist Lupold als die überlegenere bezeichnet worden; so z.B. von Zwierzina (Lupold Hornburgs Gedichte [in: Festschrift des K. K. Erzherzog Rainer-Real-Gymnasiums in Wien, Wien 1914, S. 115—136] S. 122): "Metrum und Sprache Ottes ändert und bessert Hornburg öfter: dem Enjambement, zweisilbiger Senkung, der Interpuktion im Vers, allerlei verkürzten Formen (Klebsilben und Milben!) ist er ein pedantischer Feind. Die Reime bessert er auch: die Bindung von lang a zu lang o schafft er bis auf Reste fort (obwohl er selbst gewiss â = ô sprach, aber eine ungeschriebene Tabulatur war ihm massgebend, s. Puschman S. 14 Jonas), auch entfernt er die, ihm wohl auch nicht geläufigen, n-losen Infinitive Ottes bald mehr, bald weniger radikal und noch mehr dergleichen.» Noch deutlicher äussern sich zugunsten Lupold Hornburgs die Amerikaner Bell und Gudde, die Hornburgs Gedichte herausgegeben haben, The Poems of Lupold Hornburg (= University of California Publications in Modern Philology, Volume 27, No. 4, pp. x + 149—300, Berkeley and Los Angeles California 1945) S. 156: »Of the two men, Hornburg is the more skillful in form. In his treatment of Baldeman's verse he tends to simplify the latter's highly 'geblümte Rede'. When, as often happens, he is unable to understand Baldeman's difficult language, he alters the lines. He appears, on the whole, unable to understand and to cope with the occasional clerical errors that occurred in the recording of Baldeman's composition, and

these for the most part he evades rather than corrects. Some of Baldeman's lines are garbled, and Hornburg's similarly garbled rendition reflects his inability to interpret these passages in his source. On the whole, however, Hornburg's version shows improvement over his *Vorlage*. Here and there he smooths Baldeman's meter, reduces the number of enjambements, abolishes certain dialectical touches, improves upon some of the rhymes, and discards many of the Franconian n-less infinitive forms.»

Bei der Edition des Gedichts Otto Baldemanns bin auch ich auf Unterschiede in der Wesensart der beiden Dichter aufmerksam geworden, soweit sie sich in Verstechnik und Reimsprache zeigen. Zugleich bin ich zu einer von Zwierzina sowie von Bell und Gudde an manchen Punkten abweichenden Auffassung gekommen. Für Hornburg stützt sich meine Beweisführung auf die vier Reimpaardichtungen (I. Die Landpredige, II. Des Ryches clage, II. Der zunge striet, IV. Ein derbermeliche clage), während das fünfte, ein strophisches Gedicht (Von allen singern), wegen seines abweichenden und kunstvolleren Metrums hier ausscheidet. Bei Zitaten benutze ich Bells und Guddes Ausgabe der Gedichte Lupold Hornburgs (s. oben) und meine Baldemann-Ausgabe (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B Tom. 111,1, Helsinki 1957).

VERSTECHNIK BEI LUPOLD HORNBURG UND OTTO BALDEMANN

Die oben zitierten Stellen Zwierzinas und Bells und Guddes enthalten sowohl Zutreffendes als auch Unzutreffendes. Schon Zwierzina, der mit seinem Urteil zugunsten Lupold Hornburgs zurückhaltender ist, wenn er auch einzelne Punkte ausdrücklich hervorhebt, und noch deutlicher die Lupold sehr positiv bewertenden Bell und Gudde haben sich durch die Änderungen und »Besserungen», die Lupold an Otto Baldemanns Metrum und Sprache vorgenommen hat, teilweise zu einer irrtümlichen

Vorstellung verleiten lassen. Ist es doch viel leichter, an einem literarischen Werk, das fertig vorliegt, zu ändern bzw. es zu verbessern, als selbst eines zu schaffen. Besonders leicht ist es im Falle ziemlich gleichwertiger, aber doch nicht ganz hervorragender Talente wie eben bei Otto und Lupold. Es besteht allerdings Gefahr, dass sich solche Besserungen bei genauerem Zusehen als Verschlimmbesserungen herausstellen.

Zwierzina behauptet z.B., Lupold sei ein pedantischer Feind zweisilbiger Senkung. Ich zähle tatsächlich in Lupolds zweitem Gedicht 18 Änderungen, die Otto Baldemanns zweisilbige Senkung beseitigen, andrerseits aber 58 solche, die Otto Baldemanns einsilbige Senkung durch zweisilbige ersetzen. Zwar handelt es sich dabei oft (19mal) um Fälle, wo die Einsilbigkeit der Senkung bei Otto Baldemann durch Syn- oder Apokope zustandegekommen ist, aber die meisten lassen sich nicht auf diese Weise erklären, wenn auch Lupolds Sprachgebrauch der Syn- wie der Apokope ziemlich abhold ist, und sich darin von Otto Baldemann, der ohne Bedenken von den syn- und apokopierten wie von den nicht syn- und apokopierten Formen Gebrauch macht je nach den Forderungen des Metrums und des Rhythmus, deutlich unterscheidet. Die Zahl der zweisilbigen Senkungen in Lupolds zweitem Gedicht beträgt im ganzem 95. Das zeigt, dass er in den Teilen des Gedichts, die er erweitert oder selbständig hinzugedichtet hat, zweisilbige Senkung wenigstens ebenso oft, ja öfter zulässt. In seiner »Klage», die fast um ein Fünftel umfangreicher ist als Ottos »Klage», finden sich dreimal so viel zweisilbige Senkungen wie bei Otto Baldemann. Wenn Lupold also öfters eine zweisilbige Senkung Ottos beseitigt, kann es nicht an seiner pedantischen Feindschaft diesen gegenüber liegen, obgleich es manchmal einen solchen Anschein hat. In seinen vier Reimreden trifft man die zweisilbige Senkung durchschnittlich 2,5 mal so häufig wie bei Otto Baldemann. Jener lässt einigemal sogar dreisilbige Senkung zu, die dieser gar nicht kennt. Ein Werturteil wird diese Feststellung jedoch erst, wenn man den gleichmässi-

gen Wechsel von Hebung und Senkung als Regel oder Ideal hinstellt. Diesem Ideal ist Otto Baldemann bedeutend näher gekommen als Lupold Hornburg.

Nicht besser bestellt ist es mit Zwierzinas Behauptung von Lupolds Abneigung gegen das Enjambement. Fasst man den Begriff Enjambement im engeren Sinn als Vers- oder Zeilensprung auf, also als Hinüberführung eines Satzes über das Ende einer Zeile und dessen Abschluss im Innern der folgenden Zeile — und das wird Zwierzina gemeint haben —, so lassen sich nur neun Fälle anführen, in denen Lupold das Enjambement nicht beibehalten hat, und zwar in folgenden Versen Otto Baldemanns: 11, 165, 282, 337, 338, 344, 397, 413, 444. Von diesen hat Lupold 165, 282, 397 einfach ausgelassen, wohl aus anderen Gründen als um den Zeilensprung zu vermeiden. Die übrigen Verse hat er mehr oder weniger gründlich umgebaut. Ob er dies wegen des Enjambements getan hat, ist nicht besonders wahrscheinlich. Vielmehr haben ihn zu diesem Verfahren in erster Linie andere Umstände veranlasst, wie man leicht ersehen kann, wenn man die betreffenden Stellen bei Otto Baldemann und Lupold Hornburg miteinander vergleicht, was ich hier nicht tue, weil ich andere Beweise beibringen kann. Lupold hat nämlich nicht nur in 24 Fällen (in den Versen 35, 43, 61, 65, 89, 95, 210, 216, 371, 380, 389, 409, 420, 465, 471, 481, 497, 507, 509, 515, 559, 572, 573 bei Lupold) das Enjambement Ottos beibehalten, sondern auch in neun Fällen (25, 175, 215, 435, 454, 482, 523, 543, 580[1]) sogar ohne Anlehnung an Ottos Wortlaut, also selbständig, vom Enjambement Gebrauch gemacht.

Die Fälle, wo der über das Zeilenende hinausgehende Satz den ganzen folgenden Vers (oder noch mehr) umfasst — also Enjambement im weiteren Sinne vorliegt — hat Lupolds »Klage des Reiches» nicht weniger als 170 aufzuweisen, davon 47 ohne

[1] Mit etwas schwächerem Einschnitt inmitten der Zeile auch in weiteren vier Fällen (221, 445, 529, 537).

Beziehung zu Ottos Wortlaut. In diesem Gedicht, das auf stärkstem fremdem Einfluss beruht, kann man also bei Lupold nicht von Abneigung gegen das Enjambement sprechen. Dagegen zeigt er sich sehr empfänglich für den Einfluss seiner Vorlage. Das bezeugt nicht allein die Zahl der Belege, sondern auch ihre Art. Meistens hat Lupold zwar das Enjambement unverändert übernommen (z.B. 35, 43, 61, 89, 381, 409, 420, 465, 507, 515, 559, 572), einige Male aber die Härte der Inkongruenz von Satz- und Zeilenende noch gesteigert, indem er nur ein Wort statt mehrerer oder ein kürzeres, tonschwaches an den Anfang des zweiten Verses rückt, vgl. Otto Baldemann 423/424 *Denn daz irr fetir trůwe / Mich twingt, . . .* = Lupold Hornburg 480/481 *Die mich alzeiten nůwe / Twinget.;* Otto 454/455 *Die noch an erin syechen / Drum můzen unde sochen* = Lupold 508/509 *Die noch an eren sichen / Dorumbe, vnd můzent sochen;* Otto 468/469 *Die frawe mir nach růffen / Began und . . .* = Lupold 522/523 *Die frawe begonde rueffen / Da, vnd . . .;* Otto 488/489 *Thutschlant, so ist zulang gesůmt / Uwer dienst. waz hilft . . .* = Lupold 572/573 *Tůtschelant, so ist zu lange gesůmet / Dinst. waz hilft . . .* Nur zweimal hat er solche Härte erweicht, vgl. Otto 330/331 *Ir hende si do winde / Began. der mer ich . . .* = Lupold 370/371 *Ir hende sie mit růwen / Begonde winden;* Otto 336/337 *Durch sie mir leben leiden / Began.* = Lupold 376/377 *Min leben mir do leyden / Begonde an der selben stunt.* Mir scheint, dass bei den Änderungen weniger Abneigung gegen das Enjambement als andere, z.B. rhythmische Rücksichten mitgespielt haben.

Wenn nun das Enjambement im Gedicht von des Reiches Klage zu einem bedeutenden Teil auf fremden Einfluss zurückgeht, so erhält man kein schiefes Bild von dessen Gebrauch bei Lupold überhaupt, denn es ist auch Lupolds drei anderen Gedichten nicht unbekannt. Allerdings tritt es im strengeren Sinne bedeutend seltener auf, (vgl. I, 24, 81, 93, 169, 248; III, 9, 59, 73, 86, 110, 115; IV, Vorr. 4; 28). Demnach

scheint es, als hätte das Enjambement dem poetischen Empfinden Lupolds nicht so sehr gelegen; auch kann man vermuten, dass dieses seltenere Auftreten z.T. Folge seiner recht einfachen Ausdrucksweise und seiner kurzen Perioden ist. Dass bei ihm trotzdem der Satz oft von einer Zeile in die andere springt, dass zumal solche Fälle, wo ein Satz zwei oder mehrere volle Zeilen umfasst, sehr zahlreich sind, kann m.E. nur so gedeutet werden, dass er auf dieses metrische Mittel nicht streng geachtet, aber es demgemäss auch nicht besonders gemieden oder verabscheut hat.

Die von Zwierzina an der zitierten Stelle besonders erwähnten verkürzten Formen, denen Lupold ein »pedantischer Feind» sein soll, beseitigt dieser tatsächlich grössenteils. Öfters hat das — wie schon oben festgestellt wurde — zu zweisilbiger Senkung geführt. Syn- und apokopierten Formen begegnet man jedoch auch bei Lupold reichlich. So gebraucht er z.B. in Verbformen hauptsächlich die vollen Endungen, aber oft auch syn- und apokopierte Formen, wenn es das Metrum verlangt. Für das Gedicht von des Reiches Klage gilt in dieser Beziehung folgendes: Otto Baldemann gebraucht insgesamt 136 syn- oder apokopierte oder sonst verkürzte Formen, 40 davon ersetzt Lupold durch volle Formen, für 34 weist er keine Entsprechung auf, weil seine Änderungen anderen Wortlaut haben, während 62 beiden Dichtern gemeinsam sind. Anderseits gebraucht Lupold in 40 Fällen unbeeinflusst von Otto Baldemann, also selbständig, ähnliche syn- oder apokopierte Formen, d.h. ebensoviel, wie er von Ottos verkürzten Formen beseitigt. Die Zahl der syn- und apokopierten Formen beträgt also 102, d.h. nur ein Viertel weniger als bei Otto Baldemann. Welchen Anteil an dieser Sachlage die Schreiber haben, kann nicht ermittelt werden. Wenn Zwierzina mit »allerlei verkürzten Formen» auch syn- und apokopierte Formen meint, trifft seine Behauptung kaum zu. Dagegen beseitigt Lupold die wenigen von Otto Baldemann (oder dem Schreiber) gewaltsam verkürzten Formen wie etwa 142 *ungedags*, 381 *kond*, 382

crist, und die seltenen Zusammenziehungen 297 *jaute*, 464 *claut*, 474 *saeutz* restlos, indem er die betreffenden Stellen auslässt oder völlig umdichtet. Dass sich in diesem Gedicht z.T. Otto Baldemanns Einfluss geltend macht, erhellt daraus, dass in den drei anderen Gedichten (zusammen 478 Verse gegenüber 590 in »des Reiches Klage») insgesamt nur 66 Fälle von Syn- und Apokope zu verzeichnen sind. Zum anderen Teil haben hierzu offenbar der einfachere Stil und der grössere Spielraum, den sich Lupold im metrischen Bau des Verses, insbesondere in der Gestaltung des Reims lässt, beigetragen.

Wie ich in der Einleitung meiner Baldemann-Ausgabe S. 54ff. nachgewiesen habe, sind die Grenzen für Otto Baldemanns Reimbildung recht eng gezogen. Erstens gebraucht er in Wirklichkeit nur zwei Arten des Versschlusses: den zweisilbig klingenden (Schema: ≍ ≍) und den einsilbig vollen (Schema: ⏑), denn die anderen Arten: zweisilbig voller (⏑ ≍) und dreisilbig klingender (⏑ ≍ ≍ oder ⏑ ≍ ≍) (vgl. Heusler, Deutsche Versgeschichte III § 583 ff.) kommen nur einigemal vor und können in der uns erhaltenen Form entstellt sein. Zum anderen ist der Gebrauch der zwei Versschlüsse nicht planlos willkürlich wie in den meisten mhd. Reimpaardichtungen, sondern so geregelt, dass auf je zwei Verspaare mit zweisilbig klingendem, einigemal zweisilbig vollem Schluss eines mit einsilbig vollem folgt. Dies bedeutet im Reimgebrauch eine weitere starke Einschränkung, die Otto Baldemann geradezu ausnahmslos beobachtet.

Auch bei Lupold dominiert zweisilbig klingender und einsilbig voller Schluss. Man trifft aber oft auch zweisilbig vollen und vereinzelt dreisilbig klingenden. In den vier Gedichten findet sich der zweisilbig volle Schluss 80mal und ausserdem gibt es 10 unsichere Fälle, von denen sich II, 5/6, 449/50, IV, 39/40 durch zweisilbigen Auftakt als zweisilbig klingend erklären lassen, so auch IV, 51; hier allerdings hat der Reimvers offenbar zweisilbig vollen Schluss; II, 529 ist entstellt und ordnet sich in der überlieferten Gestalt in die Reihe der zwei-

silbig klingenden ein, aber dessen Reimvers hat wieder zweisilbig vollen Schluss.

Bei III, 70 haben Bell und Gudde in *ern[e]st* das [e] eingeschaltet und bemerken, das Versmass verlange die Extrasilbe. In diesem Fall ist der Vers als zweisilbig voller anzusehen, sonst als zweisilbig klingender mit zweisilbiger Senkung im zweiten Takt.

Insgesamt machen bei Lupold Hornburg die zweisilbig vollen Schlüsse 7,6 % aller Verse aus, bei Otto Baldemann nur 1,2 % (wobei noch mit Entstellung zu rechen ist), also ein bedeutender Unterschied.

Dreisilbig klingenden Schluss haben bei Lupold Hornburg 24 Verse, und zwar entweder ⏑ ⏑ ⏑ (I, 1/2, 65/66, 202/201, II, 41/42, 107/108, 379/380, 423/424, III, 47/48) oder ⏑ ⏑ ⏑ (II, 95/96, 213/214, 259/260, 271/272). Prozentual bedeutet das nicht viel, d.h. 2,2 %. Bei Otto Baldemann haben dreisilbig klingenden Schluss nur zwei Reimpaare 89/90 und 383/384, dazu 65/66 zweifelhaft (= 0,8 %). Ob diese dem Schreiber ihr Dasein verdanken, lässt sich nicht ausmachen, es ist aber möglich. Bei Lupold Hornburg ist eine entsprechende Annahme weniger wahrscheinlich. Erstens nämlich wird sie durch die Anzahl der Belege in Frage gestellt und zweitens durch die Art der Änderungen, die Lupold Hornburg an Otto Baldemanns Versen vorgenommen hat. Es scheint ihm dabei nicht auf die Silbenzahl der Reime angekommen zu sein, wie die Verse II, 41/42, 43/44, 65/66, 95/96, 213/214, 259/260, 271/272, 379/380, 437/438, 441/442, 481/482, 571/572, verglichen mit den entsprechenden Versen bei Otto Baldemann, zur Genüge dartun. Daher kann Lupold Hornburg ohne Bedenken dreisilbig klingende Schlüsse gewählt haben, während sie bei Otto Baldemann ausserhalb des von ihm genau beobachteten Reimschemas liegen und es deshalb zweifelhaft bleibt, ob sie vielleicht dem Schreiber zur Last zu legen sind.

Wie das vorgebrachte Material zeigt, hat sich Lupold Hornburg bei der Reimbildung viel grösseren Spielraum gelassen

als Otto Baldemann; dies gilt nicht nur da, wo er selbständig dichtet, sondern auch da, wo er seine Vorlage ändert und verbessert. Bei Lupold Hornburg finden sich vier Arten des Versschlusses, von denen allerdings zwei so stark dominieren, dass sie 90 % betragen. Otto Baldemann dagegen macht eigentlich nur von zwei Versschlüssen Gebrauch, deren Wechsel ausserdem genau geregelt ist (was bei Lupold nicht zutrifft). Er hat sich beim Reimen also recht enge Schranken gezogen, die jedoch den Genuss seines Gedichts allem Anschein nach nicht geschmälert haben und schon deshalb seinem dichterischen Vermögen zur Ehre gereichen. In diesem Zusammenhang weise ich auf einen weiteren Unterschied hin, der die beiden Dichter charakterisiert. Otto Baldemann hat in seinen 246 Reimpaaren überwiegend den Grundsatz befolgt, dass der Tonvokal (Reimvokal, meistens Wurzelvokal) in beiden Reimwörtern den Hauptton tragen soll, vgl. 31/32 *fantasý* : *frí;* 33/34 *lésen* : *genésen,* 35/36 *genuchte* : *frůchte.* In vier Ausnahmen trägt das eine Reimwort (dessen betonte Reimsilbe) nur starken Nebenton, vgl. 91/92 *hélfenbein* ; *rein,* 283/284 *óffenbàr* : *gár,* 289/290 *cráft* : *heidenschàft,* 469/470 *túsentstùnt* : *kúnt;* zweimal ist der Ton auf die von Natur tonlose Nebensilbe verschoben, vgl. 105/106 *witze* : *antlitze,* 161/162 *antwurte* : *geburte* und einmal ist wegen des Versrhythmus die Tonsilbe in die Senkung geraten und der Hauptton infolge dessen an die Stelle des Nebentons getreten, vgl. 101/102 *machit* : *anlachit.* Eine Sonderstellung haben überdies drei Eigennamen, vgl. 241/242 *Desiderium* : *frum,* 259/260 *Arnold* : *wolf,* 307/308 *mich* : *Heinrich.* In allen anderen Fällen (= 96 %) liegt in beiden Reimwörtern auf der (ersten) Reimsilbe der Hauptton. Worauf es hier besonders ankommt, ist neben der kleinen Zahl der Belege für den Nebenton die Tatsache, dass Otto Baldemann hier den allgemein geltenden metrischen Regeln gemäss verfährt. Er bindet zwar den Haupt- und den Nebenton, was auch zulässig war [1], bildet

[1] Vgl. A. Heusler, a.a.O. § 464.

aber dabei bis auf nur zwei Ausnahmen ebene Bindungen. Nur für die Eigennamen *Arnold* und *Heinrich* findet er kein »ebenes» Glied; daher heisst es *Arnold* : *roubis wolf* ⏑ ⏓ : ⏓ ⏑ ⏓ und *meynten mich* : *Heinrich* = ⏓ ⏑ ⏓ : ⏓ ⏓. Abgesehen von diesen zwei Fällen wird sein Gedicht in dieser Hinsicht hohen metrischen Anforderungen gerecht.

Ein wesentlich anderes, uneinheitlicheres Bild bieten Lupold Hornburgs Gedichte. Zwar überwiegen auch bei ihm bei weitem Bindungen, in denen der Hauptton in beiden Reimwörtern auf der Reimsilbe liegt, aber oft treten auch andere Bindungen auf: 1. das eine Reimwort (dessen erste Reimsilbe) trägt nur Nebenton (71mal), vgl. I, 3/4 *swere* : *predigere*, I, 17/18 *seit* : *barmikeit*, I, 27/28 *sich* : *bitterlich*, I, 83/84 *sin* : *kunigelin*; 2. die Reimsilben tragen beide nur Nebenton (10mal), vgl. I, 181/182 *cristenheite* : *miltekeite*, I, 189/190 *barmikeit* : *warheit*, III, 133/134 *eweclich* : *hymelrich*; 3. das eine Reimwort trägt den Hauptton, im andern ist die Reimsilbe von Natur tonlos (2mal), vgl. I, 41/42 *prediger* : *her*, I, 249/250 *frydang* : *lang*; 4. beide reimbildende Silben sind von Natur tonlos (1mal), vgl. I, 169/170 *lichttrager* : *lutzifer*. Schon das Auftreten einer solchen Vielfalt in der Akzentverteilung in den Versschlüssen zeugt von einer gewissen Unbekümmertheit. Noch fühlbarer macht sich Lupolds Sorglosigkeit durch Häufigkeit solcher Reime. Während bei Otto Baldemann Reime, deren beide Glieder nicht gleichmässig den Hauptton tragen (Reime mit Eigennamen mitgerechnet), nur 4 % ausmachen, baut Lupold Hornburg solche in seinen von Otto Baldemann (direkt) nicht beeinflussten Gedichten (= I, III, IV) relativ sechsmal so viele (25 %), d.h. wenn bei Otto Baldemann durchschnittlich jedes 25:ste Reimpaar aus ungleich betonten Gliedern besteht, sind bei Lupold Hornburg durchschnittlich in jedem vierten Reimpaar nicht beide Glieder hauptbetont. In seinem zweiten Gedicht (= Otto Baldemanns Klage des Reiches) steht er so sehr unter dem Einfluss des Baldemannschen Reimgebrauchs, dass die in Frage stehenden Reime hier nur 8 % betragen. Aber es

kommt noch ein metrischer Gesichtspunkt hinzu. Während Otto Baldemann nur in zwei Fällen (mit einem Eingenamen als einem der Reimglieder) als Notbehelf unebene Bindung zulässt (vgl.oben), weist Lupold Hornburg an solchen neun (zehn) auf, und zwar erstens fünf (sechs) Reime mit einem Personennamen als einem der Glieder, vgl. I, 249/250 *frydang* : *iaren lang* = ⏑ ⏓ : ⏑ ⏑ ⏓, (II, 279/280 *ar*^{e}*nolf* : *roubes wolf* = ⏑ (⏑) ⏓ : ⏑ ⏑ ⏓), II, 325/326 *meynten mich* : *Heinrich* = ⏑ ⏑ ⏓ : ⏑ ⏓, II, 455/456 *hie gelich* : *Heinrich* = ⏑ ⏑ ⏓ : ⏑ ⏓, II, 585/586 *luppolt* : *nimmer solt* = ⏑ ⏓ : ⏑ ⏑ ⏓, IV, 59/60 *eweclichen solt* : *luppolt* = ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ : ⏑ ⏓; zweitens vier Reime aus Appellativen: I, 113/114 und III, 39/40 *noch durch leit* : *warheit* = ⏑ ⏑ ⏓ : ⏑ ⏓, I, 189/190 *barmikeit* : *warheit* = ⏑ ⏑ ⏓ : ⏑ ⏓, II, 11/12 *warheit* : *wylunt seit* = ⏑ ⏓ : ⏑ ⏑ ⏓. In diesen Reimen tritt unbestreitbar Lupold Hornburgs mangelhaftes Gefühl (oder mangelhaftes Verständnis) für metrische und rhythmische Feinheiten zutage; bei Otto Baldemann lässt sich vielleicht von einem unzulänglichen Notbehelf in zwei Sonderfällen sprechen. Den Eindruck eines fehlenden metrisch-rhythmischen Feingefühls bei Lupold Hornburg verstärken Reime wie I, 41/42 *prediger* : *her* und I,169/170 *lichttrager* : *lutzifer*, denen Otto Baldemann nichts an die Seite zu stellen hat; vgl. A. Heusler a.a.O. § 464.

Zusammenfassend lässt sich also etwa folgendes sagen: Die bisherigen wertenden Äusserungen über Lupold Hornburgs und Otto Baldemanns dichterische Befähigung beruhen auf einem oberflächlichen Gesamteindruck und leicht auffallenden, aber deswegen nicht allgemein charakteristischen Einzelerscheinungen und verleiten daher zu einseitigen oder sogar irrtümlichen Vorstellungen. Zwierzinas Behauptungen zu gewissen konkreten Einzelerscheinungen treffen zwar grösstenteils zu, sind aber nur ein Teil der Wahrheit und ergeben kein zuverlässiges Gesamtbild. Bell und Gudde gestatten sich das allgemeinere Urteil, Lupold sei »the more skilful in form» und seine Version bedeute »on the whole . . . improvement over his *Vorlage*», ein Urteil, das im Lichte der obigen Darlegungen kaum

stichhält. Otto Baldemann zeigt im Gegenteil in mehreren Punkten deutlich entwickelteren Sinn für metrische Feinheiten und hat hinsichtlich der Form grössere Anforderungen an sich gestellt (Reimschema, Ebenheit der Reimglieder, Betonungsverhältnisse im Reim) als Lupold und ihnen in hohem Grade auch zu genügen vermocht. Von syn- und apokopierten Formen haben beide Gebrauch gemacht, Otto aber kühner und reichlicher als Lupold, was dem rhythmischen Bau seines Gedichts offenbar zugute gekommen ist. In zwei Punkten steht Otto Baldemann dem Rothenburger entschieden nach: Er verwendet nicht selten gekürzte Formen, sogar einige gewaltsam gekürzte Formen, die Lupold weder kennt noch anerkennt, und einige Ausdrucksweisen, die wegen ihrer Blümung so dunkel sind, dass man sie kaum verstehen kann. Man gewinnt den Eindruck, dass es Lupold recht viel auf Verständlichkeit ankommt, während bei Otto eher »künstlerische» Gesichtspunkte überwiegen. Dieser Gegensatz kommt besonders deutlich darin zum Ausdruck, dass Lupold in sehr zahlreichen Fällen die metrisch bedingte Syn- oder Apokope bei Otto Baldemann durch rhythmisch weniger passende volle Formen ersetzt hat.

FORTLASSUNG UND ERSETZUNG BALDEMANNSCHER REIME BEI LUPOLD HORNBURG

In seinem Gedicht über die Klage des Reiches lehnt sich Lupold Hornburg in so hohem Grade an Otto Baldemann an, dass es nach heutiger Auffassung grösstenteils als Plagiat bezeichnet werden müsste. Von den 246 Reimen Ottos hat Lupold nicht weniger als drei Viertel unverändert oder so gut wie unverändert übernommen. Zu den letzteren rechne ich z.B. Reime folgender Art: Otto Baldemann 14 *staub* : *taub* = Lupold 32 *steup* : *teup*, Otto 24 *lebten* : *strebten* = Lupold 42 *lebeten* : *strebeten*, Otto 44 *nimt* : *gestimt* = Lupold 62 *nimpt* : *bestimpt*,

Otto 410 *verget* : *stet* = Lupold 466 *vergat* : *stat*, dagegen nicht mehr Fälle wie

Otto 317	*Twang zwar sin menlich ellin;*
	Vil lant zu dinst mir stellin,
Lupold 334	*Betwang sin menlichs elent*
	Sam helde tőten fellent,

Otto 344 *mer* : *her* = Lupold 386 *mer* : *wer*, Otto 442 *bedechten* : *widerbrechten* = Lupold 496 *betrechten* : *widerbrechten*.

Wie schon z.T. aus diesen Beispielen ersichtlich ist, ändert Lupold den Reim bald nur unbedeutend, bald mehr. Manchmal aber weicht er völlig aus und bildet einen eigenen Reim oder überspringt ein ganzes Verspaar, an einigen Stellen auch mehrere hintereinander. Ausser den leicht geänderten gewährt uns auch die nicht übernommenen Reime Otto Baldemanns Einblick in das Spiel der Kräfte, das in Lupolds Reimwortwahl vor sich geht. Welcher Gesichtspunkt für ihn jeweils ausschlaggebend gewesen ist, lässt sich nicht mehr in allen Fällen ermitteln, in mehreren ist es jedoch möglich.

Zum Teil hat ihn die Dunkelheit des Ausdrucks oder irgendein schwer oder gar nicht verständliches Wort bei Otto Baldemann zum Ausweichen veranlasst, vgl.

Otto 29/30	(*Ein sloff quam ungeduldig*)
	Und zugt mir wachens stifer,
	Daz ich saz als ein cyfer
	(*Vurirt in mancher fantasy:*) [1]
Lupold 47/48	(*In des kom vngeduldig*)
	Ein slapff mir in die augen
	Daz ich saz sunder laugen
	(*Verirrt in maniger fantasy.*)
Otto 283/4	*Des qwam zů im offenbar,*
	Der ubir berg die Walhen gar . . . .
Lupold 301/2	*Der also fursich hurtet dar*
	Auch uber berg die walhen gar, ...

[1] Wegen *stifer* und *cyfer* vgl. meine Baldemann-Ausgabe S. 95.

Dass Lupold hier Ottos Reim nicht übernommen hat, liegt sicher nicht an den Reimwörtern, denn er gebraucht selbst diesen Reim andernorts, und zwar von Otto unabhängig, vgl. I, 241/2 *Reubig, zuckig, mûrdig gar. / Vil zwifelere offenbar.* Hier ist für ihn der Sinn vermutlich zu dunkel, und zwar durch das erste Wort des Verses 284 *Der* (= *dass er*), dessen Verständnis er wenigstens seinen Hörern (Lesern) nicht zuzumuten wagt. Ähnliches lässt sich annehmen bei Otto 263/4, diesmal in bezug auf das zweite Reimwort:

(*Dor noch begonden slofen*)
Die hirten, die ir hůten.
Sus kunge, fursten lůten
(*Kirchen, clostir, clusen fort,*)
Lupold 283/4 (*Dar nach begonden slaphen*)
Die kunige, fursten, hirten,
Die mine schůff verirten,
(*Die hueten solten leut vnd lant*),

Das zweite Reimwort *lůten* ist das Prät. von *lûden* = *rauben, plündern.* Es ist ein md. Wort, und wahrscheinlich hat Lupold es für Süddeutsche unverständlich gefunden und deswegen beseitigt.

Ebenso wird Un- oder Schwerverständlichkeit eines Wortes oder eines ganzen Passus an folgenden Stellen Lupold veranlasst haben, Ottos Reime zu meiden: 11/12, 57/58, 141/142, 145/146, 201/202, 411/412, 473/474.

Bei anderen Versen hat Lupold entweder an der Laut- oder an einer besonderen Flexionsform Anstoss genommen und deswegen den Reim abgeändert oder völlig aufgegeben, vgl. z.B.

Otto 55/56 *Ich armer barg mich unde floch*
Ich wond, die tier mir volgten noch.
Lupold 73/74 *Da barg ich mich vnd allez vlůch.*
Jetzunt ich gienge vnd danne crůch.

Obgleich Lupold selbst mhd. â = ō aussprach und einmal zu mhd. ô reimt (vgl. Vers 125/126 unten), findet er bei Otto Baldemann an solchen Reimen kein Gefallen. So bildet er Ottos Verse 279/280 deshalb völlig um:

(*Nie nichtis her mir uz geliez,*)
Daz mir sint Karls tode
Vurgieng, daz im got gnode!

Lupold 299/300 (*Nie nichtes der mir vzz^{e} geliez,*)
Daz mir an eren zeme,
Daz got sin ende neme!

Zu dieser Umbildung des Verspaars hat offenbar auch das Enjambement beigetragen, und dies, obwohl Lupold selbst es mitunter gebraucht. Darauf komme ich weiter unten noch zu sprechen. Vgl. ferner Otto 297/298

Daz her so frechlich jaute.
Sin log^{e} her vinden straute.

Lupold 315/316 *Daz e der alte ante.*
Sin finde er fintlîch swante.

Lupold zeigt sich gegen verkürzte Formen von der Art *jaute* < *jagete* sogar sehr empfindlich, so dass er z.B. Otto Baldemanns

Verse 473/474 *Und ich irn ernst spurte.*
Ich saeutz, wo mirs geburte,

(*saeutz* = *saute ez* < *sagete ez*, gleich *seite* < *sagete*), die allerdings für ihn nicht besonders wichtig waren, wohl wegen eines so seltsamen Wortes im Versinnern einfach auslässt.

Ebenso hat ihn wohl das Wort *claut* veranlasst, Ottos Vers-

paar 463/464 *Mir tet daz scheiden von ir we.*
Sie claut irs leids ie mer, ie me.

durch ein eigenes mit ganz anderem Inhalt zu ersetzen:

Lupold 517/518 (*Si sprach: »got dich gesegen,*)
Vil werde knappe here!»
Vil suftzen vnde sere/ . . . .

Ausserdem möchte ich Abneigung gegen eine Form wie *sait* als Anreiz zur teilweisen Umbildung des Verses 159 bei Otto Baldemann annehmen:

('Uwer trôst hot mich der gar entworcht',)
Sprach ich, 'sait, werde milde,
(Waz bracht uch in die wilde!'
Lupold 175 *(Ich sprach: »eur trost hat mich entworht)*
Redens, vil edelez bilde,
(Wer braht euch in die wilde?»

Lupold ist nämlich jedesmal einer solchen Form bei Otto Baldemann ausgewichen, obgleich er in seinen anderen Gedichten, ja unbeeinflusst von Otto auch in dem eben zitierten, ähnliche Formen verwendet und zwar meistens im Reim: III, 8 *sait;* IV, 34 *sayte;* I, 7, 17, II, 12, 549, 556, III, 138 *seit;* I, 93 *geseit;* I, 36, 194 *lit;* I, 94 *beheit;* II, 364 *vnuerzeit;* II, 537, 584 *git* (*giet*); III, 124 *vertreit.* Für die Formen mit *-au-* < *-age-* dagegen bietet er keinen Beleg.

Wie schon Zwierzina (Lupold Hornburgs Gedichte S. 122) bemerkt hat, beseitigt Lupold viele von den n-losen Infinitivformen Otto Baldemanns, vgl. Otto 153—156

Mich sant uz engil kôre
Und hiez mich unrecht stôre,
Dem rechten nicht entwiche.
Ich binz daz romisch riche.
Lupold 169/172 *Her sant*[e] *vz engel koren,*
Vnd hyez mich vnrecht stôren
Der werlt gemeine geliche.
Ich binz, das Romische rîche!

Obgleich Lupold den n-losen Infinitiv in seiner Mundart gekannt hat, will er ihm in der poetischen Rede keine Daseinsberechtigung gewähren, ja er zieht es sogar vor, eine selbstgebildete Substantivform zu gebrauchen, um ein Reimwort für einen Infinitiv auf -en zu erhalten:

Otto 183/184 *Julius, mins riches spitze,*
Der kond die vinde smitze
Lupold 199/200 *Julius, des riches spizzen,*
Konde wol die finde smizzen.

Trotz dieser Abneigung gegen den n-losen Infinitiv ist ihm doch ein Fall entgangen, vgl. Otto 414

(. . *tetin sie mir rechte*).
Daz fatirlant furvechte
(*Solt menlich*, . . .)
Lupold 470 (*Vnd teten sie mir rehte*),
Des vater lant voruehte
(*Solt menlich*, . .).

In seinen eigenen Reimen hat er den n-losen Infinitiv nicht geduldet.[1]

Wie ich oben schon (vgl. die Verse 279/280 bei Otto) andeutete, zählt zu den Faktoren, die zur Ausmerzung der Baldemannschen Reime beigetragen haben, auch eine gewisse Abneigung gegen das Enjambement, obgleich Lupold selbst es nicht selten verwendet hat. Allerdings macht sich dieser Grund weniger eindeutig geltend. Doch kann man ihn kaum leugnen z.B. in Ottos Versen 443/444

(*Zů dînst mir widerbrechten*)
Die lant, die mir entrunnen
Sin, die die irn gewunnen.
Lupold 497/498 (*Zu dinst mir wider brechten*)
Die lant, die mir engangen sint,
Als e ir eldern ich sie minnt.

Enjambement wird wohl stark mitgewirkt haben bei Otto 107/108

[1] Mit diesen Fällen ungefähr vergleichbar ist Otto 233/234: *Die Spangen, min gesinde, / Britunen, Hůnen, Winde*, Lupold 253/254: *Britannen, hunen, winden, / Yspanien mit gesinden*, wo Lupold die seltenere Pluralform *Winde* (von *wint*, stm.) durch die üblichere *winden* ersetzt.

(*Ir wol gebilt antlitze*)
Gelich luchte clarer sunnen.
Weich sidin, als es gespunnen
(*Wer uz ciprischem golde zwar*)

Lupold 125/126 (*Ir wol gebilt antlitze*)
Schein glich dem vollen månen.
Vff irme haubt drie krônen
(*Die vz erwelte frauwe trûg*).

Hier hat Lupold drei Verspaare bei Otto übersprungen, die ihm wohl unnötig schienen. Vgl. ferner z.B. Otto 163/164 = Lupold 179/180, Otto 165/166 = Lupold 181/182, Otto 281/282 (von Lupold übersprungen), Otto 337/338 = Lupold 377/378.

Auch Wortgeographisches hat bei der Ausmerzung Baldemannscher Reime durch Lupold mitgespielt, wie ich wenigstens in drei Fällen glaube nachweisen zu können:

Otto 11/12 (*Eya, wie wol ich nůtzte,*
Daz îrn tîch kunst schutzte)
In mir. auch wol ich dôrfte,
Daz wisheit uz mir worfte
(*Den bosen kunstelosen staub, . .*)

Lupold 29/30 (*Daz hie ein teil kunst schůtzte*)
Fur mich, die kunsterinne,
Biz ich vz grobem sinne
(*Swunge den kunstelosen steup,*)

Lupold vermeidet das Wort *worfen*, das nach DWB XIV, 1495 ein md. Wort ist und »in md. u. nd. maa. noch lebendig», und greift zum sinnverwandten *swingen*, das nach DWB IX, 2, 2691 auch in den oberdeutschen Mundarten bekannt ist (vgl. DWB IX, 2,2684). Daher lässt sich hier eine von wortgeographischer Rücksicht beeinflusste oder diktierte Änderung annehmen.[1]

[1] Das Wort *tich* wegen seines etwas dunklen Sinnes so wie der Wunsch, das Enjambement zu vermeiden, haben hier offenbar mitgewirkt.

Wortgeographisch bedingt ist wohl auch die Beseitigung des Reimes Otto 339/340

Ich labte sie und kůlte
Mit tauwe, zwar ich fůlte,

und seine Ersetzung bei Lupold (379/380) durch

Vnd kult sie, vnde labete
Mit tauw^{e}, als ich in habete,

Das Verb *fühlen* ist bekanntlich ein nieder- und mitteldeutsches Wort (vgl. P. Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, Göttingen 1918 S. 211.), und in Anbetracht dessen, dass Lupolds Gedicht vor der Fürstenversammlung in Passau verlesen werden sollte, erscheint die Abschaffung des md. Wortes recht sinnvoll. Die Änderung kann ausserdem auch Lupolds eigener Mundart entsprochen haben, die offenbar dem *spüren-* bzw. *empfinden-* Gebiet angehört, während Otto Baldemanns Lebensraum zunächst zur Übergangszone zwischen dem *fühlen-* und dem *spüren-* bzw. *empfinden*-Gebiet zählt.

Ich verweise ferner auf das schon erwähnte *lůten* (Otto 264), das vielleicht sogar Lupold selbst unbekannt gewesen ist, dessen Verständnis er jedenfalls seinen vornehmlich obd. Hörern nicht zumuten wollte.

An weiteren Beweggründen für die Neugestaltung des Reimes könnte man vielleicht noch den Wunsch nennen, die allzu starke Blümung der Rede abzuschwächen, vgl. Otto 445/6

Ich gebe in hohir wirde lǒn,
Ich setzt sie in der wirde trǒn
Und wǒlt sie daran sterkin.
Lupold 499/500 *(Als e ir eldern ich sie minnt,)*
Vnd setz[t] in hoher zirde.
An wirdeclicher wirde
(Wolt ich sie gerne sterken!)

Von »äusseren» Ursachen sei ferner die Schwierigkeit erwähnt, die Darstellung nach einer Änderung ins alte Gleis zurückzubringen, vgl. Otto 265/266

(Die hirten, die ir hůten.
Sus kunge, fursten lůten)
Kirchen, clostir, clusen fort,
Sie stiften raub, brant und[e] mort.

Lupold 285/8 *(Dar nach begonden slaphen*
Die kunige, fursten, hirten.
Die mine schǒff verirten,)
Die huoten solten leut vnd lant.
Die stifften do roub, raup vnd brant.

Wenn wir die Antriebe zur Fortlassung Baldemannscher Verse bzw. zu ihrer Ersetzung durch neue bei Lupold Hornburg zusammenfassend überblicken, finden wir, dass teils allgemein praktische, teils mehr oder weniger rein sprachliche oder metrische Gesichtspunkte massgebend gewesen sind. Zu jenen rechne ich die Entfernung schwer oder gar nicht verständlicher Worte oder Ausdrücke, das Meiden wortgeographisch fremd anmutender Wörter, die Abschwächnung der Blümung der Rede sowie die Schwierigkeit, nach einer Abschweifung wieder ins alte Gleis zu kommen. Zu diesen zählen die â : ô reime, die n-losen Infinitive und das Enjambement. Die Formen mit *-au-* < *-age-* können als schwerverständlich oder als sonst dem Nachdichter unangenehm bezeichnet werden. Es hat Lupold mehr an leichtfasslicher Ausdrucksweise als an grammatisch-metrischer Untadligkeit gelegen, denn in dieser Beziehung ist er nicht konsequent verfahren, sondern hat sich selbst oft solches gestattet, was er bei Otto Baldemann anstössig fand. Was aber hier besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die untergeordnete Rolle, die der Gesichtspunkt der Reinheit der Reime gespielt hat. Die wenigen â : ô -Reime sind eigentlich die einzigen, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen, und

auch ihnen gegenüber verhält sich Lupold nicht konsequent. (Im Falle *fulde* : *gesthulde* 87/88 [bei Otto] hat dieses Moment vielleicht ebenfalls mitgewirkt.)

LUPOLD HORNBURGS REIMSPRACHE

Lupold Hornburgs Reimsprache ist von Bell und Gudde in einem kurzen Kapitel »Metrics» a.a.O. S. 174ff. behandelt worden. Alles, was Versmass und Rhythmus betrifft, tun sie mit ein paar allgemeinen Sätzen kurz ab. Aber auch auf die Reimsprache gehen sie nicht näher ein. Sie führen zwar die vom Standpunkt des mhd. Lautstandes aus unreinen Reime an und bemerken dazu ganz allgemein, sie seien durch die Mundart erklärlich, verzichten aber darauf, Beweise dafür zu erbringen. Im übrigen begnügen sie sich mit Hinweisen auf Zwierzinas, Ehrismanns und Dobbeks Ergebnisse.

Bei der Betrachtung der Reime Lupold Hornburgs haben wir die von Otto Baldemann stammenden (im Gedicht über des Reiches Klage) von den anderen zu unterscheiden, weil jene doch fremdes Gut sind. Besondere Erörterung verdienen natürlich nur die Reime, die mhd. unrein sind und allein auf Grund der Mundart als rein angesehen werden können. An ursprünglich Baldemannschen Reimen dieser Art verzeichnen Bell und Gudde a.a.O. S. 174ff. folgende:

veter : *wëter* 287/288,
frefel (*ä*) : *wëfel* 205/206,
smehen (*æ*): *gesēhen* 567/568,
phlëger : *weger* (*æ*) 321/322,
pêter : *dreter* (*æ*) 417/418,
manigen : *funtânien* 65/66,
tratzten : *sâtzten* 187/188,
gedon : *toppasiôn* 139/140,
erhôrte : *fôrte* (= forhte) 289/290,
lûzzen : *vber schuzzen* 519/520,

mich : *Heinrich* (i?i?) 325/326,
falschem : *balsem* 89/90,
quômen : *arômen* 87/88.

Von diesen sind *tratzten* : *sâtzten* und *lûzzen* : *vber schuzzen* m.E. auszuschalten. Der Passus mit dem ersten dieser zwei Reime lautet Lupold 185—189:

Vnd satz[t] zu in mins riches stůl.
Mit helfe der ich gar zermůl,
Die mit gewalt mir tratzten.
Vil diener sie mir satzten,
Die miner dinge wielten.

Es besteht keine Notwendigkeit, dem *a* in *satzten* Länge beizumessen, denn *setzen*, dessen Prät. bekanntlich *satzte* lautet, genügt dem Sinn hier völlig; zweitens würde die Länge einen Infinitiv *sâtzen* bzw. *sætzen* voraussetzen, den es nach Lexer und nach Benecke — Müller nicht gibt. Wenn wir aber vom Infinitiv *sâzen*[1] ausgehen, wie es Bell und Gudde tun (vgl. ihre Anmerkungen zu II, 185 und II, 187 a.a.O. S. 225), sollten wir die Form *sâzten* haben (also ohne *t* vor *z*), die mit *tratzten* keinen reinen Reim bilden kann, selbst dann nicht, wenn wir von der verschiedenen Quantität der Vokale absähen. Die Annahme, Otto Baldemann hätte in diesem Fall einen in doppeltem Sinn unreinen Reim gebaut (Quantität der Vokale und Qualität der Konsonanten, beides ungleich), lässt sich m.E. nicht aufrecht erhalten. Ich sehe diese Bindung als eine reine an.

Was *luzzen* : *vber schuzzen* anbelangt, so halte ich die Erklärung, *lûzzen* sei = *lûzten* (der Infinitiv *lûzen*), für schwach und unannehmbar, weil hier *-t-*, das Kennzeichen des schwachen Präteritums, fehlt und weil ein *-t-*, falls es eingeschaltet würde, den Reim obendrein qualitativ, also in doppeltem Sinn unrein machte (û : u; -zt- : -zz-). Wie ich schon in meiner Baldemann-Ausgabe S. 102 dargelegt habe, finde ich die Erklärung, dass

[1] In diesem Wort ist *z* Spirans (*z*), nicht Affrikata.

luzzen (mit kurzem u) das Prät. zu *liezen* = *losen* ist, glaubhafter und zwar aus zwei Gründen: erstens brauchen wir an der handschriftlichen Orthographie keine Änderung vorzunehmen und zweitens bleibt die Reinheit des Reims unbeanstandet. Ausserdem ist der Sinn dieses Passus nach Bell und Gudde nicht einleuchtender als nach meiner Auffassung: *Vil sufzen in ir luzzen* (so bei Baldemann) = *Viele Seufzer losten in ihr* (nämlich darum, ob sie sich losringen könnten oder unterdrücken lassen müssten), d.h. der Dichter (als eine von den Personen des Gedichts) sah der Frau Reich an, dass sie sehr gerührt war und sich kaum beherrschen konnte. Nach Bell und Gudde: *Vil suftzen vnde sere | Da in der zarten lûzzen = Viel Seufzer und Qualen lagen in der Zarten verborgen.* Nach der von mir gegebenen Interpretation ist der Ausdruck zwar recht gesucht, aber Otto Baldemann (wie der geblümte Stil überhaupt) gebrauchte gesuchte Ausdrücke gern. Ausserdem ist meine Interpretation lautlich völlig einwandfrei und tut weder Orthographie der Handschrift noch dem Reim noch dem Sinn Gewalt an, während Bells und Guddes sowohl der Orthographie als der Reinheit des Reims nicht gerecht wird und überdies lautlich bedenklich ist. Daher halte ich diese Bindung *luzzen : vber schuzzen* für rein und nicht in das obige Reimverzeichnis gehörig.

Es ist schon nachgewiesen worden, dass der Versbau im zweiten Gedicht Lupold Hornburgs beträchtlich unter dem Einfluss der Vorlage gestanden hat. Dass sie sich auch im Reim bemerkbar gemacht hätte, möchte man erwarten, obgleich Lupold — wie schon dargetan — viele von Otto Baldemanns Reimen entfernt hat, darunter auch solche, die sogar von streng mhd. Standpunkt aus nicht beanstandet werden können. Dass Lupold von solchen Reimen, die Otto auf Grund seiner Mundart gebildet hat und die mhd. nicht als rein galten, sogar 13 übernommen hat, kann als Beweis für den tatsächlichen Einfluss der Vorlage angesehen werden oder aber nur dafür, dass die Entwicklung der betreffenden Laute in Lupolds Mundart ähnlich gewesen ist wie in Otto Baldemanns Mundart. Dar-

über Aufschluss geben möchte die unten folgende Prüfung der oben aufgezählten Reime. Ich berufe mich dabei hauptsächlich auf O. Heilig, Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes und der Nachbarmundarten, Leipzig 1898 und Fr. Dietzel, Die Mundart des Dorfes Wachbach, Diss. Würzburg, ersch. in Freiburg i.Br. 1908. Die bei Heilig mitbehandelten O-Mundarten werden in den östlichen Ortschaften des betreffenden Gebietes gesprochen; sie liegen südsüdwestlich von Würzburg und 40—50 km nordnordwestlich von Rothenburg, das Dorf Wachbach wieder etwa 30 km westsüdwestlich von Rothenburg.

Die Feststellungen, die ich an Hand der Darstellungen Heiligs und Dietzels gemacht habe, können selbstverständlich nur relativen Wert beanspruchen. Sie sind doch nicht gerade Lupolds Heimatmundart und in den inzwischen verstrichenen Jahrhunderten können sich ja die Laute etwas verschieden entwickelt haben.

Mhd. *ä* ist in der heutigen Mundart mit mhd. *ë* nach Heilig § 52 a) 3. § 52 b) und § 161. 1. a) und c) sowie nach Dietzel § 10 zusammengefallen. Das bedeutet, dass *frefel* : *wefel* als rein zu betrachten ist.

Auch mhd. *ë* und mhd. *æ* sind nach Heilig § 56 und § 73 sowie nach Dietzel §§ 13, 14, 35 und 37 zusammengefallen, so dass die Bindungen *smehen* : *gesehen*, und *phleger* : *weger* ebenfalls rein sind.

Nicht so eindeutig ist der Reim *Peter* : *dreter*, denn nach Heilig § 76 b) ist mhd. *ê* = *ɛ* oder *ɛ́ ɛ* und nach § 73 c) mhd. *æ* = *ǡ*; nach Dietzel § 35 mhd. *æ* = *ee* (geschlossen) z.B. *steet* (mhd. *stæte*), nach § 38 mhd. *ê* = *ęę* (offen) z.B. *Pęętr* Peter. Die Reinheit dieses Reimes kann also in Frage gestellt werden, umso eher, als er nicht Lupolds eigener, sondern ein entlehnter Reim ist.

Die einzige Bindung â : ô, die Lupolds Korrektorblick entgangen ist, *quomen* : *aromen*, erregt keine Bedenken, denn Lupold reimt auch sonst *â* : *ô*, allerdings nur einmal (*månen* : *krônen* II, 125/126); in der Mundart waren aber diese Laute

zusammengefallen, vgl. die eingangs zitierte Stelle bei Zwierzina (S. 69) und Heilig §§ 72 und 81, Dietzel §§ 32, 34 und 44, 45.

In der ostfränkischen Mundart findet auch der Reim *falschem* : *balsem* gewisse Rechfertigung, denn mhd. *s* war z. T. š geworden, wenn auch die Mundart des Taubergrundes nach Heilig §§ 124—126 keine direkte Stütze bietet; dagegen kennt Dietzel (§ 78) den Übergang *s* > š im In- und Auslaut und nicht nur in Wachbach, sondern »allgemein von Öhringen bis über die Tauber».

Die Reime mit quantitativem Unterschied der Vokale, können durch Dehnung bzw. Kürzung des einen Vokals erklärt werden. Ich begnüge mich mit dieser allgemeinen Feststellung aus Raumgründen. Es bleibt danach nur noch der Reim *veter* : *wēter* übrig; nach Heilig § 52 a) 4. ist das umgelautete *a* in weites ɛ übergegangen »überall da, wo die umlautlose Form daneben besteht und zugehörig empfunden wird oder früher worden ist»: *fɛdər* Väter (Sg. *fɔdər*) und nach § 56 und § 161 mhd. *ē* > ɛ̄ (gedehnt), in den östlichen Ortschaften > *ā* (im Süden und p-Mundart > *ē*). Auch nach Dietzel § 8 ist mhd. *ę* = *e* (geschlossen), nach § 12 mhd. *ë* = *ę* (offen). Also hat es wenigstens nach dem heutigen Lautstand den Anschein, als hätte Lupold diese Bindung aus seiner Vorlage ohne volle Stütze durch seine eigene Mundart übernommen. Freilich bindet er *ë* : *e* einmal auch in seinen eigenen Reimen, d.h. von Otto Baldemann unabhängig.

Von mhd. unreinen Reimen, die Lupold unbeeinflusst von Otto Baldemann gebildet hat, verzeichnen Bell und Gudde folgende:

sëckte : *deckte* (I, 161/2),
vernëmet : *remet* (æ) (I, 23/4),
hër : *swer* (æ) (I, 25/6),
anesëhen : *spehen* (æ) (I, 223/4),
levchellere : *hëre* (*hierher*) (III, 87/8),
prediger : *hër* (*hierher*) (I, 41/2),
irresal : *mâl* (I, 71/2),

tage : *plâge* (I, 125/6; II, 347/8),
derdâcht : *maht* (II, 179/80),
dâr : *gar* (II, 301/2),
ershlahen : *vâhen* (III, 93/4),
hân : *an* (IV, 3/4),
tôt : *got* (IV Vorrede),
mǒnden : *ǒnden* (I, 221/2),
komen : *zerdrumen* (I, 55/6),
gesprochen : *besochen* (uo) (I 197/8),
gemǔt : *glǔt* (I, 99/100),
kǔnig : *besǔnig* (*i*, or *ue*) (I, 231/2),
erzeigete : *beugete* (II, 213/14),
ver rechenyshs : *vihs* (*Fisch*) (III, 79/80),
mânen : *krǒnen* (II, 125/6).

Zu dieser Liste könnten noch folgende hinzugefügt werden:

gar : *offenbâr* (I, 241/2),
tar : *offenbâr* (IV, 1/2),
stat : *gât* (II, 9/10),
hânt : *lant* (I, 225/6) und (obgleich neben *hât*

auch *hat* steht) mit einiger Berechtigung *hât* : *stat* I, 217/18; II, 589/90, 593/4; andererseits sind aus Bells und Guddes Verzeichnis m.E. drei auszuscheiden, nämlich *dâr* : *gar* (II, 301/2), *mǒnden* : *ǒnden* (I, 221/2) und *gemǔt* : *glǔt* (I, 99/100). Diese Behauptung begründe ich folgendermassen:

Bei II, 301/2 handelt es sich um Otto den Grossen. Lupold hat Otto Baldemanns Verse 283/284

Des qwam zǔ im offenbar,
Der ubir berg die Walhen gar
(*Hot Appodriten, Sorben,*
Allez Wintlant mir erworben)

wahrscheinlich nicht verstanden und wohl deshalb die ersten zwei ersetzt durch eigene:

Der also fursich hurtet dar
Auch uber berg die walhen gar,
(Hat oppodriten, sorben, . . .)

Hier ist aber *hurtet* m.E. nicht = *sammelte* (< *horden, hürden, hürten*), wie es Bell und Gudde S. 229 erklären, sondern wohl = *rannte* (< *hurten* = *stossend losrennen*, vgl. Lexer I, 1398 f.); desgleichen ist *dar* nicht mhd. = *dâr* = nhd. *da, dort*, sondern = mhd. *dare*, also = nhd. *dorthin* und weist also kurzen Vokal auf. Der Sinn dieser Stelle ist demnach: Er eilte schnell dorthin und hat auch jenseits der Alpen völlig die Welschen, die Apodriten, die Sorben und das ganze Wendenland mir erworben.

Bei *mǒnden* : *ǒnden* (I, 221/2) sehe ich in *ǒnden* nicht ein Prät. von *enden* (mit Rückumlaut, also = *anden*), sondern das Prät. von mhd. *ânen* = *entäussern, verzichten* (Lexer I, 68). Der Passus lautet bei Lupold:

Zů auinione in der stat
Da sterbent sie so rehte ser,
Wol hundert tusent oder mer
In wendig drier mǒnden,
Die sich irs lebens ǒnden.

Vom Standpunkt der Reinheit des Reimes auf mundartlicher Grundlage kann man zwar die Deutung, *ǒnden* wäre = *anden* das Prät. von *enden* nicht ablehnen, aber der Kontext erregt doch logische Bedenken: *Da sterben sie . . ., die ihres Lebens starben* (= *sich endeten*). Ich sehe ein, dass das Prät. *ǒnden* durch den Reim bedingt ist, aber das Unlogische bleibt, auch wenn hier das Präsens stünde. Fassen wir dagegen *sich ǒnden* als Prät. von *sich ânen* = *sich entäussern, verzichten* auf, so heisst Vers 222 *Die sich des Lebens entäusserten*. Dies wiederum wäre ungefähr dasselbe wie »*Die alle Hoffnung auf Genesung* (= *auf ihr weiteres Leben*) *aufgegeben haben*», und so hätte diese Äusserung (Vers 222) einen auch die Logik einigermassen

befriedigenden Sinn. Ausserdem erregt meine Deutung lautlich keine Bedenken, sondern lässt den Reim auch mhd. einwandfrei erscheinen. Zu alle dem erhält dadurch der Genetiv *irs lebens* seine natürliche Erklärung. Daher halte ich diese Bindung nicht für hierher gehörig.

Bei *gemůt* : *glůt* (I, 99/100) gehen Bell und Gudde aus von Adjektiv *gemuot* = *gesinnt, gestimmt,* was z.T. darauf zurückzuführen ist, dass sie *an uechte* als *âne vechte* auffassen. Der ganze Passus (= Gregors Äusserung) lautet

Gewinnet die an uechte,
So daz die warheit wirt gemůt
Dar nach sie brinnendiger glůt
In Cristenlicher sterke.

Ich fasse *an uechte* als *an(e)vehte* (= *anevehtunge*) stf. = *Anfechtung, Angriff* (Lexer I, 69) auf, das erste Reimwort *gemůt* als Part. von *muejen, müewen, müen* = *beschweren, quälen* (Lexer I, 2213 f.), *Dar nach* leitet den durch das *Gewinnet die an uechte* bedingten Nachsatz ein. So bekommt nicht nur die ganze Äusserung einen verständlichen Sinn, sondern es verschwinden auch alle förmlichen Schwierigkeiten, die Bell und Gudde hier sehen; das *die* der ersten Zeile hat jetzt seine sinnvolle Funktion, *Dar nach* ist wörtlich zu verstehen und braucht nicht gegen *dass* getauscht zu werden (wie Bell und Gudde a.a.O.S. 192 tun) und der Reim ist mhd. unbedenklich. Daher halte ich den Reim für rein und keiner näheren Erklärung bedürftig.

Von den mhd. unreinen Reimen erklären sich die mit *ë* : *æ* als eine allgemeine Eigenschaft des Fränkischen, vgl. Zwirzina ZfdA. 44, 282f. Heilig §§ 56, 73 und 54, 183 und Dietzel §§ 13, 14, 35 und 37, und haben also für mundartlich rein zu gelten. Die quantitativ ungenauen Bindungen erscheinen im Lichte der Vokalverlängung als so gut wie rein, mitgerechnet sogar solche Fälle wie *stat* : *gât* (II, 9/10), *hânt* : *lant* (I, 225/6). Mei-

stens ist aber mhd. *a* mit mhd. *â* nicht völlig zusammengefallen, vgl. Heilig § 49 mhd. a > ɔ̄, § 69 mhd. â > ō (O : ɔ̄), Dietzel § 4 mhd. a > oo, (geschlossen), § 32 mhd. â > o̤o̤ (offen). Einige wenige Reime erfordern genauere Betrachtung.

Erstens die Bindung *sëckte* : *deckte* (I, 161/2). Sie findet in der heutigen Lautung der Mundart nicht volle Rechtfertigung, vgl. oben *veter* : *wëter* und O. Heilig §§ 51, 54 und Dietzel §§ 8 und 12. Diese Bindung ist demnach bei Lupold als ungenau anzusehen, oder aber sie weist auf östlichen Einfluss hin, vgl. Zwierzina ZfdA. 44, 249 ff.

Der Reim *tôt* : *got* (IV, Vorrede) ist offenbar unrein, vgl. Dietzel § 44 *to̤o̤t* tot und § 1 *kot* Got und Heilig §§ 61 und 80, er fällt aber nicht Lupold zur Last, denn die Vorrede stammt wahrscheinlich nicht aus seiner Feder.

Bedenklich scheint auch *gesprochen* : *besochen* (uo) (I, 197/8), denn nach Dietzel § 25 ist mhd. *o* = *o* und § 53 mhd. *uo* = *uə*, desgleichen nach Heilig § 61 mhd. *o* = *o*, § 92 mhd. *uo* = *ū*, doch nach § 188,6) in den O-Mundarten = *o*. Dies bedeutet also eine gewisse Rechtfertigung des *gesprochen* : *bosochen*.

Auch *komen* : *zerdrumen* scheint nach Heilig §§ 14. 1, 165 A. 2, 115 b, 260 A. 2. und Dietzel § 19 rein zu sein.

Bei *kůnig* : *besůnig* sind Bell und Gudde im unklaren, ob im letzten Reimwort *i* oder *üe* anzusetzen ist. Nach Dietzel §§ 22 und 55 muss man sich für *i* entscheiden. Dietzel schreibt § 22: »Wie infolge nachlässiger Aussprache ö zu e geworden, so ist auch mhd. ü, der Umlaut von u, durchweg zu i entrundet. Die gerundete Aussprache von ü sowohl als von ö ist der Mundart so unbekannt, dass es langer Übung bedarf, um diese Laute im Schriftdeutschen oder in fremden Sprachen richtig zu sprechen. Tb (= Taubergrund) hat auch hier Rundung». Also in einem Teil der Mundart, nicht sehr weit von Rotenburg, der Heimat Lupolds, hat die Bindung *kůnig* : *besůnig* ihre volle Berechtigung.

Dasselbe gilt auch für *erzeigete* : *beugete* (*ei* : *öu*). Nach Heilig § 96 und §§ 99—101 und nach Dietzel § 48 und § 50 sind

mhd. *ei* und mhd. *ou, öu* zu *aa* geworden : *tsaakar* = Zeiger, *haa* = Heu, *kaa* = Gäu. Auch nach E. Roedder, Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes, dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz, New York 1936 sind diese Laute zusammengefallen: §§ 52 und 54: mhd. *ei* > *ɛɛ* : *brɛɛt* breit; mhd. *öu* > *ɛɛ* : *frɛɛd* Freude, *glɛɛwə* glauben. Bei Lupold dürfen wir also hier reine Bindung annehmen.

Wegen *ver rechenyshs* : *vihs* vgl. oben (S. 93) den Reim *falschem* : *balsem.*

Nach Heilig §§ 72 und 81 und Dietzel §§ 45 und 46 ist *månen* : *krǫ̊nen* als rein anzusehen.

Der heutige Lautstand der herangezogenen Mundarten gibt also Lupold Hornburg in seinen meisten Reimen recht. Bedenklich bleiben fast nur die Bindungen *a* : *â*, die an Zahl allerdings nicht ganz gering sind, sowie die wenigen Bindungen *ë* : *ę́* und *ê* : *æ*, die nach Zwierzinas bekannten Untersuchungen bei den Franken als unrein gelten müssen. Daher kann man bei *veter* : *weter* und *peter* : *dreter*, denen Lupold Gleiches nur noch in *sëckte* : *deckte* selbständig bietet, wohl mit einiger Berechtigung von dem Einfluss Otto Baldemanns sprechen, in dessen Sprache diese Bindungen auf heutiger mundartlicher Grundlage ihre Rechtfertigung finden.[1] Auf Ottos Einfluss deutet auch die Übernahme von *falschem* : *balsem*, wenn auch Lupold selbständig eine damit vergleichbare Bindung *ver rechenyshs* : *vihs* aufweist. Im Gebrauch mundartlicher Reime macht sich Otto Baldemanns Einfluss auf Lupold Hornburg also nicht besonders bemerkbar. Was somit die Reinheit der Reime angeht, stellt sich Lupold Hornburg mit Recht Otto Baldemann als ebenbürtig zur Seite, denn die erwähnten bedenklichen Reime können das Bild wesentlich nicht trüben, das man von Lupold als einem genau reimenden Dichter gewinnt. Dagegen wird er in der Empfindung und Berücksichtigung metrisch-rhythmischer Feinheiten von Otto Baldemann entschieden übertroffen. Ob-

[1] Vgl. meine Baldemann-Ausgabe S. 38 ff.

gleich in Lupolds Gedichten vereinzelt dunkle Stellen zu treffen sind, schenkt er, wie mehrere Umstände beweisen, seine Aufmerksamkeit besonders dem Inhalt und der Verständlichkeit, die bei Otto Baldemann zurückstehen gegenüber rein poetischen Erwägungen. Dieser Unterschied spiegelt sich z.T. auch in ihrem Stil, worauf ich später noch einzugehen denke.

Erkki Valli

WEINNAMEN BEI OTTOKAR VON STEIERMARK

In der zu Beginn des 14. Jahrhunderts verfassten österreichischen Reimchronik Ottokars von Steiermark wird u.a. über den Krieg zwischen Venedig und dem Patriarchat von Aquileia berichtet. Nach der Schilderung der von den Venezianern im Jahre 1283 erlittenen Niederlage beschreibt der Verfasser die Zerstörung und die Plünderung ihres Feldlagers und widmet besondere Aufmerksamkeit der Aufzählung der Beute, und zwar vor allem den Weinen, mit denen sich die Venezianer reichlich versehen hatten und die nun den Siegern in die Hände fielen. Es werden achtzehn Weinsorten ihrem Namen oder ihrer Herkunft nach ausdrücklich bezeichnet und dazu noch bemerkt, dass »*ander wîn genuoc*» im Lager gefunden wurden.[1]

Diese Textstelle bietet doppeltes Interesse, indem sie Licht über den Gebrauch verschiedener Weine im Venedig des Mittelalters wirft und gleichzeitig zu dem Schluss berechtigt, dass die Weinsorten, die hier mit ihren Namen genannt werden, dem deutschen Verfasser als vertraut vorkamen und somit auch in deutschen Landen eingeführt worden waren. Die be-

[1] *Ottokars österreichische Reimchronik*, hrsgg. von Joseph Seemüller, »Monumenta Germaniae historica» V, 1, Hannover 1890, S. 457, Zeilen 35000—35020.

treffenden Weinbezeichnungen sind im Laufe der Zeit Gegenstand von Erörterungen gewesen, und dabei ist tatsächlich klargelegt worden, dass es sich grösstenteils um Weine handelt, die keineswegs nicht nur bei Ottokar vorkommen, sondern in einigen Fällen in Deutschland sogar eine ausgedehnte räumliche und zeitliche Verbreitung genossen haben.[1] Viele Fragen bleiben aber noch offen, und manche Einzelheiten harren der Präzisierung.

Zu einem beträchtlichen Teil werden von Ottokar Weine aufgezählt, die von den Venezianern aus nahe liegenden, ihrer Republik unterworfenen Territorien angeschafft worden waren. Wegen seiner besonders reichen und geschätzten Produktion an Weinen war unter diesen vor allem Istrien seit alters bekannt, und zwar in weit höherem Grade als dies heute der Fall ist. Schon von Plinius gerühmt, waren die istrischen Weine im Mittelalter reichlich im Handel vorhanden, und noch zu Zeiten des Italieners Andrea Bacci, der zu Ende des 16. Jahrhunderts eine wichtige Geschichte der italienischen Weine auf Latein veröffentlichte, waren sie nach seiner Aussage bei den Deutschen sehr beliebt und erschienen sogar auf der Tafel des Kaisers.[2] Wie gerühmt diese Weine im deutschen Munde waren, wusste man wohl auch südlich der Alpen; ein Chronist aus Treviso behauptet sogar, dass Österreich gegen Ende des 14. Jahrhunderts gierig nach dem Besitz von Triest trachtete,

[1] Vgl. die Seemüllersche Textausgabe, S. 457, Note 1; Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger* I, Leipzig 1889², S. 408 ff. und 446; F. Lichtenstein, Besprechung zu dem vorigen Werk in »Anzeiger für deutsches Altertum» VII, 1881, S. 114; Moriz Heyne, *Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert* II, Leipzig 1901, S. 371 ff., und Eero Alanne, *Die deutsche Weinbauterminologie in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit*, akad. Abhandlung, Helsinki 1950, passim.

[2] Andrea Bacci, *De naturali vinorum historia, de vinis Italiae et de conviviis antiquorum libri septem*, Roma 1596, S. 328.

um über seine Weine zu kommen, mit denen »*Theotonici frigidi refocillantur*».[1]

Namhafte istrische Weingegenden, deren Erzeugnisse schon zu Zeiten Ottokars bekannt waren, sind noch heutzutage das Wippachtal, Vipacco, wie die italienische Namensform lautet: »*wîn von Wippach*», und die Umgebungen von Muggia, ein Ortsname, von dem sich die bei Ottokar erscheinende Bezeichnung »*Muglaere*» herleitet.[2] Auch die Rotweine, die unter der Benennung von *Terrano* gehen, bei Ottokar »*Terran*», werden immer noch auf weiten Flächen der istrischen Halbinsel angebaut.[3] Ein istrischer Wein war nach dem Zeugnis zahlreicher alter Quellen auch der »*reinval*»,[4] der im mittelalterlichen Europa bis zu den Küsten der Ostsee und jenseits des Kanals nach England seinen Weg gefunden hatte.[5] Zuverlässige Zeugen

[1] Zitiert nach A. Marescalchi und G. Dalmasso, *Storia della vite e del vino in Italia* III, Milano 1937, S. 410.

[2] Wegen der Form *mugla* als Appellativum und Ortsname im istro-dalmatischen Raum, vgl. Battisti-Alessio, *Dizionario etimologico italiano* IV, S. 2526, und Gerhard Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten* I, Bern 1949, S. 300.

[3] Francesco di Manzano, *Annali del Friuli* IV, Udine 1864, S. 177, und Marescalchi-Dalmasso, a.a.O., S. 410.

[4] Ital. *ribola*, friaul. *rabuele*, *ribuele*, nach Battisti-Alessio V, S. 3246, aus lat. **rubeolus*. Seit den ältesten italienischen Quellen variieren die Formen erheblich. Der früheste Beleg bei Battisti-Alessio ist vom Jahre 1324 aus Istrien: *raybolum*. Man könnte aber hier einige noch ältere heranziehen, so aus einer Friauler Urkunde vom Jahre 1268: »*pro uno vase rabiole*», und aus anderen Friauler Texten desselben Jahrhunderts, vgl. Giuseppe Vale, *Itinerario di Paolo Santonino in Carintia, Stiria e Carniola negli anni 1485—1487*, in »Studi e testi» CIII, Città del Vaticano 1943, S. 131, Note 5. Der Formenreichtum im Deutschen ist seit alters gross, darunter schon früh auch die volksetymologische Bildung *Reinfal*, vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch* VII, Sp. 700—701.

[5] Vgl. z.B. *Das Rostocker Weinbuch von 1382 bis 1391*, hrsgg. von Ernst Dragendorff und Ludwig Krause, Rostock 1908, S.X; für England siehe A. L. Simon, *History of the Wine Trade in Eng-*

für die Herkunft dieses Weines aus Istrien finden wir auch bei den Deutschen, und es seien hier an erster Stelle die deutschen Palästinapilger erwähnt, die auf ihrer Seefahrt nach dem Heiligen Lande regelmässig verschiedene istrische Küstenstädte anliefen. So erzählt Georg Pfintzing aus Nürnberg, der im Jahre 1436 unterwegs war: ». . . *und komen* [wir] *den selben tag in die stat Pyron in Histrion, do truncken wir reinfal und hetten gut weynber, wenn do selbst und zu Tryest, das do pey ligen ist, do wechst der reynval*».[1] Es sind somit nach seiner Aussage die Umgebungen der Städte von Triest und das südlich davon gelegene Pirano als Heimat des Reinfals zu betrachten. Nach dem Zeugnis eines anderen deutschen Pilgers, des Breslauers Peter Rindfleisch vom Jahre 1496, wurde dieser Wein auch weiter nach dem Süden längs der istrischen Küste angebaut, bei »*Ruigo*», d.h. Rovigo: »*in diesem Landt wechst der Reiffel*».[2] Nördlich von Triest, in den hügeligen Gegenden der Küste und des Inlandes wurde dieser Wein ebenfalls produziert. In späteren deutschen Texten wird z.B. für eine Art von Reinfal die Benennung »*Prosecker*» nach dem Küstenstädtlein Prosecco gebraucht, und auch der Name des obenerwähnten Vipacco wird mit dem Reinfal verbunden, indem dafür die Bezeichnungen »*Vippacum*» oder »*Vibacum̃*» angegeben werden.[3] Schon im 12. Jahrhundert gelangt der Reinfal nach Deutschland über Friaul, wo ein lebhafter Handel damit auch in die Richtung von Venedig getrieben wurde. Namen von Deutschen, die in Friaul zwecks Ankauf von Reinfal anwesend waren, sind seit

land I, London 1906, S. 218, und Francesco Balducci Pegolotti, *La pratica della mercatura*, hrsgg. von Allan Evans, »The Mediaeval Academy of America» XXIV, Cambridge, Mass., 1936, S. 434.

[1] Vgl. *Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande*, hrsgg. von R. Röhricht und H. Meisner, Berlin 1880, S. 68.

[2] *Deutsche Pilgerreisen*, S. 322.

[3] *Zedlers Universal-Lexikon* XXXI, Leipzig und Halle 1742, Sp. 282, s.v. *Reinfall.*

Ende des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet.[1] Durch Jahrhunderte bewahrt der Reinfal in Deutschland seinen guten Ruf, den er im Auslandshandel mit der Neuzeit nach und nach zu verlieren beginnt. Im 16. Jahrhundert wird er noch häufig besonders in Süddeutschland erwähnt. Den im Grimmschen Wörterbuch zusammengebrachten Texten könnten hier einige Zollurkunden des Wiener Italienhandels hinzugefügt werden, in denen dieser Wein bis zum Jahre 1579 erscheint, um dann abzufallen.[2] Unter anderen Zeugnissen derselben Periode ist von Interesse eine *Beschreibung der Weinhawer und Byerbrewer Practick*, die von diesem beliebten Wein eine genaue Beschreibung liefert: »*Goltgelb dicke Mollete und waiche Wein, sein die welschen als Mußkateller, Reinfall, Traminer und Marcwein*».[3] Noch im 18. Jahrhundert spricht man von Reinfal und kennt seinen Ursprung.[4]

Auf dem obenerwähnten Friauler Weinmarkt wurden ausser Weinen fremden Ursprungs auch andere einheimischer Produktion feilgehalten.[5] Aus der Liste Ottokars gehören vielleicht

[1] Vgl. Luigi Messedaglia, *Aspetti della realtà storica in Merlin Cocai*, in »Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti» XCVIII, 2, Venezia 1939, S. 221, und Vale, a.a.O., S. 131, Note 4.

[2] Ferdinand Tremel, *Zur Geschichte des Wiener Italienhandels im 16. Jahrhundert*, in »Nachrichtenblatt des Vereins für Geschichte der Stadt Wien» III, 1941, S. 23.

[3] *Gründliche und Nütze, auch Notwendige Beschreibung der Weinhawer und Byerbrewer Practick, und der gantzen Kellermeisterey Kunst. Durch Christophorum Kobrer Carintium.* O.O. 1581, S. A II[r].

[4] *Kurtze Beschreibung und Unterricht Des Wein-Baues*, Vorwort unterzeichnet von J. P. K., Dresden 1711, S. 339, und das zitierte *Universal-Lexikon.*

[5] Ich möchte hier unterscheiden zwischen den »Friauler Weinen», womit man deren Herkunft im Allgemeinen bezeichnet, und dem *Friularo*, 'eine Art roten Weines', eine Bezeichnung, die zwar von dem Toponomen gebildet ist, aber die Bedeutung eines roten Weines angenommen hat, dessen Anbau schon früh südlich

zu diesen Weinen der »*claret*« und der »*Pinol*«, ital. *chiaretto*, *claretto* und *pignolo*, *pinolo*, beides im Mittelalter berühmte Erzeugnisse der Friauler Weinberge, obwohl der Anbau von Weinen mit gleichem Namen im sonstigen Oberitalien ziemlich verbreitet war.[1] Aus Oberetsch stammt wieder der »*patznaer*«, nach der Stadt Bozen genannt. Aus der Gegend von Bozen wurden die Weine von den Süddeutschen im Mittelalter gekauft,[2] und nach der Erzählung von Bacci trank man im 16. Jahrhundert in den nahe liegenden Teilen Deutschlands und vor allem in Innsbruck fast ausschliesslich eben diese Weine.[3] Doch beschränkte sich deren Verbrauch nicht allein auf jenes Gebiet. In einer Prager Zollurkunde vom Jahre 1348 wird der »*vinum Bozanicum*« erwähnt,[4] und in Schlesien war der »*Poczener*« nach einer Liegnitzer Urkunde gegen Ende des-

von Venedig, in den Gegenden von Padova konzentriert war. In meinen *Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del sec. XIV alla fine del sec. XVI*, »Mémoires de la Société Néophilologique» XVII, Helsinki 1955, S. 276, habe ich zwei Belege aus Pilgertexten des 15. Jahrhunderts angeführt, in denen »*Fryauler wein*», »*fyrguller wine*» eben für das ital. *friularo* in Bezug auf diese bestimmte Weinsorte, und nicht im allgemeinen Gebrauch erscheinen, was Ernst Pulgram entgangen ist in seiner Rezension zu meiner Arbeit in »Language» XXXII, 1956, S. 745. Für den Friularo, vgl. P. G. Garoglio, *Nuovo trattato di enologia* I, Firenze 1953, S. 338.

[1] Vgl. Messedaglia, *Aspetti*, S. 196 ff. und 202 ff. Über die mittelalterlichen Weine Friauls, siehe Manzano, a.a.O., S. 174 ff. Eine Salzburger Urkunde des 16. Jahrhunderts erwähnt ausdrücklich den *Pinol* unter den friaulischen Weinen, vgl. die Seemüllersche Textausgabe, S. 457, Note 1. Einige Traubenarten erhalten im Ital., wie auch im Frz., ihren Namen nach der zapfenähnlichen Traube (*pigna*, *pina* 'Pinienzapfen'), so ital. *pign(u)olo*, *pinella*, *pinolo*, vgl. Battisti-Alessio IV, S. 2917, 2927 und 2930.

[2] Schultz, a.a.O., S. 405.

[3] A.a.O., S. 325.

[4] Zitiert nach Schmeller-Frommann, *Bayerisches Wörterbuch* II, Sp. 352, s.v. *Schabernak*.

selben Jahrhunderts bekannt.[1] Die Wachsorte der Bozener Weine wurden von den Deutschen auf der Durchreise besucht; so hört man z.B. aus der Beschreibung der Reise des Herzogs Wilhelm III. in das Heilige Land vom Jahre 1461, dass man einen guten Bozener Wein »*Francken Welschwein*» in Thüringen nannte.[2] Ein »*welisch wein*» als Bezeichnung einer bestimmten Weinsorte wird schon in einem Weineinfuhrverbot Karls IV. erwähnt,[3] und noch heutzutage ist *der Wälsche* der Name von Weinen in Südtirol.[4]

Weiter nach Westen befindet sich am Südsaum der Alpen die Stadt Chiavenna, deutsch Kleven, von wo der sog. »*Klevener*» im Mittelalter herkam.[5] Aus dem auf Grund der italienischen Namensform gebildeten *chiavennasco* will man den viel umstrittenen Weinnamen *Schavernak, Schabernak,* bei Ottokar »*schafernac*», herleiten[6], der, zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem österreichischen Text erstmalig belegt, während des 14. Jahrhunderts neben Bezeichnungen anderer geschätzter Südweine in deutschsprachigen Landen durch den Weinhandel weite Verbreitung gewann, um dann in diesem Gebrauch schnell wieder zu verschwinden. In der Tat kommt die genaue Heimat des Schabernaks niemals in den deutschen Texten zum Vorschein, er scheint nur zu den »welschen», d. h. italienischen Weinen zu gehören.[7] Da nun der Lautstand des

[1] Schultz, a.a.O., S. 446.

[2] *Herzog Wilhelms III. Reise in das h.Land 1461,* hrsgg. von Johannes Falke in »Archiv für die sächsiche Geschichte» IV, 1866, S. 295.

[3] Zitiert nach Lichtenstein, a.a.O., S. 114.

[4] *Weinbau-Lexikon,* hrsgg. von Karl Müller, Berlin 1930, S. 889.

[5] Heyne, a.a.O., S. 375, Note 202.

[6] Vgl. Kluge-Götze, *Etym. Wb.,* S. 629, s.v. *Schabernak.* In diesem Fall muss man von deren dialektalischer Form mit stimmloser präpalataler Affrikata im Anlaut ausgehen.

[7] Vgl. Schultz, a.a.O., S. 446, und A. Kluyver, *Schavernac als Weinname,* in »Zeitschrift für deutsche Wortforschung» IX, 1907, S.3.

deutschen Wortes nicht ohne Schwierigkeit aus der obenerwähnten italienischen Form abzuleiten ist, muss man diesen Deutungsversuch nur mit Vorsicht annehmen. Es ist auffallend, dass die anderen Sprachen, wie das Französische und das Englische, die sonst hinsichtlich der Benennungen vielverbreiteter Südweine mit dem Deutschen übereinstimmen, nichts mit dem Ausdruck *Schabernak* Vergleichbares aufzuweisen haben.

Von den südlicheren italienischen Weingegenden umfasst die Liste Ottokars die Mark Ancona an der adriatischen Küste: »*wîn von Ancôn der mark*». Diese Region war im Mittelalter wegen ihrer Weine berühmt, und die Erwähnung der Weine aus der Mark Ancona, die im internationalen Handel bis zu den Märkten von Konstantinopel und Zypern kamen, findet man in Francesco Balducci Pegolottis *Pratica della mercatura* aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.[1] Der »*vino della Marca*» bezeichnet bei Pegolotti ganz allgemein die Herkunft dieser Weine. Wenn aber in einem italienisch-deutschen Gesprächbüchlein, das besonders für kaufmännische Bedürfnisse zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Venedig entstanden war, die Bezeichnung »*el vin de marcha*», auf deutsch mit »*der marckwein*» wiedergegeben, erscheint, so wird darunter zweifelsohne eine bestimmte Weinsorte aus der Mark gemeint, zumal ja der Ausdruck in eine Liste von Weinnamen eingeht.[2] »*Vinum de Mark*» heisst

[1] Vgl. die obenerwähnte Ausgabe von Evans, S. 40, 80 und 433.

[2] *Ein altes italienisch-deutsches Sprachbuch*, hrsgg. von O. Brenner in *Bayerns Mundarten* II, hrsgg. von O. Brenner und A. Hartmann, München 1895, S. 392. Es gibt davon zwei oberdeutsche Handschriften aus den Jahren 1423 und 1424 und eine etwas jüngere mitteldeutsche. Auf Grund der Berühmtheit und der grossen Verbreitung dieser Weine aus der Mark Ancona ist wohl unhaltbar die Vermutung Luigi Messedaglias (*Aggiunte e postille agli »Aspetti della realtà storica in Merlin Cocai»*, »Atti del Reale Istituto Veneto» XCIX, 1940, S. 443), dass unter »*marckwein*» im Gesprächbüchlein ein Wein aus der Mark Treviso zu verstehen wäre.

auch einer von den Weinen, mit denen man den später als König Heinrich IV. von England bekannten Jarl von Derby reichlich versah, als er im Jahre 1392 in Venedig seine Überfahrt nach Palästina vorbereitete.[1] Der »*Marcwein*», den man nach der obenerwähnten *Beschreibung der Weinhawer und Byerbrewer Pracktick* wegen seiner charakteristischen Eigenschaften z.B. mit dem Reinfal vergleichen kann, ist wenigstens noch im 16. Jahrhundert in Deutschland bekannt.[2]

Eine in Italien verbreitete Traubengattung ist die seit dem Mittelalter oft erwähnte *trebbiana;* einen namhaften weissen Wein, der daraus gemacht war, gab es in der Mark Ancona.[3] Ob nun der »*tribiân*» bei Ottokar eben aus dieser Gegend stammte, ist schwer mit Sicherheit zu entscheiden, da bekannte Weine desselben Namens auch anderswo im mittelalterlichen Italien auftreten, so in der Toskana und sogar in dem den Venezianern nahen Friaul.[4] In ähnlicher Weise wurden Weinsorten, die bei Ottokar unter den Benennungen »*kriechisch wîn*», »*Muscatel*» und »*Malvasîn*» (ital. *greco, moscatello* und *malvasia*) gehen, schon im Mittelalter in vielen Teilen Italiens hergestellt.[5] Von diesen wusste man aber genau in Deutschland, dass die

[1] *Expeditions to Prussia and the Holy Land made by Henry Earl of Derby (afterwards King Henry IV), In the Years 1390—1 and 1392—3*, hrsgg. von Lucy Toulmin Smith, »Camden Society». London 1894, S. 232: »*pro j barella vini de Mark empta pro domino*», »*pro vino de Romonye et de Mark*».

[2] *Die Beschreibung der Weinhawer und Byerbrewer Pracktick*, siehe oben S. 103; vgl. auch meine *Ricerche*, S. 188.

[3] Vgl. die deutsche Übersetzung zu Pier de' Crescenzis *Opus ruralium comodorum* aus dem 14. Jahrhundert, *Petrus de Crescentiis zu teutsch mit figuren*, o.O. und J. (1490 c.), S. g 5^{v}: »*Ein ander geslechte gnant tribiana wysser truben . . . das geslechte wirt gepryset durch die gantze Marck*».

[4] Manzano, a.a.O., S. 177. Für weitere Belege dieses Weinnamens im Deutschen, vgl. meine *Ricerche*, S. 259.

[5] Vgl. *Petrus de Crescentiis zu teutsch*, S. g 5^{v} ff.; siehe auch Messedaglia, *Aspetti*, S. 211 ff.

echten und am meisten geschätzten Sorten aus der Moreaküste und aus Kandien kamen, wie aus den Reiseberichten der deutschen Palästinapilger, die diese Gegenden persönlich besuchen konnten, deutlich wird.[1]

Unter den von Ottokar erwähnten Weinen erscheint auch der »*Vindeplan*», den man bisher noch nicht identifiziert hat. Es gab im Mittelalter einen Weinhandelterminus, der in dem obenangeführten italienisch-deutschen Gesprächbüchlein zu finden ist: »*el vin de pian*», in dessen zwei oberdeutschen Handschriften mit wörtlicher Übersetzung durch »*der wein von der eben*» wiedergegeben. Daneben steht auch der italienische Ausdruck »*el vin de monte*», der mit »*perg-wein*» übersetzt wird. In der freien, etwas jüngeren mitteldeutschen Bearbeitung dieses Gesprächbüchleins werden entsprechend »*planwin*» und »*montwin*» gebraucht.[2] Aus dem Nebeneinander der zwei Ausdrücke geht hervor, dass damit die Weine nicht nach verschiedenen Sorten, sondern nach der Anbaulage unterschieden wurden. Durch Gebrauch dieser beiden Benennungen wurden also die weniger geschätzten, auf ebenem Lande wachsenden Weine und die in höherer Lage angebauten besseren Weine qualitativ voneinander getrennt. Die heute üblichen Ausdrücke sind im Italienischen *vino di pianura*, *vino di piano* neben *vino dei colli*, *vino di collina*, *vino di poggio*.[3] Auch die deutsche Weinbauterminologie kennt nach der Aussage des *Weinbau-Lexikons* von Müller den Ausdruck *Bergwein*. Gemäss der Behauptung dieser Quelle wäre die Bezeichnung der Weine nach Lagen verhältnismässig spät, erst gegen Ende des 18. Jahr-

[1] Vgl. z.B. *Fratris Felicis Fabri Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Aegypti Peregrinationem* III, »Bibliothek des Litt. Vereins in Stuttgart» IV, Stuttgart 1849, S. 314, und Felix Fabri, *Eigentliche beschreibung der hin unnd wider farth zu dem Heyligen Landt gen Jerusalem*, o.O. 1556, S. 207r.

[2] Ausgabe von Brenner, S. 392.

[3] Vgl. z.B. Francesco Cherubini, *Vocabolario milanese-italiano* IV, Milano 1843, S. 513, s.v. *Vin*.

hunderts, eingetreten. Aus dem Zeugnis des alten Gesprächbüchleins sieht man aber, dass schon die Weinhändler des Mittelalters auf diesen Unterschied Gewicht legten.

Bei Ottokar wird mit »*vindeplan*» oder »*vin de plan*», wie der Ausdruck zweifelsohne in seine Bestandteile zu trennen ist, eine bestimmte Weinsorte bezeichnet, zumal er in einer Liste steht, die ausschliesslich Namen verschiedener Weine umfasst. Es ist daher anzunehmen, dass es sich um einen ganz anderen Ausdruck handelt, vermutlich um eine auf einem Ortsnamen fussende Bildung. Örtlichkeiten, in deren Namen das Substantiv *piano* oder auch *piana* 'ebenes Land', allein oder näher bestimmt, eingehen, sind ja in Italien sehr zahlreich.[1] Ein Ort Pian in der heutigen Provinz Belluno wäre hier vielleicht vorzuschlagen. Er liegt in einem Territorium, das schon früh wegen seiner Weine berühmt war und seine Erzeugnisse sowohl nach Venedig als auch für den deutschen Weinmarkt lieferte.[2] Der Nexus *pl*,[3] der in der von Ottokar gebrauchten Form erscheint, erklärt sich zwangslos durch den Lautstand der Ostdialekte Oberitaliens.

Marjatta Wis

[1] Touring Club Italiano, *Annuario Generale 1951*, Milano 1951, S. 678 ff.

[2] Vgl. Marescalchi-Dalmasso, a.a.O., S. 494. Das in einer Urkunde vom Jahre 1484 erscheinende *Montapluer* (O. Zingerle, *Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg*, Innsbruck 1909, S. 33) bezeichnet wohl einen Wein aus derselben Provinz, aus Montebelluna, das nach der Aussage von Bacci wegen seiner Weine berühmt war, a.a.O., S. 325.

[3] Zur Frage des anlautenden *pl* in oberitalienischen Mundarten, siehe Rohlfs, a.a.O., S. 308 ff., und zu dessen Entsprechungen in deutschen Entlehnungen Emil Öhmann, *Über den italienischen Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters* II, in »Annales Academiae Scientiarum Fennicae» B LIII, 2, Helsinki 1944, S. 22—23.

DAS FORTLEBEN DER MHD. AUSDRÜCKE FÜR DEN WEINBERG, DIE WEINBERGSARBEITEN UND DIE WEINBEHANDLUNG IN ÖSTERREICH UND SÜDTIROL

Die oberdeutsche Winzersprache hat bisher verhältnismässig wenig wissenschaftliche Bearbeitung gefunden. Allerdings sind Teilgebiete und Teilfragen bereits berührt worden. Wertvoll für die Mundartforschung sind »Die Sprache der Weinbauern am Bodensee» von Fr. Meichle und »Die Terminologie des Weinbaus im Kanton Zürich, in der Nordostschweiz und im Bündner Rheintal» von W.Weber, die aber nur den heutigen Stand der betreffenden Mundarten berücksichtigen. Das Fortleben der mhd. Weinbauterminologie am Oberrhein ist von dem Verfasser dieser Abhandlung in sieben Aufsätzen behandelt worden. Im bairisch-österreichischen Sprachraum fehlt aber eine derartige Untersuchung; nur von Südtirol hat Fr. *Tumler* Winzerwörter in »Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisaktale» zusammengestellt. Auf eine Einzellandschaft beschränkt sich auch Martha *Bauer*, deren »Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung» ebenfalls Licht auf das Fortleben der Ausdrücke in dieser Mundart wirft.

Für das allgemeine süddeutsche Bild ist aber eine vergleichende Untersuchung des ganzen südostdeutschen Sprachraumes von grösster Bedeutung. Allerdings muss dann das heutige Bayern unbeachtet bleiben, weil der Weinbau dort schon längst ganz aufgegeben worden ist. Ein beträchtlicher Teil des heutigen Österreichs und Südtirols war aber von frühester Zeit im Mittelpunkt des südostdeutschen Weinbaus, und noch heute steht die Rebkultur und der Handel mit Wein dort in höchster Blüte.

Leider hat das Fehlen eines bairisch-österreichischen Wörterbuches, das die Forderungen unserer Zeit befriedigen könnte,

grosse Schwierigkeiten bereitet. Um so willkommener waren das bereitwillige Entgegenkommen von Herrn Professor Dr. Eberhard *Kranzmayer* bei Benutzung der Sammlungen der Österreichischen Wörterbuch-Kanzlei in Wien und das Erscheinen des Wörterbuches der Tiroler Mundarten von Joseph *Schatz*.

In der vorliegenden Darstellung wird die Herkunft der Ausdrücke nur kurz oder gar nicht behandelt, wenn sie in der obenerwähnten Abhandlung über die oberrheinische Winzersprache vorkommen. Nach wie vor sind auch Wörter mit aufgenommen, die sich auf die Weinbehandlung beziehen.

KULTURGESCHICHTLICHER ÜBERBLICK

Als Weinland ist Österrreich altberühmt. So heisst es z.B. bei Seifried Helbling 3,238 (Seemüller):

> wînes sie (die Tschechen und Mähren) enbæren . .
> ân durch daz, lieb Ôsterrîch.
> des geniuzet manic lant.

In Niederösterreich ist römischer Weinbau am rechten Donauufer wahrscheinlich für das zweite Jh. anzunehmen; in Südtirol begannen aber die Römer spätestens im 1. Jh. Weinbau zu betreiben. Allem Anschein nach hatte die Steiermark schon Weinbau, als die Kelten das Land bewohnten; unter der Herrschaft der Römer breitete er sich jedenfalls noch mehr aus. Im Burgenland ist neuerdings eine römische Weinpresse am Neusiedler See ausgegraben worden. Sie dürfte aus der Zeit um 100 n. Chr. stammen. In Oberösterreich wurde der Weinbau erst seit dem 8. Jh. betrieben, während er im benachbarten Südbayern schon für die Römerzeit nachzuweisen ist.

Die Stürme der Völkerwanderung konnte der Weinbau nur in Südtirol, teils auch im Burgenland überdauern; später wurde er durch die christliche Kirche weiter ausgedehnt. Karolingi-

scher Weinbau in bairischen Landen wird von niemandem bestritten. Besondere Ausbreitung erfolgt aber vom 13. Jh. ab: sogar in München wurde Weinbau betrieben. Der Bayerwein wird in zahlreichen Urkunden erwähnt (z.B. im J. 1281 *unum potum vini wawarici* bei Lang, Reg. IV, 775), und noch im J. 1561 sagte Aventin in der Einleitung zu seiner Chronik, S.13: »der gemeine Mann auf dem Gäu in Bayern sitzt Tag und Nacht bey dem Wein». Der Hauptgrund für den Rückgang des bairischen Weinbaus war derselbe, der auch für die norddeutschen Weinbaugebiete gilt: der dreissigjährige Krieg, später jedoch auch die Aufhebung der Klöster. Ferner hat natürlich der zunehmende Bierverbrauch den Genuss des Weins vermindert, so dass Hopfen und Malz an Stelle des Weins getreten sind.

Anders liegen die Dinge in Österreich. Besonders in Niederösterreich wendeten die Babenberger und Habsburger ihre Sorgfalt der Förderung des Weinbaus und Weinhandels zu. Schon im J. 1156 war das Grinzinger Gewächs auch ausserhalb des Landes berühmt. Im 14. Jh. wurden mehrere Weinordnungen erlassen und die Einfuhr fremder Weine verboten. Nach den Mautbüchern dieser Zeit war der wichtigste Artikel des österreichischen Handels bei weitem der Wein. Hierbei spielte Passau eine sehr grosse Rolle. Nach den Zerstörungen des dreissigjährigen Krieges und der türkischen Invasion blühte die Rebkultur von Neuem auf und ihre Produkte wurden in viele Länder ausgeführt.

Dagegen wurden zahlreiche Weingärten in Oberösterreich schon im 15. Jh. in Äcker umgewandelt, und später ist der dortige Weinbau völlig unbedeutend geworden.

Heute spielt der Weinbau nur in Niederösterreich, im Burgenland und in der Steiermark eine grössere Rolle. Südtirol, das aus sprachlichen Gründen in der folgenden Darstellung mitbehandelt wird, dürfte an der Spitze der weinanbauenden Gebiete Europas stehen.

EINIGE HÄUFIG VORKOMMENDE ABKÜRZUNGEN DER ZITIERTEN WERKE

Alanne, Oberrhein = Das Fortleben der mhd. Weinbauterminologie am Oberrhein. Die nachfolgenden Buchstaben beziehen sich folgendermassen auf die Kapitel:

A = Das Fortleben des mhd. *kelter* und seiner Synonyme. In: Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ Ser. B. 84, 30

B = Das Fortleben des mhd. *îchen* und seiner Synonyme. In: Neuphilologische Mitteilungen, Jg. 1954, Ss. 275—289.

E = Das Fortleben einiger mhd. Bezeichnungen für die Weinlese und Weinbehandlung. In: Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVIII, 2, Ss. 1—54.

F = Das Fortleben der mhd. Ausdrücke für den Weinberg und Weinbergsarbeiten. In derselben Reihe, XX, 2, Ss. 1—60.

Bauer = Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung. In: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 1. Eisenstadt 1954.

Fontes = Fontes Rerum Austriacarum und zwar:

II. Abt. XXXVI. Bd = Codex Diplomaticus Austriaco-Frisiensis, hrsg. v.J.Zahn. III. Bd. Wien 1871

II. Abt. XLV. Bd. = Meinhard II. Urbare der Grafschaft Tirol, hrsg. v. O.v.Zingerle. I. Teil Wien 1890

II. Abt. LV. Bd. = Urkunden u. Regesten zur Geschichte des Benedictinerstiftes Göttweig, bearb. v. A. Fuchs. I. Teil u. II. Teil Wien 1901, III. Teil Wien 1902.

II. Abt. LIX. Bd. = Urkunden u. Regesten zur Geschichte der aufgehobenen Kartause Aggsbach, bearb. v.A. Fuchs. Wien 1906.

III. Abt. I. Bd. = Die Rechtsquellen der Städte Krems und Stein, hrsg. v. O. Brunner 1953.

Hornung-Roitinger = M. Hornung — Fr. Roitinger, Unsere Mundarten. Wien 1950.

Kranzmayer = Eb. Kranzmayer, Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956.

K.Wb. = Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862.

MB = Monumenta boica.

ÖMS = die Materialsammlung der Österreichischen Wörterbuch-Kanzlei

Schatz = Wörterbuch der Tiroler Mundarten von Joseph Schatz. In: Schlern-Schriften 119. Innsbruck 1955—56.

Schatz, Gloss. = Glossar zu den niederösterr. Weistümern v. J. Schatz

Schmeller = J. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I—II. Stuttgart und Tübingen 1872—1877.

Schöpf = Schöpf, Tirolisches Idiotikon. Innsbruck 1866.

Tumler = Fr. Tumler, Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisaktale. Innsbruck 1924.

U-Kh. = Unger-Khull, Steirischer Wortschatz. Graz 1903.

Uoe. = Urkunden-Buch des Landes Ob der Enns. VII. Bd. Wien 1876.

Zingerle = O. Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1909.

I. DER WEINBERG, SEINE TEILE UND ARBEITSKRÄFTE

WEINGARTEN. — Nach Haasbauer, Zur Geschichte der oberösterreichischen Mundarten, S.8 (in: Prager deutsche Studien, 39. Heft, Reichenberg i.B. 1926) war das mhd. *î* sowohl in der Herren- als Bauernsprache des 13.Jhs. bereits zu *äi* diphtongiert. Er belegt (S.27) die Schreibung *wæingarten* u.a. in einer Urk. der Klöster Garsten und Gleink v. 1291. Seit Ende des 13. Jhs. ist die Schreibung *ey*, *eỹ* gewöhnlicher; *Weyngarten* erscheint in den Urkunden des Klosters Kremsmünster v. 1348. Von der Mitte des 14.Jhs. begegnet uns *-ei-* fast ausschliesslich, z.B. in den Urkunden des Klosters Sankt Florian v. 1351 und der Klöster Garsten und Gleink v. 1406 (a.a.O. S. 44). In Fontes 2,45 1,109 erscheint aber *weingarten* schon Ende des 13. Jhs., während Uoe. 7,540 *waingarten* aufweist (so in einer Urk. v. 1357 aus Krems, sonst *weingarten*). Dazu zahlreiche Belege für *weingarten* und *weingärten* in Fontes, u.a. S.116 v. 1459).

Typisch für den diminutivfreudigen Süden sind solche Formen wie *weingårtl* in einer Urk. v. 1426 (in: Fontes 2,59, S. 9) und *weingärtlein* in einer Urk. v. 1519 aus Kaltern (in Acta Tirolensia, Innsbruck 1908, 3, 10). Dass nicht alle Zirkumflexe als Längezeichen aufzufassen sind, geht aus den Schreibungen *weingaêrtel* (Urk. v. 1352 aus Aggsbach, Fontes 2,59 S. 9),

weingêrtel (Urk. d. Klöster Garsten u. Gleink v. 1367, nach Haasbauer, a.a.O. S. 16) und *Weingârten* (Wiener Urk. v. 1378 in Uoe. 313) hervor.

Zu beachten ist, dass das Wort auch zur Bezeichnung für andere Grundstücke (Wald, Klöster usw.) werden konnte, so dass sich daraus keine voreiligen Schlüsse auf die Verbreitung des Weinbaus namentlich in Bayern ziehen lassen.

In frühnhd. Zeit erscheint in Ecks bairischer Bibelübersetzung *Weingarten* für Luthers *Weinberg*. Später kommt das Wort in verschiedenen Spielarten überall in unserem Gebiet vor. Die mittelbairische Vokalisierung des *r* macht sich in der Form *wåg̃ɒ̃tn* bemerkbar, die die ÖMS. für Gaas (Burgenland) verzeichnet. Auf mhd. starke Formen (vgl. Alanne, Oberrhein F 15) geht *waẽgɒd* (Elsarn, N-Ö.) zurück. Schon im J. 1350 erscheint die Form *weinnart* in einer Urk. v. Kremsmünster. Daran erinnert *weinert* im äussersten NO (Reinthal, 1886) und in der Steiermark, die auch *Weint* aufweist (Sausal). Andere steirische Varianten sind *Weingert* und *Weiert* (U-Kh. S. 626 f.). Im südlichen Randgebiet von N-Ö. hat Edlitz *wã̤et*. Eine andere Entwicklungsstufe liegt in *wõɒnt* (Rechnitz, Burgenland) und *wẽ'ɳɒt* (mittl. Pulkatal) vor. Ferner lebt die starke Form in Kärnten (K.Wb. S. 254: *weingert*) und in Tirol (Schöpf, S. 809: *weingart, wei'gert*) fort. Über den *-n-* Schwund in *Wein* vgl. Karte 23 bei Kranzmayer.

Weinzierl. — Ahd. *wînzuril* 'Winzer', in Ahd. Gl. 4, 229, 18 'Weinhändler', ergibt mhd. *wînzürl*, das ausser dem bair.-österr. Sprachgebiet auch weiter westlich bekannt ist (vgl. Alanne, Oberrhein F 17). Echte Entwicklungsstufen sind *wînzurl* (Lohengrin 3422), *weinzurel* (Heinr. v. Neustadt, Apollonius 13454) und *weinzürl* (Uoe. 5, 382 v.J. 1324). Dazu *weinzürler* in Urkunden d. Klosterneuburg. Latinisierte Formen wie *weinzurlerius, weinzurleriorium* und *weinzůrlerii* kommen in Fontes 2, 36, 3 Ss. 175, 178 u. 227 v.J. 1291) vor. Später herrscht *weinzierl*, z.B. in Monumenta Boica 2, 60 (v. 1496). Vokalschwächung im II. Wortteil tritt schon im 13. Jh.

auf: *weinzerl* in MB. 36, 1, 520 und in einem Vocabularius aus Klagenfurt v. 1437—38, (nach K. Wb. 254). Die letztere Quelle hat auch die Form *weintzure*, also ohne suffixale Erweiterung wie nhd. schriftsprachliches *Winzer* (nach Schmeller 2,928 heutiger Ortsname). Anwendung als Eigenname liegt vor in *Bêrtl Weintzůrlin* in einer Urk. v. 1493 aus Göttweig (Fontes 2, 55, 3, 273. Vgl. auch *Albertus dictus weinzuerl* bei Schöpf, Tirol. Idiot. 696.

Mit dialektischer Umbildung erscheint das Wort als *weinzedel, -zodl, -zötl* usw. schon im 16. u. 17.Jh. namentlich in steirischen Urkunden (vgl. Österr. Weistümer 6, 92 u. 451, Steirische Taidinge 207f. und U-Kh. 628a).

Nach Kretschmer, Wortgeographie d.hd. Umgangssprache (Göttingen 1918) S. 233 kommt *Weinz(i)erl* heute, mit Ausnahme der Steiermark, meist nur als Fam.-name vor. In der Steiermark versteht man darunter einen nach der Winzerordnung aufgenommenen Lohnarbeiter. Tatsächlich hat die ÖMS. nur wenig Belege für *waĩ˜zîa'l, weinzalə, waiⁿzəl* und *waiñzīrl*. Im Gegensatz zu *Hauer* (s. weiter unten S. 116), der eigene Weingärten mit Haus besitzt, bezeichnet *Weinzierl* den Weinbergsarbeiter. Aber auch die Bed. 'herrschaftlicher Aufsichtsbeamter über den Weinbau' ist im bair.-österr. Gebiet früher üblich gewesen und haftet noch heute am burgenländischen *Wai(n)zial, Weinzettel* (vgl. Bauer, S. 159).

(WEIN)HAUER. — Der Winzer, der den Weingarten hackt, wird im Bair.-österr. (*Wein*)*hauer* genannt (über *hauen* 'den Boden mit der Hacke bearbeiten' s. unten S. 126). Spätmhd. Belege für *hawer* bei Lexer, Mhd. Handwörterbuch, Nachtr. 249 (Österr. Weist. 336, 11 u. 338, 22, vgl. auch 7, 487, 39) und in Fontes 3, 108 (Urk. v. 1453 aus Wien). Niederösterreichisch sind auch die Zeugnisse in Fontes 3, 190 (Krems u. Stein 1524), 3, 212 (Wien 1533) und in den Salzb. Taid. 336 (Traismauer, 17.Jh.). Heute ist das Wort in N-Ö. und der Steiermark gang und gäbe. Die ÖMS. bezeugt *hauɒ* oder *haoɒ* u.a. von Wien, Krems, Kröllendorf und St. Veit. Im nördl. Burgenland ist das Wort

nicht mehr gebräuchlich, im 16.Jh. erschien es aber auch in vielen Zus.-setzungen (vgl. Bauer 159 f.). Historische Belege auch bei Schöpf 249.

Nach Bauer 42 bezeichnet *Hauer* im Nordburgenland auch ein Flächenmass für Weingärten (6 Hauer = 18 $^3/_4$ Pfund = 1200 Klafter = 43, 16 a). In Ungarn ist ein *Hauer* nach Weinbaulexikon (hrsg. v. K. Müller, Berlin 1930) = 7, 19 a. U-Kh. 332 hat dafür nur historische Belege.

Weinhauer ist lexikalisch erst im 17.Jh. bezeugt (Hohberg 1, 1333). Vgl. auch Schatz, Gloss. 4, 79, 14. *Weingart-Hauer* kommt neben *Weinzörl* in P. Abraham a Sancta Clara (Ende 17.Jh.) vor. Die modernen Zeugnissein der ÖMS. für *Weinhaŭ(r)er* stammen aus der Wiener Gegend, in der es auch die Bed.' der Wein ausschenkt' haben kann.

Weinberg. — Nach D.Wb. 14, 1, 867 ist *wînperch* schon seit 1074 als Ortsname in Krain bezeugt. Später kommt es in zahlreichen Orts- und Flurnamen vor, von denen aber, wie bei *Weingarten* (s. oben S. 114) besonders in Bayern nicht alle die Vermutung zulassen, dass sie demselben einst durch die Tat entsprochen haben. Als Appellativ ist das Wort eigentlich nur im mittleren Osten bodenständig, wo die Bed. von *wîn* auf Traube und Rebe ausgedehnt worden ist. Namentlich durch die Lutherbibel ist es dann auch nach Süden und Westen weitergetragen worden. In unserem Gebiet ist der Ausdruck nur vereinzelt bezeugt; die ÖMS. verzeichnet *wēi^{n}biarch* von Mauer b.W. und *waimpęrk* von Lüsen (Südtirol).

Das längere *weingartperg* ist mir nur aus einer steir. Urk. aus dem 15.Jh. bekannt (in Österr. Weist. 6, 166).

Häufiger ist die Zus.-setzung *Bergmeister* 'der Vorgesetzte eines Weinberges', die sich in dieser Bed. wenigstens im Burgenland aus grundherrschaftlichen Zeiten bis in den heutigen Tag herübergerettet hat (vgl. Bauer 142). Die ältesten Belege sind niederösterr. und steirisch: *perchmaister* in einigen Wiener Urkunden v. 1283 u. 1305 (Fontes 3, 23), *perchmayster* in einer Urk. v. 1359 aus Krems (nach Uoe. 7, 666) und *perk-*

maister in einem Taiding v. 15.Jh. aus Göss (Österr. Weist. 6, 165). Vgl. auch Lexer, Mhd. Wb. 1, 186 und U-Kh. 68 b.

Niederösterr. und steirisch sind auch die Zeugnisse für *Bergrecht* 'eine vom Weinberg zu entrichtende Abgabe': *perkrecht* in einer Urk. v. 1384 aus Aggsbach (Fontes 2, 59, 66), *perchrecht* in einer Wiener Urk. v. 1357 (Uoe. 7, 518) und *perkrecht* in Österr. Weist. 6, 407, 1f. (15.Jh.). Sonst vgl. U-Kh. 68b.

Berghold. — Nach U-Kh. 68a ist *Berghold* Besitzer eines kleinen Berggutes im Gegensatz zum *Hofstätter*, der in der Ebene Haus und Gut besitzt, in Untersteiermark aber auch Weingartbesitzer, der zwischen den Weinreben Gemüse pflanzt. Die meisten der spärlichen Belege sind steirisch: *perkhold* in einigen Taidingen v. 15.Jh. aus Göss und Romatschachen (Öst.Weist. 6, 165). Im 16.Jh. erscheint das Wort in N-Ö. (Hetzmannsdorf, vgl. Öst.Weist. 7, 186, 31f.) und im 18.Jh. in Kärnten (Höfling, vgl. Steirische Taidinge, Nachträge 160). Moderne Belege von Graz und Sulmtal in der ÖMS.

(Wein)rebe. — Auf das schwache ahd. M. geht *der rëbe* zurück, das sich noch nhd. im bair. *der reb, die reben* fortsetzt. Bei *Weinrebe* hat sich dieser Gebrauch über das Md. nach Norden ausgebreitet, aber in der Schriftsprache hat das Fem. im 18.Jh. den Sieg davongetragen.

Mhd. Belege für *ein reb* bei Konr. v. Megenberg und *einen weinreben* in Codex germanicus monacensis (nach Schmeller 2, 5). Über das Fem. *reben* vgl. das niederösterr. Gloss. von Schatz 4, 39, 16 u. 196, 4.

Heute herrschen nach der ÖMS. die mittelbair. *rẽ^{b}m*, *rẽm* und *wei^{n}rẽ^{b}m*, *wei^{n}rẽm* in Oberösterreich, der Steiermark (Graz) und im Hauptgebiet von N-Ö. vor, während die altertümlichen *ui*-Mundarten im Weinviertel (bes. Pulkau) die kürzere Form *rẽ* bzw. *rö* aufweisen (dazu vgl. Hornung-Roitinger, Unsere Mundarten S. 37). Für die Behandlung des *ë*-Lautes im Burgenland sind solche Formen wie *rəim* (Eisenstadt) und *rãim* (Pinkatal) typisch. Von Tirol verzeichnet Schatz 476

rêwe, *rẹiwɛ*, *rêb* und *rẹib*, dazu *reibm* und *weinreb(m)* von Bozen und Salurn (nach der ÖMS.). In den deutschen Sprachinseln in Jugoslawien erscheint st. *e* ein *a* oder *aj* (z.B. *rābə* in Gottschee).

Über die Ableitung *Reber* (*rêwɐr*), die neben *Rebmesser* in Vinschgau (Südtirol) gilt, vgl. Schatz ib. und Schöpf 809.

Traube. — Die älteren ahd. Formen des Wortes sind schwache Maskulina. Die meisten der Zeugnisse sind bairisch, z.B. *drūpo* in Ahd. Gl. 1, 303ff. (Bib.) und *truobo* 4, 504ff. (Clm.). Mhd. Belege für *ein traub* bei Schöpf 753 und *truben* bei Schmeller 1, 640, wo auch *weintruben* angeführt wird, das später im Bair. kaum mehr gebräuchlich ist.

Das Mask. hält sich im W. und S. des deutschen Sprachgebiets besonders in weinbautreibenden Gegenden (vgl. Schmeller 1, 672, K. Wb. 67, Schatz 647 und Schöpf 753), doch fehlt auch in diesen Gebieten das Fem. nicht. Dann tritt öfters eine Bed.-differenzierung ein, indem das M. ein Ganzes von mehreren eng zus.-hängenden, einzelnen Dingen, das F. aber die einzelnen Teile bezeichnet. Heute kommt das mittelbair. *draupm*, *draum* usw. hauptsächlich in N-Ö., O-Ö., im Burgenland, aber auch in Kärnten (Umg. v. Strassburg) und vereinzelt in Tirol vor. In Imst und im Silltal gilt nach der ÖMS. *traupə*, *traụpẹ*, in Bozen *traub*, das nach Tumler S. 24 in Südtirol unbekannt ist.

Ahd. *drubilin*, mhd. *triubel* (vgl. Alanne, Oberrhein F 11) setzt sich in *Träupe(r)l* (U-Kh. 166 b), *träupile* (K. Wb. 67) und *träuppl* (Schöpf 753) fort. Mittelbairisch ist der Vokalismus in *Treiperl* (Frauendorf, N-Ö.) und in *traiplɛ* (Schatz 647). Auffallend ist *treipala* in Salurn nach der ÖMS.).

Weinbeere. — Mhd. *wînber(e)* konnte auch Neutrum sein, das noch heute mdal. zutage kommt, vgl. U-Kh. 626 u. Schöpf 809. Historische Belege für *weinper* von unserem Gebiet in Öst. Weist. 7, 137, 32 (*weinpör* Neusiedel N-Ö., 16. Jh). und 7, 93, 24 (Froschdorf, N-Ö., 1527), ferner in Tirol, Weist. 4, 57 (v. 1462) und in einer Urk. v. Aggsbach v. 1430 (Fontes 2, 59, 63). Die unbequeme Lautgruppe wird in den Maa. oft

ausgeglichen. So erscheint *waimɛr* (M.) in Südtirol, *waimpeir* in Tirol (Schatz 696), *wæmpə* in Steiermark (Oberwölz) und *waima*^{r} in Oberkärnten, wo aber K. Wb. 22 u. 254 auch die Formen *weinper* und *wainpár* belegt. Der *n*-Schwund in Wein macht sich bemerkbar in *wai*^{n}*ba*, *wāi*^{n}*ba* (N-Ö. und Steiermark), vgl. Karte 23 bei Kranzmayer. Andere Spielarten sind *wã̰ber* (Ulrichsberg, O-Ö.), *weĩnbà* (Berndorf) und *waẽwɒ* (Elsarn, N-Ö.).

Die Bed. 'Traube' ist im S. langlebig gewesen (u.a. in Tirol. L. Ordn. v. 1538); mdal. ist der Name aber auch auf mehrere Ribes-arten übergegangen.

Das Dimin. *weinberl*, das in der Steiermark auch eine Korinthe bezeichnen kann, ist im ganzen Gebiet möglich (z.B. *waimpa*^{r}*l* in Oberkärnten und *wai*^{n}*bö*^{r}*l* in Gmunden).

Weinstock. — Nur spärlich bezeugt ist *Weinstock*, das im Obd. — vom Schwäb. abgesehen — nie recht lebendig geworden ist. Im Gegensatz zu (*Wein*)*rebe* ist damit im lebendigen Gebrauch das ganze Gewächs gemeint. In unserem Gebiet sind die ältesten Belege niederösterr.: *weinstokch* in einer Urk. v. 15.Jh. aus Aggsbach (Fontes 2, 59, 254) und *weinstogk* in Öst. Weist. 7, 95, 5 (Froschdorf ·1527). Nach Ausweis der modernen Zeugnisse in der ÖMS. stimmt die Behandlung des ersten Bestandteils mit dem in *Weinbeere* überein, also *Wei*^{n}*šdog* in N-Ö., *weinštok* in Kärnten und *waẽsdog* in O-Ö. (Ulrichsberg), während Burgenland (Eisenstadt) *wã̰ə̀stəuk* aufweist.

Weinwachs. — Schriftsprachlich und mdal. veraltet ist heute *Weinwachs*, dessen urspr. Bed. 'wachsender, angebauter Wein' gewesen sein wird, dann allgemeiner 'Ort, wo der Wein wächst'. Mhd. Belege u.a. in Fontes 3, 1, 23 (Wien 1305) und in der ÖMS. (Wien, Krems und Stein). Vgl. auch Schmeller 2, 839. In Acta Tirolensia 3, 101 ercheint *weinwăx* im Sinne von 'Ertrag, Ernte' in einer Urk. v. 1525 aus Marlingen. Eigentümlich ist die Schreibung *weinbax* in Niederösterr. Weist. 4, 12, 16. Dass *b* für anlautendes *w* verwendet werden konnte, hat nach Lessiak, Die Mundart von Pernegg (PBB 28, Halle

1903, S. 124) seinen Grund in der Aussprache und Ortographie des Lateins. Das lat. anl. *b* sei auf bair.-österr. Boden vor Vokalen als *w* gesprochen worden und werde in Kärnten von der älteren Geistlichkeit noch heute so gesprochen.

Nhd. Belege für *weingewex* bei Schöpf. Vgl. auch U-Kh. 628a.

(Wein)hűter. — Schon in den frühesten Bergrechten werden *hueter* (anderswo *banwart*, *bammert* usw. genannt) angeführt, z.B. in einer Urk. v. 1340 aus Krems (nach Plöckinger, Unsere Weinhüter, in: Der Winzer, Jg. 1947, S. 142). Vgl. ferner Schatz, Gloss 1, 183, 23 u. 3, 181, 36. In dieser Bed. kommt das Wort noch bei U-Kh. 358 vor. Auch im Burgenland ist *Hiata* nach Bauer 123 bekannt, aber sonst erscheint es in der Sprache des gewöhnlichen Lebens nur noch in Zus.-setzungen.

Weinhüter ist aus *Weinberghüter* oder *Weingartenhüter* gekürzt und ist darum zunächst auf md. und ostdt. Gebiete beschränkt. In der Steiermark bezeichnete es in älterer Sprache den Beamten, der beim Zollamt die Einfuhr fremder Weine zu überwachen hatte (U-Kh. 627a). Moderne Belege für *wai^{n}hiətɒ* usw. (N-Ö.) und *wein(perg)hi^{a}tr* (Kärnten) in der ÖMS.

Saltner. — Das geographische Korrelat von *Hüter* in Tirol ist *Saltner* 'Wald-, Feld- u. Weinbergshüter', das über oberitalien. *saltar(o)* oder dessen rätoroman. Entsprechung auf mlat. *saltuarius* zurückgeht (zu lat. *saltus* 'Waldgebirge, Viehtrift'). Mhd. Belege bei Lexer 2, 586 und Schatz 503. Von der grossen Produktivität des Wortes zeugen in einer Urk. v. 1525 aus Marlingen (Acta Tirolensia 3, 101) *saltnerey* 'Weinzins', *vorsaltnerey*, *saltnereywein*, dazu *saltnerlon* (Meran 1525) und *wimmetsaltner* 'Hüter der Weinlese' bei Schatz, Gloss. 51, 11. Vgl. auch Schöpf 578. Moderne Spielarten wie *sâltnər* in der ÖMS, dazu *sâlpmer* in Neuphilol. Mitt. Jg. 1941 S. 27 f., in denen Öhmann den Entlehnungsweg des Ausdruckes eingehend behandelt und darauf aufmerksam macht, dass er in der benachbarten Ostschweiz, die ihn wahrscheinlich ziemlich spät aus

dem Deutschtirol übernommen hat, kein Weinbauausdruck ist (vgl. die Zeugnisse im Schweizer. Idiot. 7, 871).

Weinpropst. — Im ältesten dt. Urbar d. bischöflich freisinger Güter in Tirol (in Fontes 2, 36, Ss. 591 u. 596, etwa von den Jahren 1310 u. 1360) erscheint *wein praust* (*prepositus vini*) 'Aufseher über den Weinbau'. Schmeller 1, 467 belegt *Wein-Prôbst* in einer Urk. v. 1515 aus Donaustauf. Später habe ich das Wort nicht mehr belegt. Über die Herleitung des *Propst* über vulgärlat. *propositus* aus lat. *praepositus* s. Kluge-Götze.

Pergl(ein). — Fremden Ursprungs ist auch *Perglein* 'Stangengerüst im Weinberg, in Lauben gezogene Reben', das Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1909) in einer Urk. v. 1420 aus dem Etschtal bezeugt. Öhmann, a.a.O. S. 29 führt es mit Tumler (a.a.O. S. 12 f.) auf italien. *pergola* (zu lat. *pergula* 'Vorbau, Veranda') zurück. Sachlich vgl. Weinbaulexikon S. 582 (s.v. *Pergelerziehung*). Schon im 16.Jh. kommen Formen wie *pergel*, *pergl* vor, z.B. in Acta Tirolensia 3, 64 (vgl. auch Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol, München—Berlin 1927—1934, S. 105), die noch heute bes. im Etsch- und Eisaktale fortleben (s. Schatz 62 u. Schöpf 37). Die ÖMS. belegt *Prglən* merkwürdigerweise auch von Osterwitz i. Lavanttal (Kärnten), wo sonst nur viele topische Benennungen, die mit *wein* zus.-gesetzt sind, auf früheren Weinbau hindeuten (vgl. K. Wb. 254).

Vorhaupt. — Als Winzerwort erscheint *Vorhaupt* 'vor einem Weingarten oder Acker (gleichsam als Kopf desselben) liegendes Stück Boden' bei Schmeller 1, 1144: *es soll auch ein jeder an den fürhäpern seines weingartens kain zausse mit auf wachsen lässen* (Kaltenbäck 150, 5). Öst. Weist. 6, 410 bezeugt *fürhaubten* in einer Urk. v. 15.Jh. aus Steier im Sinne von 'letzte Reihe Reben, die den Weinberg einsäumt'. In derselben Sammlung (9, 133, 20 f.) erscheint (*den*) *fierhäpern* in einer niederösterr. Urk. des 16.Jhs. Zu beachten ist, dass die Verbindung *pt* als Ausl. von Stammsilben im Dt. erst sekundär

ist und in der Volkssprache selten ausgesprochen wird, so dass der eine oder der andere der beiden Konsonanten weichen muss. Noch heute scheint das Wort lebendig zu sein, aber die Belege in der ÖMS. beziehen sich nicht auf den Weinbau.

Gfinnen. — Fremden Ursprungs ist *Gfinnen*, *Gfingen* 'Zwischenstreifen zwischen den Rebenfeldern', das Stolz, a.a.O. S. 105 in einer Tiroler Urk. v. 1591 bezeugt. Es ist aber anzunehmen, dass der Ausdruck schon vor dem Ausgang der mhd. Zeit übernommen worden ist. Zugrunde liegt nach Schatz 211 italien. *confine* 'Grenze' (zu lat. *confinium* 'Grenzscheide'). Im Überetsch hat has Wort sich nach Tumler 14 gut erhalten.

Jaufen. — In den Tirol. Weist. 4, 150, 3 erscheint *jaufen* 'Weinbergstecken, Stange für Weingärten', das nach Schatz 316 auch einige Zus.-setzungen gebildet hat, z.B. *jaufenparten* 'Beil' und *jaufenholz* 'Holz für das Joch' (bei Zingerle 329). Schmeller 1203 führt das Wort, das sich nur als Name verschiedener Berggruppen namentlich in Tirol erhalten hat, auf roman. *giuf*, *giovi* (lat. *jugum* 'Joch') zurück.

Lien. — Ahd. *liola* (Graff 2, 210: *vitis alba*), mhd. *liel(e)* ergibt nhd. *Liele* 'Waldrebe', das in verschiedenen Spielarten besonders in Österreich langlebig gewesen ist.

Schmeller 1481 belegt *liela* in Codex latinus monacensis (1415.Jh.), aber noch im J. 1937 erscheint *liɛla* in Tiroler Heimatblätter S. 288 (nach Schatz 390). Schmeller führt auch die Form *Lien(en)* F. (*leə-n*, Dim. *leə-l*) an in der Bed. 'Ranke, Rebe, bes. Waldrebe'. Marzell, Wb. d.dt. Pflanzennamen 1, 1047f. bezeugt das Wort in folgenden Varianten: *Liene* (Salzburg und O-Ö.), *Lian* (O-Ö), *Lieln* (Salzburg), *Liadn* (Oststeiermark), *Lülga* (Krems), *Jilgen* (Marbach b. Pöchlarn), *Jüln* (N-Ö.), *iɒlis* (Bucklige Welt, das südl. Randgebiet von N-Ö.). Die meisten Belege datieren aus dem 19.Jh. Dazu *Liere* in U-Kh. 440a. Die lautliche Entwicklung dieser Formen ist noch nicht völlig aufgeklärt.

Rasel. — Unsicherer Herkunft ist das Südtiroler *Rasel* N. (Pl. *-n*) 'Rebensetzling, Wurzelrebe, junger Rebzweig' (vgl.

Stolz, a.a.O. S. 106). Nach Schöpf 535 liegt hier ein Dim. von *Reis* vor; er denkt aber auch an got. *reisan* 'emporschiessen'. Noch weniger wahrscheinlich ist das von Tumler 22 vorgeschlagene lat. Verb. *radere*, weil mit *rasilis* bei Plinius 17, 23, 206 nur der eingepfropfte Zweig gemeint ist (vgl. auch *rasella* F. im Cimbr. Wb. von Schmeller, ferner friaul. *råzul* u. mail. *rázel* bei Meyer-Lübke 7082). Heute ist das Wort nach der ÖMS. wenigstens in Salurn und in der Umgebung von Bozen bekannt.

Stellaun. — Die ältesten Belege für *Stil(l)aun* 'längere Querstange in den Weinbergen' stammen aus dem 16. u. 17.Jh. (Acta Tirolensia 3, 145 u. eine tirol. L.O. v. 1603); die Entlehnung aus italien. *stellone* 'Stiel, zu Latten gespaltes Holz' muss aber viel früher stattgefunden haben. Noch heute ist *steláun*, *staláun*, *stillaun* besonders im Etschtal gang und gäbe (vgl. Schatz 600 und Schöpf 706). Nach wie vor ist es vor allem der Meraner Gegend eigen, während in der Bozner Gegend *Guntanell* üblich ist. Die ÖMS. hat aber für *stalláun*, *stillaun* mehrere Belege auch von Bozen. Vgl. auch Stolz, a.a.O. S. 106.

Jauch. — Zu ahd. *joh* gehört ahd. *giuh*, mhd. *jiuch* (vgl. Alanne, Oberrhein F 29), ein grösseres Flächenmass, das eigtl. 'soviel Land man mit einem Joch Ochsen an einem Tag zu pflügen vermag' bedeutet. Als Winzerwort erscheint *jewch* in einer Urk. v. 1378 aus St. Florian (in Uoe. 9, 381), *jeuch* in einer Urk. v. 1382 aus Aggsbach (Fontes 2, 59, 57) und *ieuch* in Fontes 2, 55, 26 (Göttweig 1470). Zingerle verzeichnet die Form *iouch* in Urbaren der Grafschaft Tirol (Fontes 2, 45, 124, Ende 13.Jh.). Dazu *jauch* in Tirol. Weist. (nach Schatz 316) und in einem steir. Taiding v. 15.Jh. (Öst. Weist. 6, 246). Schatz belegt ferner *joich* vom Brixental und *juich* (Flurname) von Thaur. Im Zimbr. gilt *jeuch*.

Mit *Jauchert* gehört das Wort heute der älteren Sprache an. Neben dem dekadischen Massystem wird immer noch *Joch* (= 57, 55a) verwendet.

Manngraben. — An mlat. *fossatus viri* erinnert *man(n)gra-*

ben 'eine Weinbergfläche, die ein Mann an einem Tage umgraben kann' (vgl. Alanne, Oberrhein F. 48), das in mehreren Südtiroler Urkunden des 15.Jhs. erscheint, u.a. bei Zingerle 31, 245. Weitere Belege bei Schmeller 1, 1603, Schatz 413 und in Tirol. Weist. 58, 38 u. 114, 39. Heute ist der Ausdruck (= 3, 6 a) höchstens am Bodensee üblich.

Quartal. — Ein kleineres Flächenmass war auch *Quartal* '1/4 eines grossen Flächenmasses bei Weingärten'. In Öst. Weist. 6, 411 erscheint es als *quartall* in einer steir. Urk. v. 15.Jh. In seiner Grösse war es wohl vom *Viertel* (= 1/4 Morgen) nicht zu unterscheiden, aber auch diese Masseinheit ist bei weitem nicht überall gleich gross gewesen. Im Burgenland wird es nach Bauer 42 zu 28,78a berechnet.

Die kürzere Form *quart* kommt als Flächenmass in Öst. Weist. 6, 407 (15.Jh.) vor.

Rahe, Rählein. — Ahd. *raha* 'Stange' ergibt mhd. *rahe* sw. F., das auch ein Flächenmass bes. für Weingärten war. Nach U-Kh. 487b bezeichnete es einen Rebengrund von 1/4—1/8 Joch. Die mhd. Belege für *rahe, rächlein* und *rechel* stammen aus einigen Urkunden aus der Wiener Gegend (u.a. in Uoe. 9, 179). Später war *Rählein, Rachel* auch ein Holzmass, vgl. Schmeller 2, 81 u. U-Kh. ib.

II. Die Weinbergsarbeiten und -geräte

a) *Das Schneiden der Reben*

Raggaun. — Vor der Einführung der Rebschere wurde zum Rebschnitt das Winzermesser benutzt. Die Bezeichnung dieses Gerätes kommt in Tirol meistens als *raggaun* vor (wegen *Rebmesser* und *Reber* s. oben S. 119). Verschiedene mhd. Spielarten bei Zingerle. Zugrunde liegt nach Öhmann, a.a.O. S. 29 entweder italien. *roncone* oder rätoroman. friaul. *ronkone* 'Rebmesser'. Moderne Belege für *ra̧ggáun* (Oberinntal, Welschnofen) und *rouggaun* (Etsch, Lusern, Zimbr.) bei Schatz 476.

b) das Pfählen

Stecken. — In unserem Sinne wurde *Pfahl* (*pfaul* in Cgm. 4902, v. 1429) in Alt-Bayern meist durch *Stecken* ersetzt. Die Belege für *Weingartstecken* sind sehr spärlich (vgl. Acta Tirolensia 3, 145), aber *steckchen* kommt sowohl als Subst. als auch als subst. Inf. in zahlreichen mhd. Urkunden vor, u.a. in Fontes 2, 59, 254 (Aggsbach 1430), 2, 55, 153 (Göttweig 1416), Öst. Weist. 8, 214 (Retz, N-Ö.) und 6, 409 (steir.). Vgl. auch U-Kh. 571a, Schatz 600, Schöpf 704 u. 809 und K.Wb. 239. Unter den modernen Belegen für *šdę̔kn* verzeichnet die ÖMS. auch *štę̔kɒ* von Salzburg, *štę̔kh* von Lusern und *štakh* von Gottschee. Dazu *Stëick'n* im Burgenland (nach Bauer 57). Wegen des Tiroler Wortes *Jaufen* s. oben S. 123.

c) *Die Bodenbearbeitung*

Haue, hauen. — Mhd. *houwe* sw. F. erscheint als *hau(e)n*, *hawn* in mehreren niederösterr. Urkunden des 15. u. 16. Jhs. Moderne Belege für *hau*^{n}, *ha*^{o}*n*, *`hau*^{n} und *hą̔ǫ̔* in der ÖMS. In Pfongau (Salzburg) gilt *haõ*. In Kärnten ist das auslautende *e* erhalten (vgl. Hornung-Roitinger 98) und zwar im Oberland als *e* (*Haue, Hāwe*) und im Unterland als *a* (*Haua*). Die Tiroler Form ist *hauɛ* oder *hau* (Schatz 282, Schöpf 249). In der Mittel- und Untersteiermark versteht man darunter die Bearbeitung des Weingartens mit einer Haue und deren Zeit (U-Kh. 332a).

Der diminutivfreudige Süden macht sich in Formen wie *haĩdl̥* (Ischl) und *haiɛlɛ* (Tirol) bemerkbar.

Mhd. *houwen* kommt als Verb in einer Urk. v. 15. Jh. aus Steier (Öst. Weist. 6, 408: *weingart hauen*) und als Name der Weingartenarbeit in Fontes 2, 59, 254 (Aggsbach 1430: *hawn*) und 2, 55, 27 vor (Göttweig 1470: *hawen*). Heute ist *hau'n* die Normalform (ÖMS., K. Wb. 135, Schatz 282 u. Schöpf 248), daneben gilt in Tirol *haud'n*.

d) *Die Weinlese*

LESEN, (WEIN)LESE. — Mhd. *lësen* (schon ahd. *lësan* 'auswählend sammeln') erscheint in unserem Sinn als Verb oder subst. Inf. in vielen niederösterr. Urkunden des 14. u. 15.Jhs., z.B. in Fontes 2, 59, 114 (Aggsbach) u. 2, 55, 27 (Göttweig) und in Uoe. 7, 391 (Krems), später auch in der Steiermark (Gleisdorf 17.Jh. vgl. Öst. Weist. 6, 217, dazu *lösen* in einem Taiding v. 1638 aus Fall (im Drautal, westl. v. Marburg), vgl. Steirische Taidinge S. 244. Zahlreiche moderne Belege in der ÖMS. Alt ist auch *Weinlesen*, u.a. bei Konr. v. Megenberg 350 (Pf.) und überraschenderweise auch in Tirol (Urbare der Grafschaft Tirol, S. 121, Ende 13.Jh.). Fall (Steir. Taidinge 230) weist *weinlösen* auf.

Nach D. Wb. 14, 1, 960 ist *Weinlese* F. zuerst in Wien im J. 1453 bezeugt (Dipl. habsb. 42) und ist also älter und verbreiteter als einfaches *Lese*. Lange war das Wort auf den obd. O. beschränkt — nur md. und ostobd. hat *Wein* auch die Bed. 'Rebe, Traube' — und verdankt seine ganze Entwicklung der Schriftsprache. In der ÖMS. ist es nur spärlich belegt (*Wai^{n}lès* in Gerolding N-Ö. und *Weinlése* in der Umgebung von Strassburg, Kärnten).

Mit dem alem.-schwäb. Suffix *-et* gebildet ist *Weinleset* M., das in Ecks Bibel (v. J. 1558) für Luthers *Weinernte* steht.

Wegen der anderen geogr. Korrelate des *lesen* im Obd. vgl. Alanne, Oberrhein E 4f.

WIMMET, WIMMEN. — Über die Entlehnung des ahd. *windemôd*, *wintemôd* M., das schon früh bis ins Ostfrk. vorgedrungen war, aus lat. *vindemia* vgl. Alanne, Oberrhein E 6. Später kommt bes. auch das Bair.-österr. in Betracht. Schmeller 2, 912 und die ÖMS. bezeugen *wynteme* in Cgm. 4206, *winemod* in einer Tiroler Urk. v. 1361 in Fontes 34, 532, *wimmôd* in MB. 7, 183, *wymat* in einer Welschtiroler Urk. v. 1423 und *wymadt* von Maretsch im J. 1495. Dazu *wimmat* in Tirol. Weist. 4, 56 und *wimmadt*, *wymmat* in Acta Tirolensia 3, 43. 64. 100. 144. Vgl.

auch Schöpf 816. Mit Recht sieht Frings, Germania Romana S. 274ff. hier einen nachrömischen italien.-gall. Einbruch ins Oberrheingebiet.

Nach D. Wb. 14, 2, 225 ist *Wimmet* (heute gewöhnlich N. oder F.) zu *wimmen* (s. weiter unten) eine ähnliche Bildung wie *Heuet*. Von den modernen Südtiroler Spielarten erscheint nach der ÖMS. *wimmet* in Bozen, Fendels und Schlanders, *wimɒt* in Lusern (auch in der Bed. 'Oktober') und Salurn, das auch *wĩmɒt* aufweist. Ausser im Tirol. kommt das Wort heute in verschiedenen Varianten nur noch in der Ostschweiz, im Schwäb. und am Bodensee vor.

Lat. *vindemiare* ergibt ahd. *windemôn*, mhd. *win(de)men*, *wimmen* 'Weinlese halten'. Altbair. Belege für *wintement* in Cgm. 17f 20. In Tirol gilt die kontr. Form *wymen* schon im J. 1344 (nach Stolz, a.a.O. 3, 2, 39). Mehrere Belege für *wymmen* v. 16.Jh. in Acta Tirol. 3, 64. 147 und bei Schöpf 706. Heute ist *wimmen* die gewöhnliche Form in Tirol. In anderen Spielarten erscheint das Wort in der Ostschweiz und am Bodensee.

Die ältesten mir bekannten Tiroler Belege für das nomen agentis *wimmer* datieren aus Acta Tirolensia (S. 100: *wemmer* und S. 43 die Zus.-setzung *wymmerlon*, beide aus d. J. 1525). Vgl. auch Schöpf 816 und Schatz 706. Sonst ist das Wort heute nur als Fam.-name üblich, weil zur Lese meist weibliche Arbeitskräfte herangezogen werden.

FECHSEN. — Schon mhd. wird *vehsen(en)*, *vessen(en)* 'einernten' (damit vgl. ags. *feccan*, e. *to fetch*) oft auch als Winzerwort verwendet. In einer Urk. v. 1351 aus Klosterneuburg (in Uoe. 7, 269) lesen wir: *den wein lesen und vessen*. Dieselbe Form in Öst. Weist. 8, 967 (Nieder-Loiben, N-Ö. 1427). In Fontes 3, 285 erscheint das Part. Perf.: *von dem gefexneten most* (Krems 1745). Dazu *eingefexnet* bei Schöpf 135 (1726). Ferner vgl. Schatz 17 u. U-Kh. 229. Nach Schneller 1, 767 gehört *fessen* der älteren Sprache an; in Österreich ist *fechsen* und bes. das Subst. *Fechsung* auch als Winzerwort noch gang und gäbe.

SPIEGELN. — Bereits vor der mhd. Zeit ist *spiegeln* 'Nachlese halten' übernommen worden. Zugrunde liegt italien. *spigolare* (zu lat. *spica* 'Ähre'). Auch im Deutschen war das Wort wohl zunächst auf den Ährenleser beschränkt. Näheres über die Entlehnung bei Öhmann, a.a.O. S. 18f.

Nach Schöpf 688 heisst es bei Johann Ursus (16.Jh.): *an der Etsch heyst racematio spiegeln, racemus ein spiegel, ein übersehener traub am ablesen.* Noch heute bedeutet nach Schatz 585 *spîgln* (an der unteren Etsch *spiəglɛn*) im Etsch- und Eisaktal 'Traubenreste lesen, Getreide- und Obstreste sammeln'. Ferner belegt Schmeller 2, 660 das Subst. *Spiəgle* 'Nachlese im Weinberg' von Feldkirch (Vorarlberg). Merkwürdigerweise herrscht das Verb auch im Oberelsass und Westschwäb. vor (vgl. Alanne, Oberrhein E 10 f.). Schwierigkeiten macht der Vokal (*spegle*^{n}).

Wie in Schwaben (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. 5, 1499) weist das Wort auch in Österreich eine reiche landschaftliche Synonymik auf. Die ÖMS. hat nur moderne Belege für *Nachlëse, Afterlëse, Nachwimmet, (Lës)kerne s̊uchen* und *(Lës)peren s̊uchen.* Dagegen erscheint das burgenländische *leskornen* (*lëiskåana*) nach Bauer 73 schon in einer Weingartordnung v. 1567.

e) *Das Veredeln*

P(F)ELZEN. — Einer der wenigen römischen Ausdrükken, die die südd. Maa. über Südgallien erhalten haben, ist ahd. *belzôn, pelzôn*, mhd. *bëlzen* 'pfropfen', das über galloroman. **impeltare* auf lat. *pelta* 'leichter Schild in Halbmondgestalt' zurückgeht (s. Et. Wb.). Über das Nebeneinander von *pelzôn* und dem späteren österr. *pfelzen* vgl. Frings, a.a.O. Ss. 70, 72 u. 168 und Öhmann, Zur inneren Chronologie der hd. Tenuisverschiebung, S. 451. Wegen der ahd. Vorstufe **peltôn* vgl. Schuchardt, Die Wortgeographie von 'veredeln' (in: Zeitschr. f. Mundartforschung, Jg. 20, S. 8ff.).

Im Bair. bedeutet das einfache *pelzen* gewöhnlich 'setzen,

pflanzen', so schon in Heinrichs Tristan 6824: *wînreben - - - pelzen.*

Die ÖMS. bezeugt *pfelzen* in mehreren oberösterr. Spielarten, aber die Belege beziehen sich meistens auf den Obstbau. Auffallend ist, dass das oberösterr. *ǫi*-Gebiet (im Gegensatz zu Kranzmayer, Karte 4) Formen wie *pfǫitsn* (Mühlheim), *pfäˡzn* (Oberwang) und *bfäˡzn, böltzn* (Gmunden) aufweist. Dazu kommt, dass *pfelzn* auch im südl. Salzkammergut gilt. In N-Ö. herrschen *pölzn* und *böizn.* In Rappoltenkirchen ist aber auch *pölzen* möglich. Ferner gilt die Form mit *-l-* in Pernegg. Nach der obenerwähnten Karte sollte *-ęl-* Ober- und *-ǫ̇l-* Mittel- u. Unterkärnten eigen sein; *pölzen* erscheint aber auch in Rangersdorf (dazu vgl. K. Wb. 21). Die Tiroler Form ist nach Schatz 59 *pelzn* oder *palzn* (Oberinntal), was mit der Karte übereinstimmt. Die letztere Form ist auch in Gottschee üblich. In Südtirol gilt wieder die Bed. 'pflanzen'.

Im Sinne von 'Pfropfreis' erscheint *pelzer* in einer Urk. v. 15.Jh. aus Steier (Öst. Weist. 6, 409) und in Niederöst. Weist. 607. Sonst vgl. K. Wb. 21 (*pelzar*) und Schatz 59. Moderne Zeugnisse in der ÖMS.

IMPTEN, IMPFEN. — Bezüglich der Herleitung des ahd. *impitôn* aus ostfrz. *impodare*, mlat. **imputare* (zu mlat. *impotus* 'Pfropfreis') und des ahd. *imphôn* aus ostfrz. *emper*, mlat. **imp-(ə)are* vgl. Alanne, Oberrhein F 55. Im schwäb.-bair. *im(p)ten* sieht Frings, a.a.O. 61 ein Lehnwort aus dem Mittelrheingebiet, während Jud, Zeitschr. f. roman. Phil. Jg. 1917, S. 12ff. es auf altnorditalien. **imptare* zurückführen möchte. Vgl. auch Schuchardt, a.a.O. S. 8ff.

Nhd. *impfen* wird fast nur noch im medizinischen Sinn verwendet. Von Fieberbrunn (in der Nähe von Kitzbühl) bezeugt die ÖMS. *an Bam impfen.* Das schwäb. *im(p)ten* lebt noch in der Obstbausprache des bad. Bodensees weiter. In unserem Gebiet belegt Schatz 310 *impte* vom alem. Tannheim (an der schwäb.-tirol. Grenze).

III. Die Weinbehandlung

a) *Das Pressen*

(Wein)presse, pressen. — Die Entlehnungsbahn des mlat. *pressa* steht nicht fest. Wegen der übertragenen Verwendung des ahd. *phressa* bei Notker s. Alanne, Oberrhein A 653. Später ist mhd. *presse* oft in bair.-österr. Quellen bezeugt, z.B. in Fontes 2, 59,114: *peÿ der presse* (Aggsbach 1392) 2, 55, 945: *press* (Göttweig 1404) und Uoe. 7, 391: *ab der presse* (Krems 1354). Ferner vgl. Öst. Weist. 6, 409 (Steier 15.Jh.), 8, 1054 (Ebersdorf 1491) u. 10, 247: *pröβ* (Fall 1638). Dazu *press* bei Schatz, Gloss. 624. Frühnhd. (bair.) Belege im D. Wb. 7, 2103 (Aventinus 1, 389, 17, Albertinus 2, 28). Vor Erfindung des Buchdrucks hat das Wort stets die Bed. 'Weinpresse'. Moderne Belege in der ÖMS. und bei Bauer 23. Nach Schmeller 1, 471 und U-Kh. 115b kann damit auch der durch Pressen erhaltene Most gemeint sein, dazu vgl. *pressach* N. im K. Wb. 41. In Tirol und Vorarlberg ist das Wort kein Weinbauausdruck (vgl. Schatz 108, Schöpf 517 und Jutz, Vorarlbergisches Wörterbuch, Wien 1955).

Die Mundarten des alten Weinlandes verwenden *presse* heute meist ohne den verdeutlichenden Zusatz. Die ÖMS. bezeugt *wai^{n}près̀s* u.a. von Tullnitz und Gerolding (N-Ö.).

Erheblich später ist das unverschobene ahd. *pressôn, pressan* (mlat. *pressare*) übernommen worden. Altbairischer Beleg für *pressôn* in Ahd. Gl. 1, 40, 26 (Pariser Hs. des Keronischen Glossars). Mhd. erscheint *pressen* oder *prezzen* als subst. Inf. in Fontes 2, 36, 608 (Oberkrain c. 1360) und als Verb in Fontes 2, 18 (v. 1384). Ferner vgl. Schatz, Gloss. 624. Frühnhd. Zeugnisse in Fontes 3, 1, 190 (Krems u. Stein) und bei Albertinus 2, 28. Dazu *brössen* in Steir. Taid. 246 (Fall 1638). Auffallend ist *auspressen* in Acta Tirolensia 3, 64 (Innsbruck 1525), aber in der Urkunde ist auch *torgkeln* als häufende Verdeutlichung hinzugefügt.

Heute ist *brèssn, brèssn* nach der ÖMS. wenigstens in N-Ö., O-Ö. und im Burgenland ganz allgemein.

Torkel, torkeln. — Über die Entlehnung des ahd. *torcul* N., *torcula* F. 'Kelter' über rätoroman. *tuorkel* oder oberitalien. *torchio* aus lat. *torculum*, mlat. *torcula* vgl. Alanne, Oberrhein A 647. Schatz, Bair. Grammatik S. 52 erwähnt mehrere altbair. Zeugnisse für *torcula*, u.a. in Ahd. Gl. 2, 636, 7 (Tegernseer Clm.), 2, 251, 51 (Bib.) u. 1, 670, 55 (Gregors Dialogi). Die mhd. Belege für *tork(e)l, torg(g)l, torgkl* stammen hauptsächlich aus Tirol (*gg* ist als unbehauchtes *k* zu lesen), vgl. Meinhard 2, Urbare der Grafschaft Tirol 121 (v. 1288), Zingerle 46, 46 (1486) und Stolz, a.a.O. 3, 1, 9 (1318). Dazu im 16.Jh. Acta Tirolensia 3, 43 u. 64 (Meran u. Innsbruck) u. Stolz 105. Lexikalisch erscheint das Wort bei Schöpf 747, Schmeller 1, 620, Schatz 643 (Südtirol), vereinzelt auch bei U-Kh. 162 (liter. Beleg v. 1738). Sonst gilt es heute in der Ostschweiz, in Südschwaben und am bad. Bodenseeufer.

Viel weniger ist das entsprechende Verb, mhd. *torkeln*, bezeugt und dann oft mit einer häufenden Verdeutlichung. Schon oben (S. 131) wurde die Stelle in Acta Tirolensia 3, 64 angeführt: *auspressen oder torgkêln*. Im Bair. wurde dazu gelegentlich *austorken* neu gebildet (s. Lexer 2, 1467). Sonst vgl. Schöpf 747 und Schatz 643. Im Etsch- und Eisaktale hat *terggeln* die Bed. '(bes. im Herbst den neuen Wein) trinken'.

Spärlich sind auch die Belege für die Ableitungen und Zus.-setzungen mit *Torkel*: Schatz belegt das nomen agentis *torggler* v. 1699 aus Bozen und Schöpf *torgklgeschirr* 'Keltergeräte' in einer L. Ordn. v. 1516.

Kelter. — Das schriftsprachliche *Kelter* geht auf *calcatura* zurück, das nach Frings 72 ein Reliktwort des am mittleren Rhein ausgestorbenen Lateins ist. Näheres über die Herkunft des Wortes bei Alanne, Oberrhein A 649.

Früher war das Wort auch unserem Gebiet nicht fremd. So erscheint ahd. *calcatur* in Cgm. 1119 und die daraus durch Zurückziehung des Akzents entstandene Form *kaltur* in MB.

25, 148. 153 (14.Jh.). Dazu *kaltür* in MB. 41, 476. Eine andere Entwicklungsstufe liegt in *kelker* vor (im Pelzbuch Gottfrieds von Franken, dessen Hss. im 14. u. 15.Jh. am eifrigsten im bair.-österr. Kulturraum benutzt wurden. Sehr fraglich ist, ob der Ortsname *Kaltern* in Südtirol herangezogen werden kann (vgl. Tumler 26).

WINDEN. — Einer der wenigen einheimischen Ausdrücke für »keltern» war *winden*, die deutsche Entsprechung von *torquere*. Schon ahd. wird *torcla* von *winda* glossiert, vgl. Ahd. Gl. 3, 210, 70. Zu den späteren fränkischen Belegen von Nordbaden und Nord-Württemberg bei Alanne, Oberrhein A 654 gesellt sich ein bairischer: *iren wein winden uf der kaltür* (MB. 41, 476).

Etwas zahlreicher waren die Zeugnisse für die gleichbed. Zus.-setzung *Windhaus*. Schmeller 2, 948 belegt *winthus* in Cgm. 17 und *Winthaus* in Gem.Reg. Chr. (v. 1511).

PRAIL. — Der Kelterbaum heisst im Etschtal *Prail* M. (vgl. Schatz 106 u. Schöpf 515). Zugrunde liegt nach Öhmann, a.a.O. S. 29 die rätoroman. Entsprechung des lat. *prelum*. Trotz fehlender Bezeugung im Ahd. u. Mhd. muss der Ausdruck kurz nach der zweiten Lautverschiebung ins Tirol. übernommen worden sein.

PRASCHLET. — Zu mhd. *brësten* 'brechen, reissen' gehört *Praschlet* F., das in Südtirol die zum Auspressen im grossen Fass gesammelten Trauben oder Traubenmaische bezeichnet. Die Formen *prastlar*, *prastlackh* erscheinen in Acta Tirolensia 3, 64 (Innsbruck 1525) und die Zus.-setzung *praslatwein* in einer Urk. v. 1508 (nach »Schlern», Jg. 1948, S. 333). Schatz 103 erwähnt die folgenden modernen Spielarten: *prąschlɛt*, *prąschglɛt* und *prąschgl* (Etsch), während *prastlat* schon veraltet ist. Im grossen und ganzen handelt es sich hier um das Tiroler Korrelat des südwestdt. *Sack* (dazu *Sackwein*, vgl. Alanne, Oberrhein E 17 ff.). Tumler 30 belegt allerdings *sackwein* bei Osw. v. Wolkenstein, Ged. 3, 2, 19 im Sinne von 'kraftvoller, durch übermässiges Filtrieren verdorbener Wein'; gemeint ist aber *seigwein* (ahd. mhd. *seiger wîn*), das vom Sackwein oft schwer zu trennen ist, vgl. Alanne, Oberrhein E 36.

Trester. — Die Kelterrückstände von Trauben oder von Obst heissen in unserem Gebiet gewöhnlich *Trester* (wegen der Herkunft und südwestdt. Verbreitung vgl. Alanne, Oberrhein E 16). Altbair. Belege für *trestir* und den Dat. *trestirun* in Ahd. Gl. 1, 641, 42 u. 2, 603, 4. Die Zeugnisse für mhd. *trester* in Öst. Weist. stammen aus Steier (6, 407, 15.Jh.), Göss und Romatschachen (6, 165, 15.Jh.). Dazu Schatz, Gloss. 2, 898 (*tröster*).

Heute gelten nach der ÖMS. in N-Ö. solche Formen wie *drēsdɒ, dresdaᵊn* und *treïsdan*, in O-Ö. *drẹ̄sdan* (Linz), in der Steiermark *treⁱstern*, während Tirol *trȫschtɒrn* (Pustertal), *dröschtern* (Fendels), *trö¹stər* (Bozen) aufweist. Nach Hornung-Roitinger 103 u. 110 erscheint inlautendes *st* als *scht* nicht nur in Tirol, sondern auch in Westkärnten. Ferner vgl. Schatz 649, Schöpf 755, Bauer 79 und U-Kh. 171, wo auch die Ableitung *Tresterach* 'ausgepresste Weinbeeren und Weintraubenhäute' angeführt wird (dazu vgl. *pressach* oben S. 131).

Treber. — Historische Belege für das gleichbed. *trebern* in Öst. Weist. 12, 1, 427 (Freistadt O-Ö. 1447) u. 7, 184 (Hettmannsdorf N-Ö., 1580) und für *tröber* bei Schatz, Gloss. 1, 183. Die Verbreitung des Wortes geht über das ganze dt. Sprachgebiet (vgl. Alanne, Oberrhein E 14 f), wozu vor allem die Bibelstelle Luc. 15, 16 beigetragen hat. Wo es dabei den Bereich von *Trester* trifft, herrscht heute oft die Bed. 'Malzrest' (vgl. Schmeller 1, 640).

Die ÖMS. belegt von N-Ö. solche Formen wie *drēwɒ, trewaᵊn* und *drẽ̄wãn*, von O-Ö. *drẹ̄wɒn*, vom Burgenland *trewen, trãiwɒ*, von Kärnten *tröbr* und von Südtirol *trobarn*. Nach Schatz 647 gelten in Tirol *trɛiwɐr* und *trẹwo*.

b) *Die Gärung*

gären, jesen. — Über die Entstehung des nhd. *gären* aus ahd. *jesan* 'gären' und *jerian* 'gären machen' vgl. Alanne, Oberrhein E 19. Das letztere liegt in der Part.-Form *gaieritiu* vor (Ahd. Gl. 2, 97).

Mhd. Belege für *jesen* bei Schmeller 1, 1210 (Helbling 3, 76 usw.). Heute gehört es in Bayern der älteren Sprache an, setzt sich aber in Ober- und Oststeiermark, Tirol, z.T. auch in N-Ö. fort. Die ÖMS. bezeugt von Steiermark *jẹsn* (Mettersdorf), *jẹ̄sn* (Bruck), *jösn* (Graz) und *jēstn* (Kapfenberg). Die letztere Form gehört zum Verbalsubst. *jäst* 'Gärung, Gärschaum' (s. Schmeller ib. u. 955, wo auch *gesten* und *gisten*). In Tirol gilt *jêsn* im Pustertal, *jẹisn* im Defereggen-Tal und *jẹisɛ* im Paznaun-Tal (vgl. auch Schatz 317), während Gottschee *jāžn* aufweist. In Mühlheim und vielleicht auch anderswo ist das Verb unbekannt; man sagt dafür *arbeiten* (vgl. e. *work* in derselben Bed.).

Als starkes Verb entwickelt *gären* (s. Schmeller 1, 931) die 3. Pers. des Präsens *gi(e)rt*, die seinerseits einen Inf. *giren* erzeugt.

Hefe. — Wegen der eigtl. Bed. des ahd. *hefo* M. und der späteren Genusschwankungen, die durch den überwiegenden Gebrauch im Pl. hervorgerufen sind, vgl. Alanne, Oberrhein E 21.

In unserem Gebiet belegt Schmeller 1, 1141 *heven* in Cgm. 17 und *hephen* in Cgm. 64. Die ahd. Nebenform setzt sich in *hepfen* (Münch. St. R. 69) fort.

Die modernen Zeugnisse für *hėfn*, *häffm*, *höpfə* usw. in der ÖMS. sind sehr spärlich, vgl. auch K. Wb. 143 (*höpf*, *hepf*), Schatz 285 (*heffɛ*) u. 289 (*hẹpfɛ*). Als Mitbewerber kommen im Bair.-österr. nach Teuthonista, Jg. 1, S. 68 ff. namentlich *Gerben*, *Geläger* und *Trieb* in Betracht. Über *Dros* vgl. weiter unten.

Die erweiterte Form, ahd. *hevilo* M., mhd. *hevel(e)* M., *hebel* N. (z.B. bei Zingerle 45, 260 aus d. J. 1474, vgl. auch Schmeller 1, 1057) bedeutet 'Sauerteig' und ist nach der ÖMS. noch jetzt stellenweise in Tirol bewahrt.

Dros, Drusen. — Ahd. führt der Bodensatz von Wein oder Bier auch den Namen *tru(o)sana* F. Altbairisch sind die Belege in Ahd. Gl. 1, 646, 60 (*truosana*) und Clm. 14689 (*druosana*), vgl. auch *uuindrussina* in Ahd. Gl. 2, 364, 35 und *uuintruosana* in Mg. Sb. und Clm. Dazu *trosach* in Ahd. Gl. 1, 291

und *getros* in 1, 304. Später scheint nur die 3. Ablautstufe in Tirol (Schöpf 91: *drôs, drous* F. 'Hefe' und in der Steiermark (U-Kh. 175 b: *dros* M.u.F. 'Hefe, abgepresster Rückstand von Beerenfrüchten') lebendig zu sein.

(GE)LÄGER, -LIGER. — Mhd. *lëger, gelëger, - liger* st. N. 'Bodensatz eines Getränkes' (eigtl. 'was sich zum Boden lagert', vgl. Alanne, Oberrhein E 46) setzt sich im Bair.-österr. fort. Ältere Belege für *gleger* und *bodengleger* bei Schmeller 1, 1459 u. Schöpf 380 (Abr. a S. Clara) und *glöger* im Kärnt. Idiot. (1862).

Sonst erscheint das Wort lexikalisch als *Leger*, (*Ge*)*liger* bei Schmeller 1, 1459, *Geleger* bei U-Kh. 278 b, *lêger, glêger* bei Schöpf und (*g*)*lêgɛr, lẹigɛr* bei Schatz 381. Dazu *wainlêger* (Pustertal) und *wainlẹigɛr* (Welschnofen) bei Schatz ib. u. 691. Die ÖMS. bezeugt *lēχɒ* von N-Ö. (Drasenhofen und Mailberg), *glę̄gɒ* von Kröllendorf und *glecha* von Rappoltenkirchen (N-Ö.), *glei-a* von Manharzberg (N-Ö.), *glę̄ga* von Ulrichsberg (O-Ö.) und *gleger* vom südl. Salzkammergut. Dazu kommt die Bed. 'der aus dem Bodensatz des Weins hergestellte Branntwein' (*glegar* in Gottschee und *Kläger* in Wien).

Die Belege für die Bed. 'Weinlager, Unterlage für Fässer' sind sehr spärlich (vgl. Egger, Tir. Weist. 3, 377, 4).

KAHM. — Zu den obenangeführten einheimischen Ausdrücken für die Weinbereitung gesellt sich ein Lehnwort, mhd. *kâm, kân* M. 'Kahm, Schimmel auf gegorenen Flüssigkeiten, bes. Wein', das schon in vorkarolingischer Zeit aus vulgärlat. *cāna* entlehnt worden ist (Näheres bei Alanne, Oberrhein E 24). Historische Belege für *kân, chann* und *kon* bei Schmeller 1, 911, 1243 u. 1253. Heute weist Bayern *kaəm, gaəm* oder *keim* auf. In N-Ö. gelten nach der ÖMS. *khåm* Drasenhofen), *khåm* (Spannberg), *khǭm* (mittl. Pulkatal) und *khǭn* (Pernegg), im Burgenland *khãm* (Moschendorf-Gaas) und *khɔ̃ạm* (Rechnitz), in Steiermark *kõam* (Hasbach, dazu *Kahn, Kahm* u. *Kaum* bei U-Kh. 373 b), in Kärnten *Kâm* (Rangersdorf). In Tirol herrschen nach Schatz 322 *kâm* (Unterinntal), *kóum* (Ober-

inntal), *kûm* (Defereggen) und *kuεm* (Tuxer Tal, Zillertal). Reste der schwachen Flexion sind *kûnεn* und *konnεn* (Salurn).

Auch das entspr. mhd. Adj. *kâmic* 'kahmig, schimmlig' lebt in verschiedenen Spielarten fort (historische Belege für *chanig*, *cheynig* bei Schmeller 1, 1243 und für *kömig* bei Schöpf 352). Lexikalisch erscheint es als *kahmig*, *kahnig*, *kaumig*, *kaunig* bei U-Kh. ib., als *kâmig*, *kûmig*, *kûnig* bei Schöpf und *koumig*, *-û-*, *uε-*, *-â-* bei Schatz ib. Die ÖMS. verzeichnet u.a. *khå̃mi* von Drasenhofen, *khǭ̃ɒmi* von Gallneukirchen (O-Ö.), *khą̄mi* von Riegersburg (Steiermark), *kõami* von Hasbach, *khɔ̜̃̄u̯mi* von Rechnitz und *konig* von der Umgebung v. Strassburg (Kärnten). Dazu *kamich* von Wien.

Wein. — Wegen der Herkunft des ahd. mhd. *wîn* M. vgl. Alanne, Oberrhein E 25. Die Bed. 'Traube' erscheint im Ostobd. schon um 1200. So heisst es bei Walther von der Vogelweide 34, 35: *so ist mîn wîn gelesen* und in MB. 41, 476: *iren wein winden uf der kaltür.*

Über die Schreibung mit *b* in den Zus.-setzungen, die in den älteren bair.-österr. Quellen vorkommt, vgl. oben S. 120 f. Steirisch ist die Schreibung *weün* in Öst. Weist. 6, 385 (Schwanberg 1598). Die lautliche Entwicklung des Diphtongs namentlich in O-Ö. behandelt Haasbauer, a. a.O. Ss. 8 f. u. 27. Schon früher (S. 115) ist auf Karte 23 bei Kranzmayer a.a.O. hingewiesen worden, die auf den *n*-Schwund in *Wein* Licht wirft. Gewöhnlich wird in der phonetischen Transskription ein *n* hochgestellt, wenn das näselnde *n* selbst nicht mehr gesprochen, aber der Vokal nasaliert wird.

Nach Ausweis der Tiroler Belege in der ÖMS. gilt *wain* in Meran, *wain̥* in Sillian, *wa̩ĩn* im Silltal, *wai*$^{\tilde{n}}$ in Schwaz, *wãẽ*$^{\tilde{n}}$ in Schönna, *waĩ* in Biberwier und Imst, *wei* in Vils und *wai* in Tannheim (alem.). Salzburger Varianten sind *wei*^{n} in Pinzgau und *wą̃e* in Lamprechtshausen u. Steinhaus. In der Steiermark erscheint *wai*^{n} in Graz und Kleinfeistritz, sonst herrscht *wa͂e* oder *wa͂e*. In N-Ö. gilt *wā̃i* in Marchfeld, *wãę* in Kröllendorf, *vā̃* in Speisendorf und *wę͂ę* in Gmund; in O-Ö. *wāĩ* in Gallneu-

kirchen und *wãẹ̄* in Ulrichsberg. Das Burgenland weist *wą̃į* (Rechnitz) oder *vā̃ẹ̄* (Nordbgl.) auf. In Kärnten und in Vorarlberg ist das *n* bewahrt (K. Wb. 254: *wein*, Hornung-Roitinger 124: *wīn*).

Typisch obd. sind die Dim.-Formen *weind'l* (Schöpf 809 u. K. Wb. ib.) und *wein(ə)˜l* (Schmeller 2, 924).

(G)LAUER. — Lat. *lora* 'Nachwein' ergibt das gleichbed. ahd. *lur(r)a* F., mhd. *lure* sw. st. F., während ahd. *lûrra*, mhd. *liure*, *leur* auf die lat. Nbf. *lorea* zurückgehen. Schmeller 1, 1499 hat einige historische Belege für *leuren* und *laur*. Etwas gebräuchlicher in unserem Gebiet ist *Glauer*, das von ahd. *glure* (u.a. in Clm. 4606) abzuleiten ist (ferner vgl. Alanne, Oberrhein E 29 f) und besonders in der Steiermark den Bodensatz oder die Kelterrückstände bezeichnet (s. *Glauern* Pl. bei U-Kh. 294). In dieser Bed. bezeugt die ÖMS. *glauɒ* für Fürstenfeld und *glāuɒ* für Leibnitz, dazu *klā̃oɒ* für das Burgenland. In Tirol ist das Wort heute unbekannt, ältere literarische Belege bei Schöpf 755.

MAREND. — Eine Zwischenmahlzeit, die gewöhnlich aus Backwerk in etwas Flüssiges (bes. Wein) getaucht besteht, heisst in Tirol *Marend*. Zugrunde liegt italien. lat. *merenda* 'Vesperbrot', das wohl aus den Klöstern ins gemeine Leben gekommen ist (schon ahd. *mereda*, *merda*, *merâta* F., *merôt* M., mhd. *mërâte* st.F. *mërôt*, *mërt* st. M.).

Mhd. Belege für *marend* aus dem 15.Jh. bei Schöpf 423. In Öst. Weist. 2, 4, 316 erscheint *marent* in einer Urk. aus Kaltern. Heute bezeugt die ÖMS. *maréndə* oder *mərénd* u.a. vom Silltal, von Innervillgraten, Imst und vom Defereggen-Tal. Vgl. auch Schatz 415. Nur im Unterinntal ist es nach Hornung-Roitinger 108 unbekannt. Über Tirol hinaus ist das Wort wenigstens früher in Kärnten (K. Wb. 186), Graubünden (Schweizer. Idiot. 4, 354) und an der Ostlech (Fischer 4, 1469) gebräuchlich gewesen.

Das entsprechende Verb *marenden* (in Südtirol *marennen*) 'eine Zwischenmahlzeit essen' gilt nach Schatz ib. auch im Unterinntal. Ferner vgl. K. Wb. ib.

d) *Das Eichen*

(P)FÄCHT, (P)FÄCHTEN. — Über die Herkunft und das heutige südwestdt. Verbreitungsgebiet des mhd. *pheht* st. F. 'das Eichen' und des entsprechenden Verbes *phehten* 'eichen' vgl. Alanne, Oberrhein B 277 f.

In unserem Gebiet erscheint das Subst. bei Schatz, Gloss. als *vecht* (S. 641), *phächt* 'Eichmass' (620) und *facht* 'Eichung' (640), dazu *fächt* in den Salzb. Taidingen S. 191. Heute ist das Wort sehr selten bzw. ausgestorben. In Vorarlberg ist es nach Jud, a.a.O. S. 322 nur in der unumgelauteten Form *Pfacht* lebendig und schliesst sich also an das schweizerische *Facht*-Gebiet an.

Das Verb ist in verschiedenen Varianten schon mhd. gut belegt. Schmeller 1, 687 bezeugt *vächten* als Winzerwort in den Wiener St.R. und in Cgm. Schatz, Gloss. kennt *pfächten* (S. 620), *fächten* und *vaichten* (640), Öst. Weist. *vächten* (Wieting, Kärnten). Dazu *gevächt* im Zillertal (Salzb. Taid. 342). Im 16.Jh. erscheinen *vachten* und *gefächt* in N-Ö., *gefächt* in Rauris (Salzb. Taid. 222) und *gephecht* in Sonnenburg (Acta Tirolensia 3, 81). Weitere Belege bei Schöpf 494. Im 17.Jh. kommt *fächten* in Traismauer (Salzb. Taid. 337), Reun (Öst. Weist. 6, 371) und Wörth (Steir. Taid. 138), *pfechten* in Brixen (Tir. Weist. 4, 388), *pfächten* in Bludenz (Jutz. a.a.O. S. 323) und *gefächt* in Pongau (Salzb. Taid. 191) vor. Zahlreiche moderne Belege in der ÖMS. In Tirol ist *fächten* nicht mehr üblich (Schatz 65 hat nur *pfachtn*). Ferner vgl. Schmeller 1, 418 u. 685 und U-Kh. 208 a.

Alt sind auch die Belege für *ab(p)fäch(t)en*. So erscheint *abgefächt* bei Schatz, Gloss. in einer Urk. v. 1446, *abpfächt* in einem Taiding v. 1572 aus Aigen (Steir. Taid. 198), *abfächten* in einem Taiding v. 1562 aus Hermagor (Öst. Weist. 6, 423) und *abgefächt* in einem Taiding v. 17.Jh. aus Hüttenstein (Salzb. Taid. 168). Vgl. auch U-Kh. 3. Moderne Belege für *ǫfaχ'n* (O-Ö.), *åfachen* (Salzkammergut) und *ōfaχtn* (Burgenland) in

der ÖMS. In Tirol gilt *âpfachtn* (Schatz 65). Für *âfachn* hat Schatz 4 nur einen Beleg vom Brixental.

ZIMENTIEREN. — Bair. *Ziment* N. 'blechernes Gefäss für Flüssigkeiten, auch ein Schöpfmass' (vgl. J. Rottleuthner, Über die alten Lokalmasse und Gewichte, Innsbruck 1883, S. 53) geht wohl auf italien. *cimento* zurück. Schon im 15.Jh. ist das daraus abgeleitete Verb *ziment(ier)en* 'eichen' urkundlich belegt, und zwar als subst. Inf. *zimenthen* in Oberösterr. Weist. 12, 54 (Haslach), wo ebenso das Part. Perf. *unzimentierter (mass)*. Etwas später (1524) erscheint das Verb *zimenten* in Fontes 3, 184 (Krems u. Stein) und das kontr. Part. *ziment* in St. Florian (Oberösterr. Weist. 12, 384). In der Steiermark begegnen uns *zimenten* in einem Taiding v. 1636 aus Aflenz (Öst. Weist. 6, 84) und das Part. *ciment, cimant, zimentiert* in einem Taiding v. 1687 aus Passail (Steir. Taidinge 128).

Heute sind sowohl das Subst. *Ziment* (*Zement*) als das Verb noch lebendig. Das erstere (lexikalisch von Schmeller 2, 1121 und Schatz 729 erwähnt) ist nach der ÖMS. u.a. im unteren Waldviertel, Drasenhofen und Kröllendorf (N-Ö.), ausserdem in Ulrichsberg (O-Ö). bekannt. Das Verb lebt u.a. in Kröllendorf, Ulrichsberg und der Wiener Mundart weiter. Ferner vgl. U-Kh. 652 a. Auch dem Schwäb. ist es nicht fremd gewesen (s. Fischer 6, 1205).

Mit dem Präfix *ab-* erscheint *zimenten* in Öst. Weist. 7, 16 (Willendorf N-Ö., 16.Jh.), 8, 699 (Mühlbach N-Ö., 1586) u. 6., 124 (Hartberg, Steiermark, etwa 1618), dazu *abzimentieren* in Oberösterr. Weist. 12, 354 (Gallneukirchen 1756). Nach U-Kh. 10 b ist das Wort heute veraltet.

Ausgestorben ist auch das nomen agentis *Zimenter* 'Eichamtsbeamter', das im 16.Jh. in Amstetten (N-Ö). vorkommt. Vgl. auch Fischer 6, 2, 3483.

(H)AMEN, HÄMEN. — Lat. *hama*, mlat. *ama* 'Weinmass' ergibt ahd. *âma, ôma*, mhd. *âme, ôme* st. F., sw. M. N. 'Ohm, Mass überhaupt'. Das entsprechende Verb, mhd. *aemen, âmen* 'das Fass visieren, eichen' erscheint in unserem Gebiet in vielen

Spielarten. Schmeller 74 bezeugt *amen* und *aemen* in einigen bairischen Quellen des 14.Jhs., U-Kh. 325b *hämen* in Göss. Urb. (15.Jh.). Dazu *hemen* in Öst. Weist. 9, 383 (Ober-Wölbling, N-Ö., 15. Jh.). Die letztere Form kommt auch in den Salzb. Taid. 337 (Traismauer) vor. Niederösterr. sind die Belege für *haumen* in Öst. Weist. 7, 692 (v. 1499) und für *hämben, hamben* bei Schatz, Gloss. 1, 883 usw. Heute ist *hamen, hämmen* sehr spärlich bezeugt (nach der ÖMS. in Ebensee, O-Ö., Kröllendorf und der Strassburger Gegend).

Wie *pfächten* und *zimentieren*, erscheint auch *hämen* oft mit dem Präfix *ab-*, früher auch mit *in-*. Historische Belege in Öst. Weist. 7, 128 (Saubersdorf N-Ö., 15.Jh.) und bei Schatz, Gloss. 2, 172. Die ÖMS. belegt *åhama*^{n} u.a. von Gmunden (O-Ö.). In der Steiermark ist *abhamen* nach U-Kh. 5 a u. 325 ausgestorben.

Schon längst ungebräuchlich ist das Subst. *Ham(e)*, *Häm* 'Eiche, Eichmass'. Schmeller 1105 belegt *Häm* in einer Traunsteiner Stadtordn. v. 1375. Dazu *hame* in Fontes 3, 184 (Krems u. Stein 1524). Veraltet ist auch *Amer* 'Eicher' (z.B. in MB. 20, 617 nach Schmeller ib.).

VISIEREN, VISIER. — In Süd- und Mitteldeutschland ist *visieren* 'abeichen' früher weit verbreitet gewesen (wegen der Herkunft vgl. Alanne, Oberrhein B 284). In unserem Gebiet sind die Zeugnisse sehr spärlich, reichen aber von Tirol bis an die böhmische Grenze. Zingerle 57, 86 belegt das Part. Perf. *gefistert* von Thaur (1484) und Öst. Weist. 12, 1939 *visirt* von Leopoldschlag (1765). In Oberösterr. Weist. 354 ist eine häufende Verdeutlichung hinzugefügt: *visitieret und abzimmentieret* (Gallneukirchen 1756). Ferner vgl. Schmeller 849.

Bereits mhd. ist auch das Verbalsubst. *Visier* 'Abeichung, Kontrollstempel des Weinmessers' bezeugt. In unserem Gebiet hat es schon sehr früh auch die Bed. 'Eichmass', z.B. bei Schatz, Gloss. 2, 291 (als verdeutlichender Zusatz zu *haimb*), in Fontes 3, 184 (Krems u. Stein 1524) und in einem Taiding v. 1638 aus Fall (Steir. Taid. 245). Auch im Burgenland ist der Aus-

druck bekannt gewesen (s. Bauer 111). Sonst vgl. Schmeller 848 f.

EICHEN. EICH(T). — Das schriftsprachliche *eichen* (die Herkunft und südwestdt. Verbreitung bei Alanne, Oberrhein B 281) ist in unserem Gebiet nur vereinzelt bezeugt, u.a. im Egger Gloss. zu d. tirol. Weist. 174 u. 764 und bei Schmeller 1, 24. Aus der Umgebung v. Strassburg (Kärnten) stammt der moderne Beleg für *aichn* in der ÖMS.

Genau so spärlich sind die Belege für *abeichen*: Öst. Weist. 8, 102 hat *abgedeicht* (Drösing N-Ö., 1469) und 10, 17 *abeichen* (Aussee, Steiermark 1568).

Das entsprechende Subst. *Eich*, mhd. *îch(e)* st. F. 'Normalmass' kommt, soviel ich weiss, nur in einem kärnt. Taiding vor (Öst. Weist. 6, 419: *eichen* F.). Sonst vgl. Schmeller ib.

RABISCH. — Eine der wenigen Entlehnungen der deutschen Winzersprache aus den slawischen Sprachen ist das bair.-österr. *Rabisch* M. 'Kerbholz', das am besten in Zusammenhang mit den Ausdrücken, die das Eichen bezeichnen, behandelt wird. Schmeller 2, 4 bezeugt *rabüsch* von Untersteiermark (Voc. v. 1445). Steirisch sind auch die Belege für *rösch halten* 'ankerben' (Kainbach 1730) und *weingartrasch* 'Kerbholz zur Bestätigung geleisteter Weingartrobotarbeit (Kainbach 1692), beide in Steir. Taid. (Ss. 206 u. 204). Moderne Spielarten bei U-Kh. 487a (*Rabasch, -isch, -usch, Rabsch*) u. 492a (*Rasch*), ferner im K. Wb. 201: *rabisch, -usch, rosch* (Unterkärnten).

Das betreffende Gerät heisst im Sloven. *rovash*, Serb. *rabosch* und Böhm. *rabuše* (zu slaw. *rubati* 'hauen, kerben'), von diesen steht das Sloven. am nächsten.

c) *die Einkellerung*

KELLER. — Hinsichtlich der Übernahme des ahd. *kellari*, mhd. *këller, këlre* aus lat. *cellarium* vgl. Alanne, Oberrhein E 43. Mhd. Beleg für *kelder* bei Zingerle 20, 2 (Greifenstein 1452). Heute gilt nach der ÖMS. die mittelbairische Form mit Rundung als

khöllɒ oder *khǭla* in N-Ö. (Gerolding, Kröllendorf), *khöllɒ* im Pinkatal (Bgl.), *keiḙr̂* in Braunau (O-Ö.) und *khǫ̈eɒ* in Strobl (Salzburg), während Bozen *kχällər* aufweist.

Auf lat. *cellarius* geht mhd. *këll*(*a*)*er*(*e*) st. M. 'Kellner, Kellermeister' zurück, das in unserem Gebiet in Steier im 15.Jh. (Öst. Weist. 6, 411) und in Meran im J. 1525 (Acta Tirolensia 3, 101) erscheint. Das gleichbed. mhd. *këln*(*a*)*er*(*e*) (ahd. *kelnari* zu mlat. *cellenarius*) kommt in einer Urk. v. 1358 aus Wesendorf (Uoe. 7, 600), in Mittersill im J. 1494 (Salzb. Taid. 285) und in der Zus.-setzung *weinchelnaer* in St. Florian im J. 1376 (Uoe. 9, 38) vor. Nach Schöpf gibt es Kellner auf dem Lande nicht (dafür wohl *Kellnerinnen*). Moderne Belege für *Kellner* bei U-Kh. 383 und in der ÖMS. (*khöinɒ* in Gallneukirchen, O-Ö. und *khaẹ̊nɒ* im nördl. Bgl.). Wegen der späteren Bed.-entwicklung zu 'aufwartender Diener in Wirts- u. Kaffeehäusern' vgl. Alanne, a.a.O. 45.

Gantner. — Über die Herkunft und den Entlehnungsweg des *Gantner* 'Balkenunterlage für Fässer' s. Öhmann, a.a.O. S. 20. Historische Belege von unserem Gebiet bei Lexer, 1, 1511 (Usch. 298 v. J. 1373) und Nachtr. 266 (Kaltb. 78, 46). Dazu Zingerle 4, 36, 86, 267 (Bozen 1485) und Schatz, Gloss. 1, 409 u. 1, 1846. Lexikalisch kommt das Wort in dieser Bed. bei Schmeller 1, 926 (*Ganter*, *Gantner*), U-Kh. 266 a, Schöpf 175 und Schatz 204 (*gąntɛr*) u. 323 (*kantɛr*, Pl. *kantɛr*, Salurn) vor. Heute erscheint es nach der ÖMS. in N-Ö. als *ganter* (Wiener Dialekt, Rappoltenkirchen und Engabrunn), *ganddar* (St. Pölten) und *gǫ̃ntɒ* (Kröllendorf), in O-Ö. als *gǫ̃ntɒ* (Ulrichsberg), in der Steiermark als *gantɒ* (Hasbach), im Burgenland als *gãntɒ* (vgl. auch Bauer 115) und in Bozen als *gǫntər*.

Trichter. — Ahd. *trahtari*, mhd. *trahter* (zu lat. *traiectorium*) lebt noch im Bair.-österr. (mit Ausnahme von dem Nordbair.) fort. Das nicht umgelautete *a* erscheint im Mittel- und Südbair. als *ǫ*, so dass die ÖMS. solche Formen wie *trǫχtɒ*, *dråchḍdar* (N-Ö.), *drǫχtɒ* (O-Ö.), *trǫχtɒ* (Salzburg), *tråchtɒ* (Steiermark), *tråchtr* (Kärnten) und *tråchtar* (Tirol u. Gottschee)

aufweist. Dazu *tråchtɒ* im Burgenland (Bauer 88). Sonst vgl. Schatz 645 und Schöpf 749, der auch einen älteren Beleg von Fontes 1, 352 erwähnt. Umgelautetes *Trächter* (ahd. *traehter, trechtere*, mhd. *trehter*) gilt in Nordbayern, während spätahd. *trihtaere* sich in Kärnten neben *tràchtar* (K. Wb. 70) und in O-Ö. (*drichdɒ* neben *dråchdɒ* in Linz) fortsetzt.

Zu den obenerwähnten Dim.-Formen (Ss. 114, 120 u. 138) gesellen sich *trachtɛrl* (Schatz 645, *drachterl* in Wien schon in einer Urk. v. 1610), *tràchtarle* (K. Wb. ib.) und *trächterl* (Herrnbaumgarten, im äussersten NO.).

Lauer. — In Süd- und Osttirol (Defereggen) heisst der Weintrichter ein *Lauer* (vgl. Schatz 378). Der Ausdruck ist erst im 15.Jh. bezeugt (Lexer 1, 1989), aber die Entlehnung aus lat. *lura* 'Schlauch' muss schon in ahd. Zeit erfolgt sein. Die ältere Form *laur* lebt noch im Zimbr. (Lusern) fort. Über den Entlehnungsweg und den Zusammenstoss mit *Lauer* 'Nachwein' (s. oben S. 138) vgl. Öhmann, a.a.O. S. 30.

Weineln. — Lexer 3, 902 erwähnt *wînen* in der Bed. 'nach Wein schmecken' (in unserem Gebiet bei Megenb. 229). In den obd. Maa. ist *weine(l)n* noch heute gang und gäbe. In Bayern bedeutet *wei˜ln, weindln, weinəl̀n* 'nach Wein riechen oder schmecken, Wein trinken und dem Wein ergeben sein' (Schmeller 2, 928), in Tirol (Silltal) *wainələn* 'nach Wein riechen' (vgl. auch Schöpf 809) und im Weinviertel (N-Ö.) *wei˜nen* 'nach Wein riechen oder schmecken'. Dazu *winəla* (Vorarlberg) in derselben Bed. U-Kh. 626 b erwähnt nur die Bed. 'Wein trinken'.

Zusammenfassung

Mit Rücksicht auf die grosse räumliche Ausdehnung, auf das Zurückreichen der bairischen Dialektquellen bis ins 8.Jh. und besonders auch auf die Sprachgrenzen gegen sechs Fremdvölker im SO und NO betrachtet Kranzmayer, a.a.O. S. 1 den bairischen Dialekt als die Ideallandschaft für das Studium einiger

wichtiger Prinzipien der Sprachentwicklung. Bei der Buntheit der lautlicher Entwicklung des donaubairischen Raumes ist aber eine räumliche Mundarteinteilung für die beiden Länder unterhalb und oberhalb der Enns erheblich schwieriger als für die übrigen Bundesländer.

Von unserem Gesichtspunkt aus ist das Studium des bair.-österreichischen Wortschatzes noch wichtiger. Schon in der vorrömischen Zeit stellte das Gesamtgebiet Oberitalien — Rätien — Noricum südlich der Donau eine wirtschaftliche und sprachliche Einheit dar. Aber erst als die Römer ihr Strassennetz über die Alpen bis zur Donau hin erweiterten, öffneten sie alle Teile des Landes dem Verkehr mit der ganzen Alten Welt. Vor allem waren es militärische Gründe, die die Römer zu dem schwierigen Bau dieser Strassen bewogen, denn es war nötig, die stets von den Germanen bedrohten Kastelle wie Lauriacum (Enns), Vindobona und Carnuntum, mit Verstärkungen und Nachschub vom Süden her zu versorgen. Aber auch wirtschaftliche Faktoren spielten eine grosse Rolle. Bereits in der ältesten Zeit wurde Salz aus Hallstatt gegen Bronzegefässe aus Etrurien eingetauscht.

Im Mittelalter erinnerte nur noch da und dort ein Meilenstein an die römischen Anlagen, die kaum mehr als Strassen anzusprechen waren. Und doch zogen die deutschen Könige, geleitet von Tausenden von Rittern und Knappen, auf diesen Wegen über Innsbruck und den Brennerpass nach Rom zur Kaiserkrönung. Als Aufmarschstrasse der Romania muss also Norditalien und Tirol immer noch eine beträchtliche Bedeutung beigemessen werden.

Ferner kommen bei der Beurteilung der alten Verkehrsverhältnisse die Bernsteinstrasse, die bei Lundenburg österreichischen Boden erreichte, bei Deutsch-Altenburg an die Donau führte und das Burgenland westlich des Neusiedlersees durchzog, die Limesstrasse, die dem Südufer der Donau entlang angelegt war und eine wichtige Verbindung von Westen nach Osten schuf, und die Donaustrasse selbst in Betracht. Erst

viel später, als Wien zur Residenzstadt von Herzögen, später von Kaisern geworden war, erwies sich auch der »schräge Durchgang» von Wien über den Semmering, Bruck an der Mur und den Neumarkter Sattel als Lebensader, die Niederösterreich, die Steiermark und Kärnten mit dem Adriatischen Meer verband.

In der sprachlichen Entwicklung unseres Gebietes kommt die Einwirkung dieser Faktoren unverkennbar zur Geltung. Erstens ist der romanische Einfluss zeit- und raumgestaffelt, so dass die frühen Ausläufer bis nach Bayern vordringen konnten. Was die Weinbauterminologie betrifft, tritt dann eine durch die Völkerwanderung veranlasste Zäsur ein, und der spätere Wortzug muss in der Regel schon in Tirol halt machen.

Andererseits unterscheidet sich Bayern (vgl. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften S. 66 f.) als aktive Kernlandschaft mit ihrem von innen heraus gestalteten Aufbau und Ausgleich von dem passiven oberrheinischen Raum, dessen sprachliche Beeinflussung von einem benachbarten, nicht aber von einem weit entfernt liegenden Herd ausgeht. Wie wir schon gesehen haben, waren das Donautal, das Wiener Becken und das Alpenvorland die grössten Verkehrsgebiete, und die Sprachneuerungen, die hier schon früh zur Entstehung deutlich ausgeprägter Einzelmundarten geführt hatten, konnten weder über die Alpen noch durch die böhmischen Wälder vordringen. Die Folge davon war ein schroffer Gegensatz zwischen dem mittelbairischen (N-Ö., O-Ö., Burgenland, der Grossteil von Salzburg und ein kleiner Teil der Steiermark und des nordöstl. Tirols), dem nordbairischen und dem südbairischen Sprachraum. Bei der weiteren Gliederung des Mittelbairischen muss man bedenken, dass die politischen Viertelgrenzen wegen ihres relativ niedrigen Alters kaum eine Rolle spielen. Dagegen fallen in Tirol die alten Grafschaftsgrenzen oft mit den heute noch geltenden Mundartgrenzen zusammen. Sehr scharf ist die Grenze gegen Vorarlberg, das von Alemannen besiedelt wurde, aber lexika-

lisch dem romanischen Einfluss genau so ausgesetzt war. Ein Fall für sich sind die Sprachinseln (Gottschee, Obermösel usw.), von denen heute keine bairisch ist.

Wenn wir das angeführte Material gegen diesen Hintergrund zunächst lautlich betrachten, lassen sich als gemeinbair. Merkmale nur der Übergang des *a* zu *ǫ* und die Entrundung des *ü* zu *i* erwähnen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen heisst es also *drǫχtɒ* oder *troχtɒ*, *gǫ̃ntɒ*, *hiatɒ*. Etwas weniger verbreitet ist der *n*- Schwund in *Wein*, *Weinbeere*, *-rebe*, *-stock* usw. Es ist eigentümlich, dass das *n* in unserem Gebiet im Süden gut bewahrt ist im Gegensatz zum Oberrhein, in dessen Süden es nicht vorkommt. Sonst spielen die verschiedenen Varianten dieses Wortes hier eine viel geringere Rolle als am Oberrhein. Mittelbairisch sind vor allem die Konsonantenschwächung in *bress*, *drēsdɒ*, *drēwɒ*, *drǫχtɒ*, *gǫ̃ntɒ* und die Verschmelzung und Angleichung in *rė́ᵇm*, *rẽ́m*, ferner die Vokalisierung des *r* in *wã̰gōɒtn* und das *n* der schwachen Biegung (bei fem. Subst.) in den Nom. übertragen in *rė́ᵇm*, *draupm*. Nur in den altertümlichen *ui*-Maa. gilt der Abfall der mdal. auslautenden *g* und *b* (z.B. in *rē*, *rö* im Weinviertel). Für das Burgenland typisch ist die Vokalisierung bzw. Diphtongierung in *rəim*, *jeisn*, *Steïck'n*, *waẽ̃štəuk*. Man muss aber bedenken, dass dort die einzelnen Ortschaften besonders im Vokalstand erheblich voneinander abweichen. Die Behandlung des *-ël-* in O-Ö. stimmt nicht ganz mit der Lautkarte von Kranzmayer überein, da *pfelzen* statt *ǫi* oft *ęi* oder *ę* aufweist. Das erstere kann sich viell. teilweise dadurch erklären, dass das Innviertel früher unter dem Einfluss eines westlichen Kulturzentrums (etwa München) stand und erst Ende des 18.Jhs. mit dem übrigen O-Ö. eine Verwaltungseinheit bildet.

Südbairisch ist u.a. die Bewahrung der Nebentonsilben am Wortende, z.B. in *haue*, *traụpe*, *rêwe*, *lése*. Die südbair. Merkmale sind in Tirol oft noch stärker ausgeprägt als anderswo, z.B. der *sch*-Laut in *tröschtɒrn* und das anlautende *p* in (*waim*)-*pęrk*.

Auch lexikalisch kommt der Gegensatz zwischen dem Mb. und Sb. deutlich zum Vorschein. Da es sich um die Winzersprache handelt, kommt als Vertreter des letzteren praktisch nur (Süd)tirol in Betracht. Schon auf den ersten Blick erkennt man die Rolle des einheimischen Wortguts im Mb., wo *Hauer*, *lesen*, *Lese*, *Hüter*, *Nachlese* (*Afterlese* usw.) gelten (dazu solche Wörter wie *Berghold*, *Vorhaupt*, *Fechsung*), während die Tiroler Entsprechungen *Wimmer*, *wimmen*, *Wimmet*, *Saltner*, *spiegeln* sind. Als Fundgrube alter romanischer Ausdrücke weist das Tirol. ferner *Perglein*, *Gfinnen*, *Jaufen*, *Marend*, *Raggaun*, *Stellaun* auf.

Die meisten Ausdrücke für den Weinberg, seine Teile und die Weinbereitung sind also im Mb. einheimisch. Anders verhält es sich mit der Terminologie des 'keltern' und 'eichen', die im ganzen Gebiet entlehnt ist. Im Mb., z.T. auch im Südbair. (Steiermark) herrscht *Presse*, das wie *(p)fächten* eine ältere Entlehnung ist und viell. deshalb weiter vordringen konnte als das Tiroler *Torkel*. Das einheimische *winden* musste weichen, weil man lieber speziellere Ausdrücke verwendet. Das Auszugsgebiet von *Presse* und *(p)fächten* steht nicht fest, aber der fremde Ursprung des letzteren und seiner zahlreichen Mitbewerber hängt wohl damit zusammen, dass der Weinhandel meistens in den Händen einer etwas höheren Kulturschicht, der Kaufleute und Kellner liegt.

Bei der Beurteilung der Verbreitung der Ausdrücke muss man aber das Problem in einem grösseren Zusammenhang sehen, d.h. den Geltungsbereich der behandelten Wörter und ihrer Konkurrenten in den anderen obd. Dialekten mit berücksichtigen. Es stellt sich heraus, dass *Weingarten* in alter Zeit überall möglich war, im Alem. aber in mhd. Zeit durch *Reben* oder *Rebberg* zurückgedrängt wurde. Das Nebeneinander von *Weinbeere* und *Traube* erklärt sich wenigstens z.T. durch den Übergang des ersteren auf mehrere Ribes-arten. Als Name für die Johannisbeere ist das Wort vom Bodensee bis Schweden, von Siebenbürgen bis Aachen verbreitet. Auch das häufige Nebeneinander

von *Trester* und *Treber* hängt mit der Bed.-differenzierung des letzteren ('Malzrest') zusammen. *Haue* ist auch im SW. heimisch, während das Verb dort *hacken* lautet. Dagegen ist das nomen agentis *Hauer* nur in unserem Gebiet üblich, was sicherlich auf den Gebrauch des Verbes *hauen* zurückzuführen ist (genau wie *Häcker* im Ostfrk.). Bei *pfächten* muss noch einmal betont werden, dass es nicht nur schwäbisch (wie es im Et. Wb. von Kluge - Götze steht), sondern allgemein obd. ist. Das schriftsprachliche *eichen* ist aber auch hier in stetem Vormarsch begriffen. Der Geltungsbereich von *Torkel* setzt sich unmittelbar im östlichen Alem. fort, während, wie schon oben gesagt wurde, bei *Presse* der Entlehnungsweg nicht feststeht (in der Bed. 'Obstpresse' ist das Wort namentlich im Westmd. echt mundartlich). Von einem sprachgeographischen Parallelismus wie es am Oberrhein zwischen *Trotte*, *Torkel* und *Kelter* einerseits und *sinnen*, *pfächten*, *eichen* andererseitz erkennbar ist, kann hier keine Rede sein. Nur bei *Trichter* ist der Zusammenhang der Varianten im SO und SW deutlich: die Grenze zwischen dem nordbair. *Trechter* und dem südlichen *Trachter* (*Drǫχtɒ*) setzt sich im W. fort, so dass das Bodenseeufer mit dem Oberelsass und dem Ost- und Südostschwäb. *Trachter*, das Unterelsass, das Hauptgebiet von Baden-Württemberg und das gesamte Nd. *Trechter* aufweisen.

Was die Beziehungen zu den slawischen Nachbarvölkern betrifft, hat bes. das Kroatische zahlreiche Winzerwörter aus dem Deutschen übernommen, während mir nur *ein* Lehnwort slawischer Herkunft (das obenerwähnte *Rabisch*) bekannt ist.

Auf dem Gebiet der Wortbildung zeigt sich die Eigenart des »diminutivfreudigen Südens» in solchen Wörtern wie *wei˜l*, *weingertel*, *weinberl*, *trachterl* und *haiele* ('kleine Haue'). Im Vergleich zu dem früher so wichtigen alem. Suffix *-(e)t* ist das südbair. *- ach* (*Pressach*, *Tresterach*) bei weitem nicht so produktiv.

In einem Einzelfall ist die semantische Entwicklung von besonderem Interesse: der oberösterreichischen Verwendung von

arbeiten im Sinne von 'gären', genau wie in Englischen *work* neben *ferment* steht. Da die Beeinflussung der einen Sprache durch die andere ausgeschlossen ist, scheint hier eine Art semantische Monogenese vorzuliegen.

Mit der grossen Gleichförmigkeit der Terminologie der Weinbereitung hängt es vielleicht zusammen, dass — wie am Oberrhein — nur wenige von den Ausdrücken untergegangen sind. Etwas zahlreicher sind die ausgestorbenen Bezeichnungen für die Flächenmasse (*Quartal*, *Rahe*, wohl auch *Manngraben*), aber die Einführung des metrischen Systems hat hier noch keine grosse Einheit geschaffen.

Die obige Untersuchung bezieht sich nur auf einen Teil der österreichischen Winzersprache — es fehlt noch die Betrachtung der Gefäss- und Handwerkernamen, der Weinhandelsterminologie und der Weinnamen — so dass ein Gesamturteil noch nicht möglich ist. Jedenfalls ist es schon möglich einen Blick in die sprachgeographische Struktur eines Grenzlandes zu werfen, die oft auch die kulturgeschichtliche Entwicklung dieses Gebietes widerspiegelt.

Eero Alanne

ERWIDERUNG

Herr Joachim Schneider hat in den Neuphil. Mitt. 58. 1957. 175—81 Matti Sadeniemis und mein Finnisches Elementarbuch besprochen. Ich bin leider genötigt, zu einigen Punkten der Besprechung Stellung zu nehmen, um bei den Lesern der Zeitschrift, die in ihrer Mehrzahl keine Fennologen oder Fennougristen sind[1], nicht einen schiefen Eindruck über das Buch entstehen zu lassen.

Rez. behauptet (S. 176), das Vorwort der Grammatik führe irre, weil es den Lernenden glauben mache, er werde die ersten Lesestücke des Übungsbuches ohne Kenntnis einer Reihe von

[1] Diese wurden bereits von fachkundiger Seite über die Neuerscheinung unterrichtet: T. Itkonen Vir. 60. 1956. 298 f., W. Schlachter UAJbb. 29. 1957. 116—18.

Paragraphen der Satzlehre bewältigen können. Rez. muss jedoch flüchtig gelesen haben; denn es heisst im Vorwort (S. 5): »Wird sie [d.i. die Grammatik] zusammen mit den Übungsstücken (Band II) benutzt, ergibt sich der Weg des Eindringens in die Grammatik aus den Paragraphen, die jeweils bei den Übungsstücken angegeben sind.» Wir haben also deutlich geschieden zwischen einer Benutzung von Band I und einer gleichzeitigen von Bd I und II. Dass ein Verständnis von Sätzen nicht möglich ist ohne Lehre von der Verbindung der Wörter in der Sinneinheit des Satzes, ist jedem Einsichtigen ohne weiteres klar. Wenn Rez. die Tatsache, dass in der Formenlehre nicht nur der Formenbildung als solcher Beachtung geschenkt wird, sondern auch das Nötigste über den Gebrauch und die Bedeutung der Formen bemerkt wird, für eine zum Scheitern verurteilte Vermischung zweier Prinzipien ansieht, mag er das tun. Doch geht es nicht gut, das Vorwort dabei der Irreführung zu bezichtigen.

Dass die Satzlehre die induktive und deduktive Methode miteinander verbindet (Rez. S. 177), ist richtig. Das war freilich schon vorher von W. Schlachter bemerkt worden, der auch a.a.O. den pädagogischen Vorteil eines solchen, systematisch gesehen fragwürdigen Vorgehens sah.

An der Kritik des Rez. (S. 177) an der Darstellung des Passivgebrauchs ist so viel richtig, dass bei Behandlung der finiten Formen (§ 243—47) ein Hinweis wirklich fehlt. Der Unterschied zum Agens-Partiz. bei den infiniten Formen ist § 121 und 255 behandelt.

Wenn der Rez. (S. 177 f.) »keine Erwähnung darüber» finden kann, »dass die 3.Sg. ohne Subj. einer dt. 'man' -Konstruktion entspricht, . . . was doch in einer wissenschaftlichen Darstellung nicht fehlen dürfte» (»Ja, es scheint geradezu, als ob der deutsche Verf. sich selber nicht über diese Tatsache klar gewesen ist»), hat er wiederum flüchtig gelesen, denn bei der Behandlung des Subj. heisst es im § 135 eindeutig: »Das sogen. anonyme Subj. (dt. 'man') wird nicht bezeichnet: *ei saa onkia tässä paikassa* an diesem Platz darf man nicht angeln, *häntä voi sanoa rikkaaksi* man kann ihn reich nennen.»

Das vom Rez. (S. 178) gerügte Versehen auf S. 182 wurde ebenfalls schon von W. Schlachter (S. 118) bemerkt.

Zu Rez. S. 178. Wenn § 244 gesagt wird: »Der Ind. steht anstelle eines dt. Konj. in der oratio obliqua», gilt dies natürlich für alle Tempora. Unserem Rez. wird auch sonst aufgefallen

sein, dass bei einfachen Dingen gewöhnlich darauf verzichtet wurde, für jeden möglichen Fall ein Beispiel zu bringen. Eine Gebrauchsbeschränkung auf das Präs. wäre in der Regel, nicht erst in den Beisp. zum Ausdruck gekommen.

Rez. S. 178: »Hier wird davon gesprochen, dass 'der Prolativ kein Attribut bei sich haben kann'. Nicht der Kasus selbst, sondern ein in diesem stehendes Nomen hat, oder hat nicht, ein Attribut.» Man kann den Rez. zu dieser scharfsinnigen Äusserung nur beglückwünschen. Dass der Verf. eines Lehrbuches öfter, um seine Darstellung nicht unnötig zu befrachten, eine kleine logische Ungenauigkeit in Kauf nimmt, wenn — wie hier — gar kein Missverständnis möglich ist, davon wird der Rez. sicher Kenntnis bekommen, wenn er einmal zu eigener wissenschaftlicher Produktion übergeht.[1]

Die vom Rez. (S. 179) vermissten adj. capacitatis auf *-llinen* sind § 179 zusammengestellt. Sie fehlen § 126, weil hier (s. § 125) der Grundsatz der Produktivität massgebend war.

Im Recht ist der Rez. S. 179 für S. 129,5 v.u. Die Tücke des Objekts wollte es, dass gerade hier seine Stellenangabe falsch ist.

Rez. (S. 179) scheint des Glaubens zu sein, Umgangssprache und lebendige Rede wichen hinsichtlich der Wortstellung in jedem Falle von usueller Verwendung ab. Sonst hätte er sich wohl nicht die vergebliche Mühe gemacht, für jeden Satz »einen Unterschied . . . erspähen» zu wollen.

Rez. S. 180 zu S. 193,3 v.u.: »*'pysyä sisällä* sich drinnen halten' ist schon so bedenkliches Deutsch (pro sich drinnen aufhalten, im Zimmer bleiben), dass es in einer Studentenübersetzung an einer hiesigen [lies: der Helsinkier] Universität nicht unbemängelt bleiben würde.» Die Bemerkung des Rez., der hier auf sein eigenes Tätigkeitsfeld anspielt, berechtigt für ihn zu den schönsten Hoffnungen. Sein Eifer, umgangssprachliche Idiomatik auszurotten, wird sicher nicht unbemerkt bleiben. Nur hat er übersehen, dass das Lehrbuch nicht für finnische Studenten, sondern für Deutsche geschrieben ist, denen man eine grammatisch einwandfreie umgangssprachliche Wendung durchaus zumuten darf.

[1] Wie schwierig eine Verwendung als Lehrbuch wird, wenn der Verf. in jedem Einzelfalle um eine sprachlogisch völlig stichhaltige Terminologie bemüht ist, lässt die soeben erschienene gründliche Arbeit von A. Penttilä: Suomen kielioppi. 1957, erkennen.

Rez. S. 180 zu S. 194,10. Unter »*takia* (Postp.) wegen (< hinter)» kann sich allerdings jeder Philologe etwas vorstellen. Erstens steht *takana* 'hinter' ein paar Zeilen darüber, sodass er die etym. Zusammengehörigkeit der beiden fi. Wörter sogleich einsieht. Dann ist ihm bekannt, dass sich Verhältniswörter abstrakter Bedeutung gerne aus urspr. lokalen Verhältniswörtern herleiten — wie auch Ausdrücke für lokale Beziehungen gerne von Stoffwörtern ihren Ausgang nehmen; vgl. *päällä-*; dt. 'wegen' besass etwa urspr. die Bedeutung 'von Seiten'. Da auch für unser Sprachbewusstsein die Ursache einer äusseren Erscheinung 'im Hintergrund' steht, bereitet der kurze Hinweis unserer Grammatik dem Lernenden wie dem Kundigen keinerlei Verständnisschwierigkeiten.

Rez. S. 180 zu S. 196,1. Es ist keineswegs »bedenklich», in einem Beispielssatz *hammaslääkäri* durch 'Zahnärztin' zu übersetzen; dem Lernenden wird dadurch en passant eine schon § 41 bekannt gewordene Tatsache wieder ins Gedächtnis gerufen.

Rez. S. 180 zu S. 199,11. Hier kann sehr wohl *kuin* mit 'sozusagen' übersetzt werden; denn beide Wörter haben die genau gleiche Bedeutungsfunktion: den Gebrauch des nachfolgenden Wortes in metaphorischer Bedeutung anzuzeigen.

Rez. hat S. 180 f. ganz recht, wenn er die Verwendung des Ausdrucks »Inf. V» für unnötig hält. Doch war es unser Bestreben (s. Vorw. S. 6), uns, wenn möglich, nicht zu weit von der herkömmlichen Einteilung der fi. Gramm. zu entfernen. Ich bin daher im Text L. Hakulinen SKRK I, § 64,5 gefolgt. Da aber der Inf. V sowohl sehr selten als auch nicht als selbständige Form anzusehen ist, blieb er in der Übersichtstabelle fort.

Der Rez. irrt (S. 181), wenn er sagt, bei *kuunnella* sei im Reg. nicht auf den Stufenwechsel aufmerksam gemacht worden. Auf diesen weist das Sternchen bei dem Wort hin (vgl. die Benutzungsanweisung zum Reg. auf S. 203).

Vorstehendes war unserem Rez. entgegenzuhalten. Für seine positiv kritischen Einwände sind wir dankbar [1], da wir weit davon entfernt sind, unseren »Versuch» (Vorw. S. 5) für eine vollkommene Leistung zu halten. Doch leider sind derartige Einwände gering an Zahl, da der Rez. eine unglückliche Neigung

[1] Das trifft bes. zu für S. 43,4 (T. E. Karsten vermutete freilich in aschwed. *vaghn* einen alten *u*-Stamm und Entlehnung des fi. *vaunu* aus dem NomAkkPl. **vagnu* [Folkmålsstudier 10. 1943. 591], doch wohl kaum mit Recht); 137,11 und Tab. V.

zur Einseitigkeit und Silbenstecherei besitzt. Man wird z.B. einen sprachgeschichtlichen Einwand bei ihm vergeblich suchen, obwohl doch gerade die Berücksichtigung der Sprachgeschichte eine der Neuerungen unseres Buches darstellte. Auch Äusserungen zum Subjekt- oder Objektkasus oder einem anderen zentralen Gebiet, wo auf die deskriptive Grammatik noch grosse Aufgaben warten und wo wirklich aufbauende Kritik zu leisten gewesen wäre, sind — in des Rez. eigener Stimmlage — »nicht zu erspähen». Der arrogante Ton des Ganzen erinnert in fataler Weise an die Schreibweise des in der Germanistik dadurch zu zweifelhafter Berühmtheit gelangten W. Boehlich. Und der an diesen gerichtete Aufsatz von Walther Rehm in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 31. 1957. 154—61 (»Kreuzzüge des Philologen») muss auch unserem Rez. ans Herz gelegt werden. Er wird da einige goldene Worte für wissenschaftlich nicht ausgewiesene Kritiker finden.

München

Hans Fromm

Die Redaktion hat obige Zeilen Dr. Schneider vorgelegt. Dr. Schneider weist nochmals auf seine eigene Kritik hin.

BESPRECHUNGEN

Phyllis Hodgson (ed.), »*Deonise Hid Diuinite*» *and Other Treatises on Contemplative Prayer Related to* »*The Cloud of Unknowing*» (Early English Text Society, Original Series, No. 231). London, Oxford University Press: Cumberlege, 1955 (for 1949). Pp. lix-158. 30s. net.

In this volume, Dr. Hodgson has given us a good edition of five short Middle English prose tracts of the fourteenth century, *Deonise Hid Diuinite*, *A Tretyse of þe Stodye of Wysdome þat Men Clepen Beniamyn*, *A Pistle of Preier*, *A Pistle of Discrecioun of Stirings*, *A Tretis of Discrescyon of Spirites*. This is a sister volume to the editor's earlier book *The Cloud of Unknowing and the Book of Privy Counselling* (Early English Text Society, No. 218), published in 1944. A single authorship has been suggested for all these treatises.

The texts printed in the volume under review are interesting specimens of Middle English alliterative prose. Unlike many medieval works of this kind, they appeal to the intellect rather than emotion. *Deonise Hid Diuinite* has been translated from the Latin version of the *Mystica Theologia* of Dionysius the Areopagite. The Latin text is given in Appendix A, pp. 94—99. The *Tretyse of þe Stodye of Wysdome þat Men Clepen Beniamyn*, the longest of the treatises now printed by Dr. Hodgson, is a mere outline of Richard of St. Victor's *Benjamin Minor*. The *Pistle of Preier* and the *Pistle of Discrecioun of Stirings* are letters addressed to a young contemplative. It is difficult to say whether the epistolary form is merely a convention or whether the treatises were real personal addresses to existing persons. The *Tretis of Discrescyon of Spirites* is in part an independent composition, in part a paraphrase of two of St. Bernard's sermons.

To print a critical edition of a prose text preserved in several manuscripts is not an easy task. It requires plenty of patient collation, experience, and judgment; yet the result seldom gives complete satisfaction. As far as I can see, Dr. Hodgson has carried out the task with remarkable success. She gives convincing reasons for choosing MS Harley 674 (early fifteenth century) as her basic text, and her critical apparatus is on the whole judiciously assembled. I cannot, however, see her reasons for including the few phonological and morphological variants which I have come across in the critical apparatus, such as *sister* : *sustyr* on p. 25, line 8 (*sistre* : *suster* on p. 26, lines 7 and 10), and the reduced form *o* for the preposition *on* (p. 13, line 14). Cf. also *fro* : *from* (pp. 8 and 9), *ben* : *are* (pp. 12 and 16), etc. It is impossible to draw any conclusions concerning the linguistic characteristics of a text from such occasional variant spellings and forms.

The short linguistic survey in the Introduction is good and clear. The analysis of the rhetorical structure of the texts is very good. It is mainly from the style of these texts that the editor concludes that »there is no evidence from a comparison of the five treatises with *The Cloud* and *Priue Counseling* to invalidate the hypothesis of single authorship, but on the contrary much to commend it.«

Considering to complementary nature of her book, Dr. Hodgson has left out some information already given in the introduction to her edition of *The Cloud*. This policy, though

it has made it possible to save a page or two, has its disadvantages. These are most striking with regard to matters of bibliography. While scattered pieces of information — often of secondary importance — can be obtained from the footnotes on pp. x-xvii, for the most relevant bibliographical data, such as the date of the basic manuscript and a list of previous editions, etc., the reader is referred to the 1944 volume. This inconvenience could have been easily avoided.

Tauno F. Mustanoja

EINGESANDTE LITERATUR

Aagaard, Anton, Don Juan-sagnet: dets litterære og musikaliske behandling før Mozart (Studier fra sprog- og oldtidsforskning udgivne af Det Filologisk-historiske Samfund, No. 231). Kobenhavn, G.E.C.Gads Forlag, 1956. Pp. 87.

Aarburg, Ursula, Singweisen zur Liebeslyrik der deutschen Frühe (Beiheft zu H. Brinkmann, Liebeslyrik der deutschen Frühe). Düsseldorf, Schwann, 1956. 47 S. 5.40 DM.

Annales Universitatis Turkuensis, Series B. Vol. LIII: Urho Verho, Severi Nuormaa: kansansivistäjä, sanomalehtimies, runoilija (254 S.; Fmk. 750.—). — Vol. LIV: Urho Verho, Hans Carossan ajatusmaailma (126 S.; Fmk. 400.—). — Vol. LV: Kauko Kyyrö, Thomas Mann: yritys hänen aatemaailmansa hahmottelemiseksi (70 S.; Fmk. 250.—).

Arnold, Roland, Bibliographie der Veröffentlichungen von S. B. Liljegren, anlässlich seines 70. Geburtstages am 8. Mai 1955 zusammengestellt (Essays and Studies on English Language and Literature, edited by S. B. Liljegren, XVI). Uppsala, A.—B. Lundequitska Bokhandeln, 1956. Pp. xxviii—63. Price: 10 Sw. Crs.

Atlasul Lingvistic Romîn, Serie Nouă, Vol. I. Academia Republicii Populare Romine, 1956, Pp. viii plus 274 maps and 7 plates.

Bahlow, Hans, Deutschlands Ortsnamen als Denkmäler europäischer Vorzeit. Hamburg 13, Badestrasse 1, Verlag des Verfassers, 1957. 51 S. Preis 8 DM.

Bahner, Werner, Beitrag zum Sprachbewusstsein in der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, 5). Berlin, Rütten & Loening, 1956. 179 S. Ganzleinen 14.50 DM.

Barber, C. L., The Idea of Honour in the English Drama 1591—1700 (Gothenburg Studies in English, VI). Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1957. Pp. 364. 25 Sw. Cr.

Bech, Gunnar, Studien über das deutsche Verbum Infinitum, I—II (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser, 35,2 og 36,6). København, Ejnar Munksgaard, 1955 und 1957. S. 222 und 188. Preis: 1. Band dän. Kr. 20.—, 2. Band dän. Kr. 20.—.

Bergel, Kurt, Georg Brandes und Arthur Schnitzler: ein Briefwechsel (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 46). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1956. Pp. 240.

Beyschlag, Siegfried, Die Metrik der mittelhochdeutschen Blütezeit in Grundzügen. Zweite, erweiterte Auflage. Nürnberg, Hans Carl, 1955. 54 S. 5.80 DM.

Berndt, Rolf, Form und Funktion des Verbums im nördlichen Spätaltenglischen: eine Untersuchung der grammatischen Formen und ihrer syntaktischen Beziehungsbedeutungen in der grossen sprachlichen Umbruchsperiode. Halle (Saale), Max Niemeyer Verlag, 1956. 311 Seiten. Preis DM 27.30.—

Bibliographie deutscher Übersetzungen aus den Sprachen der Völker der Sowjetunion und der Länder der Volksdemokratie, I: Wissenschaftliche Literatur. Jhg. 3, Heft 4. Berlin, Verlag Kultur und Fortschritt, 1954. 98 S.

Boerma, J. J. Westendorp, Briefwisseling tussen J. van den Bosch en J. C. Baud 1829—32 en 1834—36, I—II (Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap, Derde Serie, 80 en 81), Utrecht, Kemink en Zoon N. V., 1956. Pp. 224 en 273.

Boklund, Gunnar, The Sources of »The White Devil» (Essays and Studies on English Language and Literature, XVII). Uppsala-Copenhagen — Cambridge, Mass., Lundequitska Bokhandeln — Munksgaard — Harvard University Press, 1957. Pp. 226 and a facsimile (frontispiece). 19 Sw. Crowns or 25 s.

Bonno, Gabriel, Les relations intellectuelles de Locke avec la France (d'après des documents inédits) (University of California Publications in Modern Philology, 38,2, pp. 37—264). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1955.

Brelin, Johan, De passagem pelo Brasil e Portugal em 1756 (Intituto Ibero-Americano Gotemburgo Suécia). Lisboa, Casa Portuguesa, 1955. Pp. 141.

Brinkmann, Richard, Wirklichkeit und Illusion: Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende

Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Tübingen, Niemeyer, 1957. S. xi—347. Kart. 23 DM, Glwd. 26 DM.

Cahiers de civilisation médiévale, X^e—XII^e siècles, I^re Année, No. 1. (Janvier-Mars 1958) Poitiers, Centre d'études supérieures de civilisation médiévale, Université de Poitiers. Pp. 140.

Castellani, Arrigo, Bédier avait-il raison? La méthode de Lachmann dans les éditions de textes du moyen âge. Discours universitaires, nouvelle série, No. 20. Fribourg, Suisse, Éditions Universitaires, 1957. Pp. 62.

Catalán, Diego, La escuela lingüística española y su concepción del lenguaje (Biblioteca romanica hispanica, II: Estudios y ensayos, 22). Madrid, Editorial Gredos, 1955. Pp. 169. Precio: 40 pesetas.

Cohen, Gustave, Le personnage de Marie-Madeleine dans le drame religieux français du moyen-âge (estratto da Convivium, N.S., IV, 1956). Torino, etc., Società Editrice Internazionale. Pp. 141—63.

—»— Le vocabulaire de la scénologie médiévale (Sonderdruck aus Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LXVI, 1956, 15—21).

—»— Anthologie du drame liturgique en France au moyen âge: textes originaux accompagnés de traductions. Préface du P. Roguet (Lex Orandi: Collection de Pastorale Liturgique, Vol. 19). Paris, Les Éditions du Cerf 1955. Pp. 290.

Contributii la Istoria Limbii romîne literare în secolul al XIX-lea. Editura Academiei Republicii Populare Romîne, 1956. Pp. 243.

Corneille, Pierre, L'Illusion comique. Comédie publiée d'après la première édition (1639) avec les variantes par Robert Garapon (Société des textes français modernes). Paris, Marcel Didier, 1957. Pp. lxxix—127.

Correa, Gustavo, La poesía mítica de Federico García Lorca (University of Oregon Monographs: Studies in Literature and Philology, 7). Eugene, Oregon, University of Oregon Publications, 1957. Pp. v—174. Paper, $ 3.00.

Dalcher, Peter, Die Fischereiterminologie im Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug 1352 bis 1528 (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, VII). Frauenfeld, Huber & Co., 1957. S. xl—200 und 2 Karten im Text. Geheftet 14.50 S.Fr. oder 14 DM.

Denison, Norman, The Partitive in Finnish (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 108). Helsinki, The Finnish Academy of Science and Letters, 1957. Pp. 262. Price 1000 Finnish Marks.

Deutschmann, Olaf, Untersuchungen zum volkstümlichen Ausdruck der Mengenvorstellung im Romanischen, III: Die indirekte Bezeichnung der unbestimmten grossen Menge — affektische Abstrakta der Wertung zur Bezeichnung des Begriffes »viel» (sp. *una barbaridad de cosas*, it. *un flagello di cose*). Hamburg, 1953 (Diss. Hamburg 20. 3. 1937). 123 S.

Dietrich, Gerhard, Zur Geschichte der englischen Philologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Sonderdruck aus der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, V, 1956, 1041—56.

Diodorus Siculus, The Bibliotheca Historica, translated by John Skelton, now first edited by F. M. Salter and H. L. R. Edwards, Vol. II: Introduction, Notes, and Glossary (Early English Text Society, No. 239). London, Oxford University Press, 1957 (for 1954). Pp. liii and 397—472. Price 15 s. net.

Dobson, E. J., English Pronunciation 1500—1700. Vol. I: Survey of the Sources. Vol. II: Phonology. Oxford, Clarendon Press, 1957. Pp. xxiii—1078. 168s. net.

Donner, H. W., Svenska översättningar av Shakespeare's Macbeth, I: Schillers inflytande på Geijers översättning (Acta Academiae Aboensis, Humaniora XX,1). Åbo (Turku), Åbo Akademi, 1950. Pp. vii—148.

Dottori, de, Carlo, Il Parnaso. Edited, with Introduction and Notes, by Carlo L. Golino (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 48). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1957. Pp. 175.

Dresch, Joseph, Heine à Paris (1831—1856) d'après sa correspondance et les témoignages de ses contemporains (Études de littérature étrangère et comparée). Paris, Librairie Marcel Didier, 1956. Pp. 177.

Dubois, Raymond, Le domaine picard: délimitation et carte systématique dressée pour servir à l'inventaire général du »picard» et autres travaux de géographie linguistique. Arras, Archives du Pas-de-Calais; Sus-Saint-Léger, chez l'auteur, 1957. Pp. 169 et deux cartes.

Ducháček, Otto, K. Zobecňování Odborných Slov ve Francouzštině (Sborník Filosofické Fakulty Brněnske University, 1956, 64—76).

Dunlap, A. R., Dutch and Swedish Place-names in Delaware. Newark, Delaware, University of Delaware Press for The Institute of Delaware History and Culture, 1956. Pp. 66. Price: $ 2.00 cloth, $ 1.00 paper.

Dyggve, Ejnar, Kong Theoderik og den nordiske runddysse: en kunsthistorisk studie over Theoderikmausoleets kuppel (Studier fra sprog- og oldtidsforskning udgivne af det Filologisk-historiske Samfund, No. 233). København, G. E. C. Gad, 1957. Pp. 20 and illustrations.

Einarsson, Stefán, A History of Icelandic Literature. NewYork, The Johns Hopkins Press for The American-Scandinavian Foundation, 1957. Pp. xii—409. $ 5.50.

MITTEILUNGEN

Die Sitzungen des Neuphilologischen Vereins werden in Zukunft jeden letzten Donnerstag des Monats um 19 Uhr im Ständehaus abgehalten.

Dr. Nils Erik Enkvist was appointed Professor of English Language and Literature in Åbo Academy on 16 September, 1957.

Dr. phil. Kaj B. Lindgren wurde am 23. Dezember 1957 und Dr. phil. Marjatta Wis am 15. Februar 1958 zum Dozenten der germanischen Philologie an der Universität Helsinki ernannt.

Finnische Veröffentlichungen. — Aatos Ojala, Aestheticism and Oscar Wilde, Part II: Literary Style (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 93,2), Helsinki, 1955, pp. 270. — Eino Mikkola, Die Konzessivität bei Livius, mit besonderer Berücksichtigung der ersten und fünften Dekade: eine syntaktisch-stilistische Untersuchung (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 107,1), Helsinki, 1957, 181 S. — Kaj. B Lindgren, Über den oberdeutschen Präteritumschwund (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 112,1), Helsinki, 1957, 133 S.

Ausländische Besprechungen finnischer Veröffentlichungen. — Aatos Ojala, Aestheticism and Oscar Wilde, Part I (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 90,3), reviewed by Robert L. Schneider in the Journal of English and Germanic Philology, LV, 1956, 348—9. — Erkki Penttilä, The Old English Verbs of Vision: a Semantic Study (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVIII,1), reviewed by H. Gneuss in Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 79, 1957, 399—402. — Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, Vol. XVII), besprochen von Herbert Penzl in The Journal of English and Germanic Philology, LVI, 1957, 318—20.

A SENSE-DEVELOPMENT OF VERBS DENOTING EMISSION OF LIGHT

It is an established fact in many languages that a number of verbs denoting originally emission of light, i.e. »shining, gleaming, flashing, glittering», etc., have also acquired the meanings »to look, to see». Lauri Hakulinen (*Virittäjä*, 1942, pp. 56—58, 1945, pp. 198—200) has given instances from Finnish, e.g. *tuijottaa* (= to stare, gaze), which has gone through the sense-development »to shine faintly > to be dimly visible > to look steadily and fixedly». He also refers to Hellqvist, who in his *Svensk Etymologisk Ordbok* (s.v. *blick*) gives a list of verbs from various languages that have undergone this sense-development (Swedish verbs: *bliga*, *glana*, *glindra*, *glo*, *glutta*, *glänta*). Hakulinen also quotes an instance, which he owes to the late Professor O. J. Tuulio, from the Semitic group of languages: *šafa*, in classical Arabic, means »to polish, cause to shine», in modern popular Arabic the word has acquired the meaning »to see, notice».

Instances of this sense-development are also to be found in Greek. The basic meaning of the root **derk-* of the Greek verb »*δέρκομαι*» is »to have a shining look». Prévot says, while discussing the Greek verb »*λάω*» (»Verbes grecs relatifs à la vision et noms de l'œil», *Revue de Philologie*, IX, 1935, p. 249): »ce verbe paraît issu d'une racine indo-européenne qui signifie »briller» et »désirer». Le grec »*λάω*» a pris le sens de »regarder», mais avec une acception mauvaise, l'idée du mauvais œil».

In modern Castilian *vislumbrar* means »ver apenas» (to see indistinctly) and in modern Catalan the corresponding substantive *vislumbre* has the meaning »glimmering light, glimmer, appearance». Both are derived from the late Latin »vix luminare» (Garcia de Diego, *Diccionario etimológico espanol e hispánico*). In Portuguese *vislumbrar* means »to glimmer faintly» and »to see indistinctly».

What is the position in English as regards this type of sense-change? The development is not evidenced in Old English. OE. *blican, lixan, scinan, glæterian, glisian, glitenian* never seem to have had any meanings other than those coming under the headings »to emit light» and »appear» (cf. below). Nevertheless, there seems to be an etymological connection between the two groups of words, those denoting »emission of light» and those denoting »vision». According to Krogmann (*Anglia*, LXI, pp. 351 ff.) OE. *wlitan* »to look» belongs to the i-base of the Indo-European root **uel-* »to shine, to see», connected with OE. *wuldor* (= splendour).

If we take it, as Hakulinen has suggested, that the sense-development from »to emit light» into »to look, see» proceeds through the stages »to shine > to be visible > to look, see», OE. *blican* can be said to have proceeded as far as the second stage »to be visible», but never any further. The sense »to appear» is recorded in OE. dictionaries (e.g. Bosworth-Toller and Sweet). *BT* gives only one quotation, from *Sal. & Sat.* 289: *oþþæt him ban blicaþ bledaþ ædran* (= until the bone appear, the veins shall bleed). The suggestion may be made that, seen against this background, *Beow.* 222: *þa liþende land gesawon, brim-cliffu blican* might be justifiably translated: »the voyagers saw land, the sea-cliffs appearing (or coming into sight)». Editors of Beowulf, such as Wrenn and Klæber, give only the meaning »shine, gleam» in their glossaries. This verb is now obsolete, but the corresponding noun *blick* still has, in mining terminology, the meaning »brightening or iridescence appearing on silver or gold» (*OED.*, s.v. *blick*).

In Middle and Modern English, however, a number of cases of this sense-development are evidenced. In ME. verbs denoting both »to emit light» and »to look, see», it seems to be the general rule that »to emit light» is the earlier sense, and the senses »to look, glance, see» arise out of it. There is, however, one instance of the reverse development and also cases where the order of senses, on the basis of available evidence, cannot

be established with certainty. The verbs to be discussed can be conveniently classed under the following headings:

1. Verbs where the line of development leads from »to emit light» to »to look, see»: ME. *blenke, blusche, glare, glore, glowe, gleme, glimse, glimere.*

2. Verbs in which the original meaning, as instanced in ME. literary records, is »to glance off, slip», from which the senses »to emit light» and, later, »to look» emerge: ME. *glance, glente, gliffe, glie.*

3. Verbs in which the reverse development from »to look» to »to emit light» has taken place. The only verb under this heading is ME. *stare.*

Group 1. Verbs where the line of development leads from »to emit light» to »to look, see».

ME. *blenke* (Mod. E. *blink*)

Etymology obscure. ME. senses: 1. to shine, glitter, gleam; — 2. to glance, cast a glance, give a look, look up (from sleep).

The OED gives five examples of sense 1, covering the period 1303—1605. A typical instance is that from *Gaw.* 799 (MS. from about 1340): Vp on bastel-rouez, þat blenked ful quyte. The instances illustrating sense 2 (six in number) cover the period 1350—1625. Stratmann-Bradley gives the following additional example from *Ant. Arth.* XLII (MS. about 1420): qvenne þe balefulle birde blenked on his blod.

Both senses survive in Modern English, but where in ME. *blenke* was used, *blink* now takes its place.

ME. *blusche* (Mod. E. *blush*)

According to the OED the antecedent form of this verb is perhaps to be found in OE. *blyscan, bliscan* (= rutilare), found in Aldhelm Glosses; the OED regards, however, the

relations of the various senses as doubtful and the history of the word, accordingly, as obscure. Moreover, the dictionary points out that OE. *blyscan, bliscan* has been conjectured to be for *blicsian,* from root *blik-* »to shine», in which case it would not be related to ME. *blusche* at all.

ME. senses: 1. to shine forth; — 2. to cast a glance, give a look.

The OED gives only two instances of sense 1, both from alliterative poetry; *Gaw.* 1817: þat bere bluschande bemez, as þe brygt sunne, and *Destr. Troy* 4665 (MS. about 1400): the bremnes abatid; bluschit the sun.

Altogether seven ME. quotations are given by the OED of sense 2, covering the period 1325—1450. Two additional instances are found in *Gawain.* A typical one is that from *Gaw.* 650: in þe more half of his schelde hir image depaynted, þat quen he blusched þerto his belde neuer payred.

Both senses are found side by side in *Gawain* and *Destr. Troy.* Neither of them survived the ME. period. Sense 2 survives, however, in the corresponding substantive *blush* in the phrase »at the first blush» = at the first glance.

ME. *glare* (Mod. E. *glare*)

Of obscure origin. ME. senses: 1. to shine with a brilliant or dazzling light; — 2. to look fixedly and fiercely.

Sense 1 is of an early appearance in ME., the quotations given by the OED stretching from about 1250 to modern times. The first instance is from *Kentish Sermons* in OE. Miscellany (MS. about 1250) 27: þet Gold þet is bricht and glareth ine þe brichtnesse of þo sunne.

Sense 2, on the other hand, is of a comparatively late appearance, the first instance being found in *Chaucer,* who uses *glare* in the two meanings: sense 1 in *House of Fame* I 272: hyt is not al golde that glareth, and sense 2 in *Prol.* 684: swiche glarynge eyen hadde as an hare.

Both senses survive in Modern English. According to Wyld (*A Universal English Dictionary*) sense 2 is probably affected by ME. *glore*, related to Sw. dialectal *glora* »to glow, stare».

ME. *glore* (Mod. E. *glore*)

ME. senses: 1. to shine, glitter, glisten; — 2. to look fixedly, intently, to stare open-eyed.

The OED gives only three instances of sense 1, covering the period from the first half of the 14th century up to 1540. The first quotation is from *St. Bernard* 356: ne hit nas parseyued no more Till þat his lippes þerof deede glore. The second sense, which still survives in dialects, makes its first appearance in *Morte Arth.* 1074 (MS. about 1400): thane glopnede þe glotone and glorede un-faire.

ME. *glowe* (Mod. E. *glow*)

From OE. *glowan*. ME. senses: 1, to emit bright light and heat without flame, to shine, like something intensely heated; 2. to stare.

Sense 2 is treated in the OED as a separate verb, related to Sw. and Da. *glo* »to stare, look sullen», but with the suggestion that it may possibly be a use of *glow* (sense 1). Quotations stretch from Chaucer up to the present day. The first instance is from Chaucer's *Boeth.* I. pr. I. 2 (Cambr. MS.): she was a lytel amoued and glowede with cruwel eyen. This sense is now obsolete, except in dialects.

ME. *gleme* (Mod. E. *gleam*)

From OE. *glæm* »brightness». ME. senses: 1. to emit gleams, to shine either with emitted or reflected light; — 2. to glance, look.

Sense 1 (the surviving sense) is of an early appearance in ME., the first instance being found in *Leg. Kath.* 1653 (MS. about 1225): al þat terin is glistinde & gleaminde, as hit were seoluer oþer gold smeate.

Of sense 2 only two instances are given in the OED: the first from *Alisaunder* 505 (MS. from 1340—70): Nectanabus . . . . nyed hym tyll And gleming gainelich too þe gome saide: and the second from Dunbar, *Tua mariit wemen* 228 (MS. from 1508): quhene he about glemys.

Sense 2 has not survived in Mod. E. The corresponding noun *gleam* appears as late as 1852 in the sense: »a bright or joyous look».

ME. *glimse* (Mod. E. *glimpse*)

Etymology obscure; the same root appears in *glim* and *glimmer*. ME. and Mod. E. senses: 1. to shine faintly or intermittently, to glimmer, glitter; — 2. to come into view; to appear faintly, to dawn; — 3. to catch a glimpse of, to see by glimpses.

The verb makes its appearance in late ME. The first (and only) ME. instance of sense 1 is found in R. of Gloucester's *Chronicle* XX. 252 (MS. about 1400): snou þat was so whit þat glymsede on hare eygen. The corresponding verbal noun is found a few years earlier, in Chaucer's *Merchant's Tale* 1139 (from 1386): ye han som glymsyng, and no parfit sighte (the OED translates: you have only a glimmering vision). This quotation shows the close relationship between eye-sight and the impression conveyed by the eyes. If the eyes of a person shine only faintly, if there is only a faint flash in the eyes, the implication is that he has a poor eye-sight.

ME. *glimse* is the only one of the verbs discussed in this article to be evidenced in the »intermediate» sense »to come into view, to appear faintly» This sense makes its appearance in Modern English period, the first instance being from Dray-

ton's *Bar. Wars* V. XLV (MS. 1603): deformed shadowes glimpsing in his sight.

Sense 3 is of a still later appearance, the first instance given by the OED being from 1779, to be found in Forrest's *Voy. N. Guinea* 292: glimpsing in some things the difference between Romish and Protestant.

All three senses still survive, sense 2 in poetry and and in archaic use only.

ME. *glimere* (Mod. E. *glimmer*)

Of the same root as *glim* and *glimpse*. ME. senses: 1. to shine brightly, glitter. Of the eyes: to flash; — 2. (a weaker sense) to shine faintly, to give a faint or intermittent light; — 3. to look or glance with half-closed eyes, to see indistinctly.

Sense 1 makes its first appearance in *Gaw.* 172: his arsounz . . . þat euer glemered & glent al of grene stones. The OED gives four further examples, covering the period from 13 . . . to 1530. This sense has not survived in later Mod. E., sense 2, which appears in 1483, being the current, surviving sense.

Sense 3 is, again, of a later appearance, the first instance being found in Tomson's *Calvin's Serm. Tim.* 56/1 (published in 1579): if we doe not looke with full open eyes, but only glimmer in passing by. Now obsolete or rare.

Group 2. Verbs in which the original meaning is »to glance off, slip, or to move quickly» from which the later senses »to emit light» and »to look» emerge.

ME. *glance* (Mod. E. *glance*)

Of obscure origin. ME. and Mod. E. senses: 1. (of a weapon) to glide off an object struck; — 2. to move rapidly, esp. in an oblique or transverse direction; — 3. to cause a flash of light

by rapid movement; (of light) to dart, flash, gleam; — 4. (of the eyes) to move quickly, to cast a momentary look; to flash; to give a brief look; to survey with a glance.

The verb makes its first appearance in late ME., the first instance given by the OED being from *Merlin* 198 (MS. about 1400): the stroke of the ax glenched.

Sense 2 is instanced in Caxton's *Faytes of A.* I. IX. 23 (from 1489): the manere how they shall glaunche or withdrawe themself from ye strokes.

Sense 3 »to cause a flash of light by rapid movement» appears in the early Modern English period. There are numerous examples in the OED. The corresponding noun *glance* »a sudden movement producing a flash» is found about half a century earlier (in 1503).

The first instance of sense 4 is found in Stanyhurst's *Aeneis* II (Arb.) 61 (from 1583): in this wise musing myn eye glaunst to my coompanye fensiue.

With the exception of sense 2, all these senses still survive.

ME. *glente* (Mod.E. *glent*)

Probably of Scandinavian origin; cf. Sw. dial. *glänta, glinta, glätta* to slip, slide; to open slightly; to shine, gleam. According to the OED the original sense is probably that of quick motion, the application to light being secondary. The sense-development has thus proceeded on lines similar to that of *glance.*

ME. senses (in the order given by the OED): 1. to move quickly or with a gliding motion; (of a weapon) to glance, strike obliquely: — 2. to look askance; to glance; — 3. (of light) to be reflected, to flash, gleam; (of luminous objects) to shine.

It is interesting to note that, in the chronological sequence in which the senses make their appearance, sense 2 should appear earlier than the other senses. The earliest quotation is found in *Gen. & Ex.* 1029 (MS. about 1200): it hire þogte a selli þhing, for ghe was nigenti winter hold, Abraham on wane

of an hundred told; Ghe glente and þhogte, migte it nogt ben, and ghe þat sulde her wiþ childe be sen. The editor (Morris) translates:» she looked affrighted, stared in astonishment», and adds: *glente* signifies originally merely »to shine, look». It should be pointed out, however, that *glente* in this quotation is by no means an unequivocal instance of the sense »to look, glance». The verb is used here with reference to the flash of fright and astonishment in Sara's eyes when she hears from God that she is to bear a child at the age of ninety. The quotation could thus be justifiably placed among those under the heading »to flash».

The rest of the earliest instances given by the OED to illustrate the other senses make their appearance almost simultaneously.

The first instance of sense 1 is from *Rich. Cœur de L.* 1096 (MS. about 13 . . .): Kyng Rychard thenne besyde he glente. There are numerous further ME. and Mod. E. quotations in the OED.

The first quotation of sense 2, apart from that given above (*Gen. & Ex.* 1029), is from R. Brunne's *Handlyng Synne* (MS. about 1303). The following quotation, not found in the OED, might be given from *Gaw.* 476, a text which, incidentally, contains instances of all three senses: he glent vpon Sir Gawen and gaynly he sayde.

The first instance of sense 3 is found in *The Pearl* 1025 (MS. about 13 . . .): þe wal of Iasper þat glent as glayre.

The verb is now obsolete or found only in dialects, having been superseded by »to glint».

ME. *gliffe* (Mod. E. *gliff*)

Of obscure origin. ME. senses: 1. to slip, glance aside (a figurative off-shoot being »to make a slip in reading»); — 2. to look quickly, give a glance; — 3. to shine suddenly, to make a flash.

The verb is very scantily evidenced. The OED gives only three instances of sense 1., the first from *Ancr. R.* 46 (about 1225): and the last from *Arth. & Merl.* (Kölbing) 2990 (about 1330): He wold his nek smiten eft, & þe dint a litel gleft.

There are altogether six instances of sense 2 in the OED, stretching from about 1330 to 1570, the first quotation being from R. Brunne's *Chron. Wace* 3399: atte passage glyfte þey þer eyene (v.r. þei glift Ine). There is only one quotation to illustrate sense 3, from *Alexander* 4599 (about 1400—50): garlands ne no gay gere to glyffe in gour egen.

Sense 2, as may be seen above, made its appearance earlier than sense 3, i.e. the development does not seem to have proceeded along the same lines as in the case of ME. *glance*, where the line of development led from »to slip off» through »to cause a flash by rapid movement» finally to »to look quickly». The extreme scarcity of quotations, however, makes it impossible to establish the sense-development with anything like certainty.

The verb is now obsolete, except in Scottish and northern dialects, in which the corresponding noun *gliff* »a passing view, a glance, glimpse» also survives.

A variant of ME. *gliffe* is ME. *glifte* — scantily instanced in a few texts from the 15th century — given under the heading *glift* in the OED with the sense »to look, gaze».

ME. *glie* (Mod. E. *glee*)

Of obscure origin. ME. senses: 1. to slip; — 2. to shine, glisten; — 3. to look, glance; — 4. to look asquint.

The OED gives only sense 4 (s.v. *glee*). Stratmann-Bradley gives senses 2, 3, and 4. Sense 1 is found in *The Pearl* 245: syþen into gresse þou me aglygte (cf. the comment of the editor (Morris): »glygt» as a verb signifies not only »to slip but »to glance, look»).

Sense 2 is also instanced in *The Pearl* 114: in þe founce þer stonden stonez stepe, as glente þurg glas þat glowed & glygt.

Sense 3 is more commonly found, one instance in *The Patience* 453: þe gome glygt on þe grene graciouse leues; and two further instances in *Gaw.* 842: Gawayn glygt on þe gome, and *Gaw.* 970: when Gawayn glygt on þat gay. Tolkien, the editor of Gawain, says in the glossary: »obscurely related are ME. *glisten, gligten, gliften,* associated together as equivalents of »glent».

There are numerous instances of sense 4 in the OED, the earliest being from *Cursor Mundi* (about 1300): þe elder sister he forsok For sco gleied. This is the only surviving sense of the verb.

GROUP 3. VERBS IN WHICH THE REVERSE DEVELOPMENT FROM »TO LOOK» TO »TO EMIT LIGHT» HAS TAKEN PLACE. THE ONLY VERB UNDER THIS HEADING IS ME. STARE.

ME. *stare* (Mod. E. *stare*)

From OE. *starian* »to look at fixedly and intently».

The predominant meaning of ME. *stare* is, of course, »to gaze fixedly or with eyes wide open». The sense »to shine, glitter» makes its appearance in the 14th century (*The Pearl*) and is well instanced until about 1500, the last quotation given by the OED (s. v. *stare* and *staring*) being from Medwall's *Nature* I 749. The OED gives altogether 13 instances of this verb in the sense »to shine, glitter», to which might be added the following three: 1. *The Cleanness* 1506: stad in a ryche stal & stared ful brygte. 2. *The Cleanness* 1396: stepe stayred stones of his stoute throne. 3. *Wars Alex.* 28: many starand stanes strikes of thair helmes. This sense arose in phrases referring to the glittering of things such as stars, precious stones, garments, metals and colours. It never survived in Modern English.

The emergence of the sense »to look, glance, stare, see» from »to shine» and the reverse development (instanced in ME.

stare) are natural enough. There exists a close relationship between vision, on the one hand, and the impression produced by the eyes, on the other hand. If the impression conveyed by the eyes of a person is one of brightness, wide-openness, he is thought to have a correspondingly good power of vision. From the idea of brightness, emphasis may shift on to the idea of power of vision (often through the intermediate stage of »to become visible»), the notion of »looking, seeing» comes to form a prominent element in the meaning of the verb and a new sense arises; and vice versa (as in the case of *stare*) the notion of stars, garments, precious stones, etc. staring at us easily acquires the implication of »shining».

Erkki Penttilä

THREE ASPECTS OF BEOWULF AND HIS GOD

Beowulf maþelode, bearn Ecþeowes:
»We þæt ellenweorc estum miclum,
feohtan fremedon, frecne geneðdon
eafoð uncuþes. Uþe ic swiþor
þæt ðu hine selfne geseon moste,
feond on frætewum fylwerigne.
Ic hine hrædlice heardan clammum
on wælbedde wriþan þohte,
þæt he for mundgripe minum scolde
licgean lifbysig, butan his lic swice.
Ic hine ne mihte, þa metod nolde,
ganges getwæman, no ic him þæs georne ætfealh,
feorhgeniðlan; wæs to foremihtig
feond on feþe. Hwæþere he his folme forlet
to lifwraþe last weardian,
earm ond eaxle. No þær ænige swa þeah
feasceaft guma frofre gebohte;
no þy leng leofað laðgeteona,

synnum geswenced, ac hyne sar hafað
mid nydgripe nearwe befongen,
balwon bendum. ðær abidan sceal
maga mane fah miclan domes,
hu him scir metod scrifan wille.»[1]

The lines quoted above are Beowulf's reply to the grateful praise of Hrothgar, who has just beheld Grendel's severed arm in Heorot. Coming as they do in answer to a speech full of pious references, and in contemplation of a success which Beowulf had earlier acknowledged would be God's doing, they offer a clue both to Beowulf's conception of his God and of his relation to Him. It might be objected, since the passage appears to have little important theological content, that to choose it is to prejudice the discussion at the outset. To such an objection I can only offer the thesis that Beowulf's consciousness of God, genuine though it be, is a relatively peripheral thing throughout the poem, so that such stress as it receives here *is* typical of its larger role in the narrative. The following analysis of the passage is intended as the first step in the demonstration of this thesis.

The general tone of the speech is triumphal, befitting the fulfilment of such an important boast as Beowulf's when the fight was imminent:

»No ic me an herewæsmun hnagran talige,
guþgeweorca, þonne Grendel hine;
forþan ic hine sweorde swebban nelle,
aldre beneotan, þeah ic eal mæge.»
(677—80)

[1] Lines 957—79. All quotations from *Beowulf* are taken from the Columbia *Anglo-Saxon Poetic Records*, ed. E. van Kirk Dobbie, IV (New York, 1953).

Once fulfilled, the boast need not be repeated, but there is no need for mock modesty, either. Beowulf's pride in his exploit shines through the courtesy of the very first sentence — which requires for purposes of modesty only half the words it contains: »We þaet . . . [feohtan] estum miclum . . . fremedon.» The remaining words serve to express Beowulf's own consciousness of the value of his deed: »ellenweorc,» »frecne,» »geneðdon eafoð uncuþes.» He is saying, in effect, »The valor I have shown in this dangerous work, Hrothgar, was prompted by all good will»: it is significant that »ellenweorc» is mentioned before »estum miclum.»

The next sentence — which also begins with a first-person verb — continues the duality of pride and courteous deference, in greater or lesser degree according to the interpretation of the ambiguous word, »swiþor.» Klaeber's glossary lists »more,» »rather,» and »more especially» as possible meanings, and indicates one of the first two as his own choice for this particular passage.[1] Under Klaeber's construction, then, Beowulf would be saying: »I wish rather that you yourself could have seen him» — and the question arises: rather than *what?* Presumably, Beowulf wishes rather that Hrothgar should have seen the fight than that he, Beowulf, should have to talk about it. Understood in this light, the sentence becomes a strong gesture of modesty. If, however, »swiþor» means »heartily,» as Hall takes it,[2] then the gesture of modesty dwindles to a more perfunctory gesture of deference in the course of the triumphant narrative. In any case, this second sentence has placed emphasis on Grendel in a state of »fall-weariness.» The following sentence, once again beginning in the first person, recounts Beowulf's strategy for getting Grendel into that state (»heardan clammum»), and ends on the note of its miscarriage: »butan his lic swice.»

[1] Fr. Klaeber, ed. *Beowulf and the Fight at Finnsburg*, 4th ed. (New York, 1936), p. 405.

[2] John R. Clark Hall, trans. *Beowulf and the Finnesburg Fragment*, (London, 1950), p. 69.

The fourth sentence, although it continues in the first person, is transitional to what may be considered the second main thematic division of the passage. Its transitional character is indicated by the interposition between the subject and the main verb of what could be a parallel subject: »Ic hine ne mihte, *þa metod nolde*, /ganges getwæman . . .« This would seem to mean, »I couldn't, *because* God did not will it, hinder his going.« What is new in this sentence is the somewhat equivocal introduction of God into the account. If God's wish explains Grendel's escape, then no further explanation is necessary; if Grendel's strength explains his escape (»wæs to foremihtig feond on feþe«), then the will of God has been less directly appealed to. In any event, Beowulf's strength continues to hold the limelight, and the partial nature of its success only magnifies his valor by measuring it against such a formidable challenge.

The sentence beginning with »hwæþere« introduces what I have called the second section of Beowulf's speech. In it, Beowulf changes both his emphasis and his tone. Gone are all the first-person references: the vision presented is entirely of Grendel in his armless condition; and the tone, from one of triumph, is accordingly modulated to exhibit one of the most refined aspects of Beowulf's sometime Christianity. God, who might have been Fate in the preceding sentence, is clearly Christian here; and if a moment before Beowulf's victory was qualified (»Ic hine ne mihte . . . ganges getwæman«), the qualification is now removed. For Grendel's punishment by Heaven is imminent: Beowulf has prepared the way, and Heaven will do the rest.

The force of this section is cumulative. The first sentence begins to efface the earlier qualification of victory by the observation that although Grendel escaped with his life, it was only by losing the arm which had done so much damage in Heorot. The second sentence explains that even this fearful price was paid for nothing, since it will bring him no relief (»frofor«); at the same time, Beowulf evinces what looks like Christian

sympathy in calling Grendel wretched (»feasceaft»). This note of pity, free to expand once the futility of Grendel's escape has been posited, fills the remainder of this sentence, in which the evil-doer (»laðgeteona») is seen as tortured (»geswenced») by sins and by pain. The final sentence envisages the end of Grendel, and in so doing explains the substitution of pity for the previous exultation: The criminal (»maga mane fah») has been arrested in his depredations by Beowulf and, in effect, released to the Judiciary, to await »miclan domes, / hu him scir metod scrifan wille.» In resigning Grendel thus compassionately to God, Beowulf is at once acknowledging his own Christianity, and indicating his relation to its God. The warrior's part in cleansing Heorot of evil is over, and the passage that began with his glory ends with his Lord's justice.

I take this passage, with all its ambiguous theology, to be largely representative of Beowulf's relation to his God as he understands it, and as the poet shows his understanding to us. Christian pity aside, there are adumbrated in the fourth and fifth sentences two specifically non-Christian conceptions of God which find expression elsewhere in the poem. The first of these, suggested at the end of the speech where Beowulf implies that he is a military agent of God, appears earlier in the ambiguous passage near the beginning of the poem where the narrator explains that Grendel »no . . . þone gifstol gretan moste, / maþðum for metode, ne his myne wisse» (168—69). The notion is of God as a sort of Chief of the Ultimate *Comitatus*, and it is even more clearly behind Hrothgar's sermon on the man who falls into covetousness, until »he þa forðgesceaft / forgyteð ond forgymeð, þæs þe him ær god sealde, / wuldres waldend, weorðmynda dæl» (1750—52). The sin in this latter passage is precisely that of Godric in *The Battle of Maldon*, who »þone godan [Beorhtnoth, his lord] forlet / þe him mænigne oft mear gesealde.»[1]

[1] Lines 187—88. *Anglo Saxon Poetic Records*, VI (New York, 1942), p. 12.

The second non-Christian conception of God is seen in an implicit identification of God with Fate. It occurs throughout the poem, very clearly in Beowulf's first speech to Hrothgar on his arrival at Heorot: »ðær gelyfan sceal / dryhtnes dome se þe hine deað nimeð» (440—41). Beowulf by no means suggests here that he is God's moral agent, or even that the contest will be one of righteousness against evil; rather, it is to be a contest of strength alone. Thus, after commending his goods to Hygelac, rather than his soul to God in the event of defeat, Beowulf concludes a few lines later: »Gæð a wyrd swa hio scel» (455).

Beowulf's notion of God appears in a slightly different light in his speech before retiring to await Grendel, when he reaffirms his intention to meet the monster hand-to-hand, »ond siþðan witig god/ on swa hwæþere hond, halig dryhten, / mærðo deme, swa him gemet þince» (685—87). God here is expected to play a more active role than Fate, in watching the contest and then making a decision. Still later, on the eve of Grendel's mother's vengeance, we are told that in meeting the monsters Beowulf »gemunde mægenes strenge, / gimfæste gife ðe him god sealde» (1270—71). In this context, God appears neither as Fate nor as judge, but rather as the fountainhead of Beowulf's strength, the possession of which is itself a sign of God's continuing favor. It is this last notion of God — neither specifically Christian nor specifically pagan — which seems most persistently to underlie Beowulf's actions, and which is most clearly a key to God's significance in the poem. For, unlike some other epic heroes, Beowulf is less the incarnation of a whole man than a bulwark against the evil which is forever encroaching or threatening to encroach on society. As a destroyer of evil, he must and does represent good; and as evil is specifically identified with the powers of hell, Beowulf is specifically identified with the powers of heaven, represented by a God who is only periodically recognizable as Christian.

What we have, then, is a Germanic hero in the service of a sometime-Christian God. The convention of the »biot» keeps Beowulf from showing any outward humility; the convention of the *comitatus* keeps him from Christian asceticism; the demands of survival in his world prevent any turning-of-the-other-cheek; the unsteady notion of God Himself keeps him from the habit of prayer. And yet his conduct is perfectly consistent with the several conceptions of God. For God as Fate, Beowulf has resignation. For God as *comitatus* chief, he has (until the ravages of the dragon make him wonder whether he has somehow failed in his obligations) the certainty that his service has been loyal and wholehearted. And he has in return the supreme gift of strength, the seal of divine favor. So long as he is a good Germanic warrior, he can assume the protection of the good Germanic-Christian God. And assuming it, he does not need any further sign of piety. Some such consideration, I take it, accounts for such typical failures to mention God at all as his summary (2070—2144) of the Grendel affair to Hygelac.

All this is evident in Beowulf's answer to Hrothgar's thanks for dis-arming Grendel. As he had said in his »biot» that he would rely on his strength, so he refers first to the work of his strength, and mentions God only at the point where he has to explain his failure to achieve complete victory. Even the hints of compassion for the damned Grendel, soon to answer for his crimes to his Maker, are representative in the passing emphasis they receive: Beowulf's *world*, more than anything else, allows little play to compassion, mercy and the allied gentler, Christian virtues. And yet, we see that they are there to be evoked when circumstances permit. Such circumstances are understandably rare at times of mortal combat, and mortal combat takes up most of the narrative proper. But apparently they did offer during the years of peace before the dragon fight, for the lamenting Gauts speak their final praise of the dead Beowulf in terms which indicate that, as king, the fierce warrior finally found

scope for more Christian service to a more Christian God: »cwædon þæt he wære wyruldcyninga / *m*anna mildust ond mon[ðw]ærust, /leodum liðost ond lofgeornost.»[1]

Donald Fanger

THE USE OF THE INFINITIVE IN *A BOOK OF LONDON ENGLISH 1384—1425*

There are a number of studies dealing with the use of the infinitive in Middle English texts. Apart from H. Sanders' interesting survey *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Frühmittelenglischen*,[2] J. S. Kenyon's monograph *The Syntax of the Infinitive in Chaucer*[3] is worth special mention. All the treatises hitherto published deal with literary works and often with poetry, in which the choice of the form of the infinitive is largely dictated by metrical considerations, as shown by cases like

> Til that the belle of laudes gan to rynge,
> And freres in the chauncel gonne synge.
>
> (*Canterbury Tales* A Mil. 3655—6)

The study now reported is concerned with non-literary prose in London at the end of the fourteenth and the beginning of the fifteenth century. We felt that a study of this kind was indicated. Among other things, it provides a background against

[1] Even »lofgeornost,» though it is the least Christian-seeming of the epithets, is not malapropos. Klaeber notes: »The reference is either to deeds of valor . . . or to the king's liberality toward his men . . .» (p. 230). In this light, »lofgeornost» would signify, not vanity, but the desire to be *worthy* of praise.

[2] Kieler Studien zur englischen Philologie, No. 7. Heidelberg, 1915.

[3] Chaucer Society, Second Series, No. 144. London, 1909.

which it is now possible to assess the results obtained by Kenyon, E. Buchtenkirch,[1] and others.

Our study is based on *A Book of London English 1384—1425*, edited by R. W. Chambers and Marjorie Daunt (Oxford, 1931). This is a collection of seventy-five documents. The editors, we are told, have made every effort to get reasonable certainty concerning the London origin of each document. Among the texts is the well-known appeal of Thomas Usk.

ABBREVIATIONS

Ban. = A Petition of the King's Tenants at Banstead.
Brew. = Extracts from the Brewers' First Book.
Corr. i-xxvi = Correspondence of the Mayor and Aldermen with Henry V, etc.
Gild. i-vi = Returns of the London Gilds.
Groc. = Documents Relating to the Grocers' Company.
Lett. i-xviii = Extracts from the Guildhall Letter-Books.
Merc. = A Petition of the Folk of Mercerye.
Pleas i-v = Extracts from the Pleas and Memoranda, Guildhall.
Proc. i, ii, iii = The Proclamations of Nicholas Brembre.
Usk = The Appeal of Thomas Usk.
Wills i-xii = Wills

We give the page and line numbers and the date of each quotation.

FORM OF INFINITIVE

We are here concerned mainly with the uses of the two forms of the infinitive, the simple one (e.g., *I saw him come*) and the one with *to* (e.g., *he was seen to come*). For a discussion of these two forms, reference may be made to Urban Ohlander, »A Study on the Use of the Infinitive Sign» (*Studia Neophilologica*, XIV, 1941—2, 58—65).

[1] *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in Occleve's »De Regimine Principum»*. Jena diss., 1889.

Instead of *to, for to* is found in a number of cases; the ratio between *to* and *for to* is roughly 5:1. Unless otherwise stated, no distinction is made between *to* and *for to* in the following discussion.

The general principle governing Middle English usage seems to be that the simple infinitive is used when the relation between the finite verb and the infinitive is felt to be intimate. When this relation is less intimate and particularly when the two verbs are separated by a word or a group of words, the infinitive is preceded by *to*. This principle is reflected in the following quotation from the *Book of London English* —

hit was ordeyned þat þe Mair and þe Aldremen sholden wer blac and also to riden yn barge to Westmynster (Brew. p. 143, 89, A. D. 1422). The finite verb *sholden* is immediately followed by the simple infinitive *wer*, while the infinitive *to riden* is separated from it by several words.

INFINITIVE AS SUBJECT

There is no instance of the use of the simple infinitive as the subject of the finite verb in our texts.

The infinitive with *to* occurs frequently in conjunction with impersonal or quasi-impersonal statements; *for to* is also occasionally found, the ratio *to:for to* being 49: 3. Examples —

and the Aldermen . . . seyden that hit was a fals thing to selle her ale so dere (Brew. p. 141, 30, A. D. 1422).

þat it is shame and dole for to here (Lett. XVII, p. 107, 8, A. D. 1423).

wherfore it nedith þe sayere to be trewe in his office (Plea III, p. 129, 242, A. D. 1422).

PREDICATIVE INFINITIVE

In the predicative use of the infinitive, two types of construction can be distinguished, viz. the predicate accusative and the predicate nominative.

Predicate Accusative (»*Accusative with Infinitive*»). — As a predicate accusative, the infinitive has reference to the object of the finite verb. There are a few cases of the simple infinitive. The following quotation shows that the verb *to know* was used with the simple infinitive and the infinitive with *to* —

And if he knowe eny man use eny untrouthe of þe forseide malices, or nat admitted to þe practise of Phisyk, withinne þe boundes of London, hym þat he knoweth so to practise in phisyk . . . (Lett. XVIII, p. 114, 191—4, A. D. 1423).

To bid occurs only with the simple infinitive. There are three instances with the active form of bid —

and bade me write on þe bak þerof as it were rolled in þe Kynges benche (Lett. XVI, p. 106, 20, A. D. 1423—4?).

And alle þus he bade me seyne (Lett. XVI, p. 106, 33, A. D. 1423—4?).

that John Norhampton bad the poeple gon hoom (Usk p. 29, 196, A. D. 1384).

(For an example of the passive form of *to bid* followed by a simple infinitive, see below, p. 184.)

Causative *do*, which occurs eleven times in the *Book of London English*, is always followed by an infinitive with *to* —

We grete yow often tymes wel, Doyng yow to understande for youre confort that by the grace of god we ben savely arryved into oure lond of Normandie (Corr. VII, p. 67, 2, A. D. 1417).

And þei shull do hem to be paied (Lett. XVII, p. 108, 31, A. D. 1423).

As for the other causative verbs, *to cause* (one instance only) is found with the infinitive with *to* —

wher-fore hit caused malt to be soo dere (Brew. p. 141, 37, A. D. 1422).

To make occurs three times with the simple infinitive and five times with the one with *to* —

for to make the same wyn have a lykly colour of Romeney (Lett. X, p. 101, 19, A. D. 1419).

Also, ayeins the parlement than next folwyng, the Mair, John

Norhampton, made me, Thomas Usk, go to the comunes to enforme hem of the [*ord*]*inance* (Usk, p. 25, 95, A. D. 1384).

for whiche he maketh men to pay a certein to þe Toure (Plea III, p. 130, 274, A. D. 1422).

A somewhat complicated case is seen in —

al-so y make Richard Roos, Glover, and Jon man, Corwaner, myn executou[*r*]*s; and ayder of hem to have for ther trayvayll, a gode bow* (Will IX, p. 217, 20, A. D. 1413).

To let is usually found with the simple infinitive (e.g., *lat us rather al be ded at ones than soeffre such a vylenye*, Usk, p. 28, 187, A. D. 1384), but the infinitive with *to* also occurs two times —

þis John of Ely lateþ this office to ferme to wymmen (Plea III, p. 129, 243, A. D. 1422).

And morover þe forsaid Mair, Aldremen and Communs . . . laten al men to wete . . . (Lett. VII, p. 98, 24, A. D. 1418—19?). Cf. *Lating you fully wete þat we have writen to al our frendes and allies* (Corr. XXI, p. 82, 13, A. D. 1419).

The *Book of London English* provides no examples of the infinitive after verbs of perception except one instance after *to aspie* and two instances after *to find*, which is accompanied by the infinitive with *to* —

what maner man can aspie any maner persoune make, medle, or consent in any wyse . . . (Proc. VII, p. 98, 25, A. D. 1418—19?)

And also accorded is be þe forseid Meir and Aldermen þat þe forseid Shermen of London shull fynde at alle tymes . . . two men to turne þe ston (Lett. XVII, p. 107, 27, A. D. 1423).

And we have founde you our trewe lieges and subgitz of good wille at al tymes, to do al thing þat might do us worship and ese (Corr. XIII, p. 73, 7, A. D. 1418). — It is not quite certain, however, whether *to do* is more closely associated with the finite verb than with *trewe lieges and subgitz of good wille.*

Predicate Nominative. — As a predicate nominative, the infinitive has reference to the subject of the finite verb. Two kinds of construction can be distinguished: (a) the word to

which the infinitive refers is the subject of a passive verb; (b) the *to be to* type.

(a) The infinitive is normally preceded by *to*, but there is an instance of the simple infinitive after the passive form of *to bid* —

and than be the Mair, John Norhampton, was every man boden gon hom, and come fast a-yein strong into Chepe with al her craftes (Usk p. 28, 190—192, A. D. 1384). (For the occurrence of the infinitive after the active form of *to bid*, see above, p. 182).

An example of the infinitive with *to* as a predicate nominative —

þe whiche hathe ben mony a yere leten to ferme (Plea III, p. 127, 193, A. D. 1422).

(b) The type *to be to* is common in the *Book of London English*, particularly in phrases like *it (that) is to wit, it (that) is to say* —

And so the body, þat is to weten þe Cors of our said King (Brew. p. 145, 136, A. D. 1422).

Also what man comyth nouȝt at dew tyme warnyd be the Bedel, that is to seyn to Rydyng aȝeins the k̄yng (Groc. p. 198, 115, A. D. 1418).

The construction in the following instance is interesting —

as it is shewid and to shewe bi hire olde Custumarie (Ban. p. 225, 13, A. D. 1413—19).

INFINITIVE AS OBJECT

Although the use of the infinitive as an object of the finite verb and its use as a predicate accusative must be kept separate from the point of view of grammatical logic, it must be emphasized that this distinction has little significance from the point of view of living language. Practically taken the only difference between the two is that when used as an object, the infinitive has the same subject as the finite verb, but when used as a

predicate accusative, it does not have the same subject as the finite verb (e.g., *I want to go; I want him to go*).

Only the simple infinitive occurs as an object after the auxiliaries *can*, *may*, *shall*, and *will*, for which examples are available in our documents. (For the special case in which *shall* is followed by an infinitive with *to*, see above, p. 181.)

The verb *dare* is followed by the simple infinitive —

Certein trewe liege man is þer non, ne feithful subgit coude þer non ne durste tarie or be lachesse in any wyse . . . (Corr. XIV, p. 75, 30, A. D. 1418).

for trouthe amonges us of fewe or elles no man many day dorst be shewed (Merc. p. 35, 61, A. D. 1386).

As for *to need*, only the infinitive with *to* is attested in the documents under study (two instances) —

So þat in alle or in parcelle it nedeth to be corrected or amended or hoolly to be adnulled (Lett. XVIII, p. 115, 240—41, A. D. 1423).

(For the other example, see *Infinitive as Subject*, p. 181).

Ought to, as might be expected, is accompanied by the infinitive with *to* —

[*he shal*] *do his dever as a wardein of þe bretherhede ought to do* (Gild. II, p. 47, 88, A. D. 1389).

To bid is always accompanied by the simple infinitive. For the examples, see pp. 182 and 184, above.

There are altogether no less than 60 instances of periphrastic *do*, which, of course, is accompanied by the simple infinitive —

aforn þat he dede take his Oth at Westmonster, we dede zeve hym an ox (Brew. p. 189, 1534—5, A. D. 1425).

Causative *do* occurs eleven times in the *Book of London English*. The accompanying infinitive is invariably preceded by *to*. For examples, see p. 182, above.

As for the other causatives, *to cause* (one instance) is accompanied by the infinitive with *to*. *To make* (eight instances) occurs both with the simple infinitive and the one with *to*. *To let* (16 instances) is usually followed by the simple infinitive,

but there are two instances with an infinitive with *to*. For examples, see p. 183, above.

Our London documents provide an example in which *to know* is followed by the simple infinitive and by the one with *to* in the same sentence. The only plausible explanation of this seems to be the fluctuating state of linguistic usage at Chaucer's time. The passage runs thus —

And if he knowe eny man use eny untrouthe of þe forseide malices, or nat admitted to þe practise of Phisyk withinne þe boundes of London, hym þat he knoweth so to practise in phisyk . . . (Lett. XVIII, p. 114, 191—4, A. D. 1423).

We have come across no other instances of verbs of perception accompanied by an infinitive, except two cases of *to find* with an infinitive preceded by *to*, and one case of *to aspie* with a simple infinitive. These cases are quoted on p. 183, above.

To help (two instances) is followed by an infinitive with *to* —

þe wheche dede paien diverse sommes of monye, for to helpe to destruye þe weres yn Tempse (Brew. p. 151, 327, A. D. 1423).

[*dyverse percelles paied*] *to ij wemen for her travayle yn helpynge to make clene þe halle* (Brew. p. 174, 1051, A. D. 1423).

Verbs not discussed above in connection with which the infinitive with *to* occurs as a predicate accusative or as an object: *to admit* (one instance), *assign* (one), *begin* (one), *beseech* (five), *bind* (two), *charge* (four), *choose* (three), *claim* (one), *command* (four), *conclude* (one), *desire* (three), *dispose* (one), *draw* (one), *ensure* (one), *establish* (one), *fear* (one), *grant* (six), *hope* (two), *imagine* (two), *intend* (two), *leave* (one), *licence* (one), *like* (five), *offer* (three), *ordain* (one), *pray* (seven), *presume* (two), *procure* (one), *purpose* (three), *refuse* (four), *send* (six), *sentence* (two), *suffer* (two), *suppose* (two), *swear* (three), *tell* (two), *trust* (four), *undertake* (two), *used to* (two), *warn* (one).

ADVERBIAL USE OF THE INFINITIVE

Infinitive of Purpose. — Only the infinitive with *to* is used for indicating the purpose of an action in the *Book of London English*. Even with verbs of motion, like *come* and *go*, the Chaucerian type *go we dyne* does not occur —

the same Nichol . . . did crye openlich that no man sholde come to chese her Mair but such as were sompned (Merc. p. 34, 23, A. D. 1386).

it is conteined that no manere man go by lande or bi water to mete with eny maner Marchantz or vitaillers (Lett. XII, p. 102, 5, A. D. 1423?).

[*þe said Mair*] *ordeigned þat the Shreves . . . shold not riden up-on horsbak to Westmynster to take her charge* (Brew. p. 143, 77, A. D. 1422).

A few examples to illustrate the use of the infinitive of purpose with other verbs —

And, to blynde the people an colour her disceit, [*he*] *endorsed hit* (Lett. XV, p. 105, 19, A. D. 1423—4?).

he presentit hym self a surgeon and a visicion to disseive the peopl (Plea III, p. 124, 80, A. D. 1422).

And moreovere þei charge . . . þat eche honest persone . . . hang out of her house . . . a lanterne with a candell þer-in, to brenne as long as it may endure (Lett. VI, p. 97, 13, A. D. 1418).

Infinitive of Cause. — In a number of cases the infinitive with *to* is used in our London documents to indicate the cause of an action —

the kyngly desyre of your inspired excellence deliteth to here of the welfare of your forsayd Cite (Corr. IX, p. 69, 25, A. D. 1417).

[*percelles paied*] *to William Walton, laborer, to serve þe masons for xj dayes* (Brew. p. 154, 415, A. D. 1423).

[*percelles*] *to an woman to pike our place of tile stones* (Brew. p. 158, 559, A. D. 1423).

paid to þe Chamberlayn of þe Gildehalle þe costages of iij

laborers, to drawe doun an to destruye þe seide weres (Brew. p. 151. 338—339, A. D. 1423).

Item, paide to an laborer, be a day, for to make clene þe place and to couche þe tile sherdes (Brew. p. 158, 554—555, A. D. 1423).

The following two quotations with the *as for to* construction provide interesting examples of the infinitive of cause —

so that the adversairs of John Norhampton sholde noght have be in non offices herafter, wher thorw me may wel se the destruxion of the [t]own with inne a litel proces of tyme, as for to have so many thrifty men owt of towne (Usk p. 26, 124, A. D. 1384).

but he dede thanke þe Maistres . . . as for to have ȝove hym ȝifftes (Brew. p. 182, 1300, A. D. 1423—4).

INFINITIVE WITH AN ADJECTIVE

Only the infinitive with *to* is found in our London documents. A few of the many instances in which the infinitive occurs with an adjective —

for the same Nichol sayd bifor Mair . . . that xx or xxx of us were worthy to be drawen and hanged (Merc. p. 35, 58, A. D. 1386).

Also the pamentis afore the Chambir rent in the bailly . . . be diffectif and nedeful to be amendid (Plea III, p. 122, 16, A. D. 1422).

wherthourgh the peple for feere fledde to houses and other [hidy]nges as in londe of werre, adradde to be ded in comune (Merc. p. 34, 33, A. D. 1386).

That no manere man ne child, of what estate or condicion that he be, be so hardy to wrestell, or make ony wrestlyng within the seintuary (Lett. II, p. 93, 2, A. D. 1411).

There are also a few cases where an infinitive with *to* follows a past participle (*wer wont to selle; enbolded to be rebel; be bound to swere*).

In the following case the infinitive has reference to the adverb *enough* rather than the adjective *young* —

And ȝif it so befalle þat he be ȝong ynowȝ to werche (Gild. IV, p. 51, 20—21, A. D. 1389).

INFINITIVE WITH A NOUN OR PRONOUN

Only the infinitive with *to* is used with nouns or pronouns in the *Book of London English*. The infinitive used in this way frequently has varying adverbial force —

John White . . . was holde in prison in london tille he had founde surete to paie it hym (Ban. p. 226, 34, A. D. 1413—19).

Occasionally the infinitive has a decidedly adjectival force —

and feld hem ful of old and feble spaynissh wyn to have a lykly manere taste and smell to the drynkyng of Romeney (Lett. X, p. 101, 16, A. D. 1419).

The infinitive is often equivalent to the phrase *of . . . -ing*. A couple of examples —

and many mo bene in purpos to avoide . . . the forsaid lordship (Ban. p. 227, 60, A. D. 1413—19).

Of the deth of the erle of Armeignak, and of the slaghter that haþ ben at Parys, we halde no nede to write to you (Corr. XI, p. 72, 35, A. D. 1418).

In a number of cases the infinitive has consecutive force —

In primis the hous at the Corner of Irmongerlane in Chepe ruynous in poynt to fall doun defectif (Plea IV, p. 133, 84, A. D. 1423).

The infinitive may also be attached to a pronoun —

Also, ȝif any brother deye þat haþ nouȝt of his owne to be beried with (Gild. III, p. 48, 43—44, A. D. 1389).

Also is ordeined þat, if any brother or soster dyeþ and have nouȝt of his owen for to be buried (Gild. I, p. 42, 36, A. D. 1389).

and he have nouȝt of wher-of to be buried of his owen (Gild. I, p. 42, 40, A. D. 1389).

This, as we see, is a clìché.

INFINITIVE AFTER THAN

In the following case the infinitive is preceded by *to* —

O how may the simplesse of povere lieges better or mor clerly conceyve the graciouse love . . . of the kyng . . . than to here how your most excellent persone . . . (Corr. XIV, p. 75, 24, A. D. 1418).

PERFECT INFINITIVE

In Middle English, the perfect infinitive is not infrequently used to indicate an action simultaneous with that of the finite verb. It occurs particularly after *would*, also after *should*, and after the preterites of many other verbs expressing purpose, will, intention, expectation, assumption, hope, fear, and the like, when the intention, expectation, assumption, etc. has not been carried into effect. In our London documents we have come across a large number of instances in which the perfect infinitive is used in this way, to denote an action, simultaneous with that of the finite verb, which has not been carried into effect. A selection of examples found in the *Book of London English* —

And, certeinly, the ful purpos of the persones to-forn nempned was to have had the town in thair governaile, and have rulid it be thair avys, and have holden under, or elles de-voyded owt of towne, al the persones that had be myghty to have wyth-seyde hem, and the remenant, that had non such myght, to have holden hem under for ever (Usk p. 24, 54—9, A. D. 1384).

And, truly, the ful entent was that al the ordinances that wer ordeyned in hys tyme, wer they never so badde, sholden haue be meigtened ever more afterward with strength of meigtenance of the poeple a-yeins any mayr that wolde haue do the contrarie (Usk p. 24, 40—44, A. D. 1384).

be whiche patent yt was fully assented ferst to have don execucion upon any man that had be proved giltyf (Usk p. 26, 107, A. D. 1384).

witting moreover that in oure comyng by Picardy we hadde disposed us for to have taried sumwhat in the cuntre, for to have sette hit with Goddes help in better gouvernance (Corr. XXII, 83, 8—9, A. D. 1421).

for it was yn poynt at þis tyme to have falle doun yn defawte of reparacion (Brew. p. 162, 666, A. D. 1423).

Ther this same Thomas Corbet, with oþyr false contrivers . . . confedered and enterlied togeder, compassyng and ymaginyng . . . utterly to have disherited the same William (Lett. XV, p. 105, 12, A. D. 1423—4?)

an finaly delivered it to certeins persones þerwith to have vexed and disherited þe same William (Lett. XV, p. 105, 22, A. D. 1423—4?)

al the elde officers sholden have be removed by proces of tyme, and sette in her place suche as wolden have meigtened and loved hise opinions (Usk p. 24, 62—4, A. D. 1384).

and it was ment that he sholde have ther-by ben i-jugged of al maner of estat of office in the town for ever (Usk p. 25, 81, A. D. 1384).

to that entent that al hys ordinances mighten be confermed be our lord the kyng in hys statut, to have dured ever-mor; so that thilk ordinances sholden bothe have be stablisshed be statut (Usk p. 25, 88—91, A. D. 1384).

that they sholde noght have bore nomore estat in the town (Usk p. 26, 111, A. D. 1384).

be suche fals purposyng . . . sholden the worthi persones of the town have ben for-jugged out of towne (Usk p. 26, 119. A. D. 1384).

the adversairs of John Norhampton sholde noght have be in non offices (Usk p. 26, 122, A. D. 1384).

Robert Franceys and other . . . wolden have endited Sir Nichol Brem[*bre*] *of meigtenance* (Usk p. 26, 131, A. D. 1384).

I wot wel he wolde have meigtened al hys ordinances, or elles have sette al the town in a rore (Usk p. 27, 151, A. D. 1384).

to that entent that ther sholde non have come in but onl[*y*

that] *wolde have chose John Norhampton to be Mair* (Usk p. 27, 159, A. D. 1384).

they sholden have sembled to go to a newe eleccion (Usk p. 28, 194, A. D. 1384).

we arrived on Wodnesday last, to thentente for to have yeven secours (Corr. XXII, p. 84, 18, A. D. 1421).

he was sore stered be certein persones of diverse Craftes for to have desesid þe said Crafte of Breweres (Brew. p. 144, 102 A. D. 1422).

The texts on which the present study is based represent late Middle English non-literary usage in the most important dialectal area of the time, an area where the greatest literary works of the Middle English period were composed and where the roots of modern English are to be found. The material, it must be admitted, is rather limited in scope; yet it is sufficient to suggest that the use of the infinitive with *to* as against that of the simple infinitive was much more extensive than one might expect in the light of treatises based on poetical works of the period. On the other hand, certain features, like the use of the simple infinitive with *know*, suggest some fluctuation regarding the choice of the infinitive form as compared with modern English.

Anja Kaartinen — Tauno F. Mustanoja

SIX LETTERS BY KEATS

It is always exciting to find in old catalogues of autograph letters items ascribed to a famous author, for they bring us into close touch with him and make us eager to see the originals. When the entries concern a writer as great as Keats our curiosity is piqued by mere summaries and extracts, and we can only be satisfied by the sight of the letter itself or by a full transcription made by a competent editor. In default

of this, we are bound to fall back on the catalogue and to accept what it yields with some gratitude and many reservations.

The six letters I shall now describe are taken from sale catalogues printed over a century ago for two reputable firms of auctioneers.

The first item appears in Puttick and Simpson's sale catalogue of July 9, 1849 [1], and is described as »a charming letter» of three quarto pages, written by Keats to Mr. Haydon, from Carisbrooke on April 20, 1817. The cataloguer adds: »He [Keats] speaks of the charming scenery by which he is surrounded with poetic ardour, and longs to convey his impressions with adequate force to his friend.»

We know from his collected letters that Keats had written just three days earlier to John Hamilton Reynolds from Carisbrooke, and had described the ruins of its castle as well as the general beauty of the Isle of Wight.[2] What is significant, from the point of view of establishing the authenticity of the letter to Haydon, is that Keats asks Reynolds to let him know particularly about Haydon, and makes a laughing reference to a window at Newport bearing the inscription, »O Isle spoilt by the Mil*a*tary.»[3] The inscription is of some importance for when this same letter to Haydon again appeared at auction, [4] its cataloguer quoted a passage from it that reads:

> Me voilà settled in the 'Isle spoilt by the Military', sic docet an inscription on the window of the room where I slept at Newport.

[1] Lot 195. The catalogue is now in the British Museum.

[2] *The Letters of John Keats* (edited by Maurice Buxton Forman), 4th ed., Oxford University Press, 1952, pp. 18—22.

[3] *Ibid*, pp. 20 and 21.

[4] Sotheby and Wilkinson's sale catalogue, May 12—17, 1851, lot 1161. This catalogue is now in the National Library of Scotland.

At its re-appearance, the letter was described as »very interesting and charmingly written, »but it is clear that its commercial value had fallen between the two sales. In 1849, it made £ 2.15.0; in 1851, only £ 1.16.0.

There is a discrepancy between the two descriptions of this letter. Puttick and Simpson declare that it was written to »Mr. Haydon»; Sotheby and Wilkinson state that it was to »William Haydon», but in listing two other letters by Keats in their catalogue, they note that these are written to »W. Haydon». I can find no material concerning William Haydon, and wonder if these differences can be reconciled. Is it not possible that the Sotheby and Wilkinson cataloguer read »W^{m}» when he should have read »M^{r}»?

If this is what happened, then the recipient would probably have been Benjamin Robert Haydon, the painter. In this same year, B. R. Haydon had put Keats with Wordsworth and Hazlitt into his picture called »The Entry of Christ into Jerusalem»[1]; and he also wrote letters to Keats in March and May, 1817.[2] The admiration of Keats for this »worthy gentleman» is, at this period, very apparent.[3]

The Sotheby and Wilkinson catalogue contains two other references to letters to Haydon, and both are tantalising in their brevity. One of them is said to be of three pages, written »in admiration of the memory and works of Dante,» from Leatherhead on November 20, 1817.[4] Its authenticity seems almost guaranteed by the reference to Leatherhead, for we know that Keats's letters to Reynolds and Benjamin Bailey of two days later bore the postmark of that town.[5] Unfortun-

[1] *The Autobiography and Journals of Benjamin Robert Haydon* (edited by Malcolm Elwin). Macdonald, London, 1950, p. 306.

[2] *The Letters of John Keats*, ed.cit., pp. 13, 14, 27.

[3] *Ibid*, pp. 15, 17, 18.

[4] Sotheby and Wilkinson's sale catalogue, May 12—17, 1851, lot 1163.

[5] *The Letters of John Keats*, ed. cit., pp. 63 and 66.

ately, nothing more may be gleaned from the catalogue but a note that the letter made £ 2.14.0.

The other to Haydon[1] was again of three pages, but was written from Hampstead on January 29,1818, and was described as »full of philosophical feeling.» A short extract is given, and it reads:

> Some people believe everything, some believe nothing, and some will give credit to any thing. I am none of those. I can only say I do not disbelieve anything.

Here again postmark and address tally with other letters written by Keats at this time.[2]

The same Sotheby and Wilkinson catalogue lists a letter of three pages by Keats to William Spencer.[3] It is dated Oxford, September 1817, and is said (by the cataloguer, possibly from the letter itself) to have been written on the occasion of Keats's introduction to Wordsworth.[4] One passage is quoted from the closing part of the letter:

> In his own peculiar empire, Wordsworth stands pre-eminent. But however great an admirer of Wordsworth's poetry I may be, I cannot submit to the imputation of having suffered my originality, whatever it is, to have been marred by its influence.

[1] Sotheby and Wilkinson's sale catalogue, May 12—17, 1851, lot 1164.

[2] *The Letters of John Keats*, ed. cit., pp. 89—90.

[3] I have been unable to identify Spencer. He is not mentioned in the collected letters, or in Hyder E. Rollins's monumental work, *The Keats Circle* (Harvard, 1948). The name of William Robert Spencer (1769—1834) springs to mind, but I know of no reason to connect this aristocratic versifier, who attracted the notice of Sheridan and Byron, with Keats.

[4] Sotheby and Wilkinson's sale catalogue, May 12—17, 1851, lot 1162. It made £ 2.14.0 in the auction. In September, 1817, Keats stayed with Bailey at Oxford.

The quotation vividly suggests that reaction against Wordswort which was to end in Keats's famous statement of February, 1818, »we hate poetry that has a palpable design on us.»

The last of the letters in the Sotheby and Wilkinson catalogue is to »Mr. Woodhouse»,[1] and was written from Wentworth Place, Hampstead, on December 8,1818. Only a sentence from it is quoted: »When the grey hairs begin to appear, what a prosaic dog a man becomes.» It is possible that this was the letter that drew a reply from Keats's friend, Richard Woodhouse, on December 10, 1818.[2]

One further letter remains to be mentioned. It is in Puttick and Simpson's sale catalogue of July 9, 1849 (lot 196), and is described as »an extremely beautiful letter of three quarto pages» addressed to W. Spencer from Inverary, on July 18,1818.[3] Before quoting a passage from it, the cataloguer states that Keats »condoles with his friend on some domestic bereavement, and tenderly sympathises with him.» The extract follows:

> A true love is one of the greatest blessings of human life; our sorrow for the loss of our friends is more excusable than most of our complaints. But though it be more venial it is not more reasonable than any other mode of misery that has its origin in disappointment. Did we think our friends immortal? Did we not know while we held them to our hearts that we were embracing the property of death, who would sooner or later assert his claim?

The contrast in tone between this letter and the one he wrote to Bailey on the same day is worth notice, but the letter to Bailey carries an explanation of the difference. There, Keats cries, »I carry all matters to an extreme;» and it is this mercurial

[1] Sotheby and Wilkinson sale catalogue, May 12—17, 1851, lot 1165. It made £ 2.4.0.

[2] *The Letters of John Keats*, ed. cit., p. 244.

[3] This letter was sold to Montagu for £ 2. 17. 6.

quality, the promptness with which one mood starts off another, that is one of the delights of his letters.

The extracts I have mentioned are mere fragments from a great writer, but their references to Dante, to Wordsworth, and to Keats himself, are of such interest as to make us lament the disappearance of the originals and hope that one day they will be discovered again to be given to us in their fullness.

Aberystwyth

Cecil Price

GEDANKEN ZUR WORTFORSCHUNG

Da die Wörter eben das Grundelement der Sprache darstellen, dürfte es für ein Axiom gelten können,dass jede sprachliche Einsicht letzten Endes von unsren Kenntnissen über Herkunft, Geschichte und Bildung des einzelnen Wortes abhängig ist. Die Wissenschaft, die sich mit diesem wichtigen Teil der Philologie beschäftigt, nennen wir seit alters her *Wortgeschichte* oder *Etymologie*. Diese Begriffe sind jedoch nicht ganz synonym. Jener klingt sozusagen zuverlässiger, reeller und handgreiflicher, dieser hat an sich etwas Arrogantes und Vermessenes. Das Wort Etymologie ist im Grunde ein allzu hehres Wort, um im Zusammenhang mit den oft sehr unsicheren Ergebnissen und den unzureichenden Hilfsmitteln der praktischen Wortforschung verwendet zu werden.

Hieraus ist nun zunächst der berechtigte Schluss zu ziehen, dass jede wortgeschichtliche Arbeit, die neues, bisher übersehenes Belegmaterial und neue Gesichtspunkte hinsichtlich der Beurteilung des betreffenden Wortes bringt, einen wertvollen und willkommenen Baustein zum Gebäude der betreffenden Wortsippe fügt, ohne dass die endgültige Lösung des Problems dadurch erreicht wäre. D.h., das *non credo* eines zufälligen Beurteilers muss immer in diesem Bewusstsein ausgesprochen werden.

Betrachten wir also das *etymon* als das Endziel, so erhebt sich zunächst die Frage: *Was ist Wortforschung?* Ein Skeptiker würde vielleicht darauf antworten, dass Wortforschung eine unnütze Beschäftigung mit Dingen sei, deren Wahrheit nie völlig erwiesen werden könne. Eine realistischere und vor allem gerechtere Antwort würde aber besagen, dass die volle Erkenntnis eines gewissen Wortes eine rein historische Angelegenheit sei, und zwar nicht nur eine überaus schwierige, sondern für die Geschichte der Kultur selbst auch eine sehr wichtige. Im Bereich der *Lehnwörter*, oder sagen wir vielleicht richtiger der *Streifwörter* und *Wanderwörter*, ist dieser Gesichtspunkt sehr belangreich, weil die Wanderungen der Wörter uns oft über Kulturzusammenhänge belehren können, über die jedes schriftliche Dokument schweigt.

Da nun Wortforschung in erster Linie *Wortgeschichte* ist, so ergibt sich daraus, dass der Weg des Suchers nur mühsam, Schritt für Schritt, soweit die schriftliche Überlieferung hinaufreicht, zurückgelegt werden kann. Was *vor* den dokumentarischen Zeugnissen liegt, bleibt fast immer unsicher und von direkten Beweisen kann hier kaum die Rede sein.

Von solchen »unerweislichen Etymologien», für die zwei oder mehrere Lösungen vorhanden sind, ohne dass es möglich wäre, einer bestimmten Lösung unbedingt den Vorzug zu geben, sei zunächst das Wort *Honig* (mel) angeführt, das nach der heutigen Vulgatansicht zu einer Wurzel mit der Bedeutung »gelb, gelblich» gestellt wird, von Jacob Grimm aber auf ein verschollenes germ. **hun-* mit der Bedeutung »Leib» zurückgeführt wird, dies mit der Vermutung, dass die Vorstellungen »Leib», »Blut» und »Seim» verfliessen, mythisch aber *nectar* aus *Blut* bereitet werde. Hier liegt nun tatsächlich eine dritte Möglichkeit vor: Ein umfangreiches Vergleichsmaterial, auf das ich in einer ausführlicheren Arbeit zurückzukommen gedenke, legt nämlich die Vermutung nahe, dass das germ. **hunaga* von Anfang an nicht »Honig», sondern eben »Wabe» bedeutet habe; in diesem Falle hätte man an eine andere Wurzel,

idg. **kun-* (germ. **hun-*) zu denken, die u.a. in dem griech. Wort κύτταρος, »Bienenzelle», wiederkehrt.

Aber auch bei der aus belegtem Wortmaterial erreichbaren Wortgeschichte sind die Hindernisse und Schwierigkeiten beträchtlich, vor allem weil das Objekt selbst, d.h. das Wort in seiner Eigenschaft als wichtigster Bestandteil der Sprache an sich ein sehr komplexes Gebilde ist: es hat bekanntlich nicht nur ein *Lautbild* oder Fonem, dessen Entwicklung den betreffenden Lautgesetzen gemäss klargelegt werden muss, sondern auch ein *Schriftbild*, das meistens trügerisch genug sein kann. Der bekannte Satz von Theodor Frings: »*Es streiten sich von Anfang an der Schreiber und der Phonetiker*» hat in der Tat eine für den Ausdeuter handschriftlicher Schreibformen fast tragische Geltung: es ist zur Genüge bekannt, wie schwierig es oft ist, die tatsächlich lebendige Ausspracheform eines mehrhundertjährigen Schriftbildes genau zu bestimmen, wenn auch die moderne Mundartform in vielen Fällen aufschlussreich oder sogar ausschlaggebend sein kann.

Neben den Schwierigkeiten, die sowohl im Lautbild und dessen Entwicklung als auch im Schriftbild und dessen Verhältnis zum Lautbild verborgen liegen, gibt es bekanntlich noch ein Drittes, das noch schwerer wiegt in jeder Wortgeschichte. Es ist dies die Bedeutung oder richtiger die Bedeutungen hinter dem Fonem. Gerade hier, also auf dem semantischen Gebiet, liegt der Kernpunkt aller wortgeschichtlichen Forschung. Im rein Lautlichen ist die Grenze des Plausiblen und Wahrscheinlichen einigermassen greifbar, die Grenzen der Bedeutung sind aber so verschwommen, dass es oft untunlich ist, aus rein logischen Gründen zu entscheiden, was möglich oder unmöglich ist. Dazu noch ist es oft eine sehr schwierige Angelegenheit, die tatsächlich beabsichtigte Bedeutung in einem alten Beleg genau festzustellen, besonders wenn der Kontext keine unbedingte Entscheidung bringen kann. Nicht selten kommen bei einem und demselben Wort mehrere, chronologisch differentiierte Bedeutungen zum Vorschein, die irgendwie mit einander

in Verbindung gebracht werden müssen. *Welche* Bedeutung dabei als die primäre anzusehen ist, kann selbstverständlich nicht aus der Frequenz allein herausgelesen werden, da eine ältere Bedeutung im Schwinden begriffen sein kann. In diesem Fall können uns zuweilen Bedeutungsparallelen gute Dienste leisten. Als ein bezeichnendes Beispiel möchte ich hier das Wort *Seim* (nectar, mel, favus) erwähnen, das in den ältesten ahd. Belegen zwar überwiegend die Bedeutung »nectar» (also etwa »Honig, wie er aus der Wabe fliesst») aufweist, das aber durch die Tatsache, dass eine Menge Wörter für »Wabe» in mehreren Sprachen eine Bedeutungsentwicklung von »Wabe» zu »Honig» zeigen, am ehesten auf jene Bedeutung als die ursprüngliche hinweist. Eine entgegengesetzte Entwicklung kommt meines Wissens nicht vor. Mehr als Wahrscheinlichkeit kann jedoch auf diesem Wege kaum erzielt werden.

Schon aus diesen allgemeinen Erwägungen erhellt, dass der positive Wert einer wortgeschichtlichen Arbeit, besonders wenn sich diese mit schwierigeren Problemen befasst, von vornherein nicht allzu hoch zu veranschlagen ist. Wie bereits erwähnt, kommt es nicht selten vor, dass gleichzeitig zwei oder drei, lautlich und begrifflich unanfechtbare Deutungen vorhanden sind, ohne dass wir imstande wären, der einen oder der anderen den Vorzug zu geben. Ein sehr drastisches Beispiel hierfür möge hier kurz angeführt werden. Es ist dies der vielumschriebene schwedische Landschaftsname *Värend*, für den man folgende drei Deutungen zurechtgelegt hat: 1. *Vär-* = got. *wair*, lat. *vir* etc. 2. *Vär-* = altschwed. *vaera*, isl. *vera* (Aufenthalt etc.). 3. *Vär-* = germ. **war-* (Wasser). — In ähnlichen Fällen sind natürlich noch weitere Vorschläge willkommen, besonders wenn neues Belegmaterial beigebracht wird, wodurch eine relative Schätzung und Abwägung der bereits vorhandenen Lösungen ermöglicht wird.

Ich möchte ganz besonderes Gewicht legen auf die Worte »*neues Belegmaterial*». Aus eigener Erfahrung ist mir wohlbekannt, wie wichtig es ist, sich nicht mit dem in den einschlägi-

gen Wörterbüchern befindlichen Material zu begnügen, sondern immer auf der Suche nach neuem Belegmaterial zu sein. Urkundensammlungen und dgl., deren Wortmaterial noch nicht in den Wörterbüchern verzeichnet ist, können dabei oft sehr aufschlussreich sein. Es soll in diesem Zusammenhang auch nicht unerwähnt bleiben, wie unzureichend die uns zur Verfügung stehenden Wörterbücher und Nachschlagewerke für die älteren deutschen Sprachperioden sind. Abgesehen von den unschätzbaren Steinmeyer-Sieverschen Glossensammlungen, die eine wahre Fundgrube für die Wortforschung überhaupt darstellen, haben wir für die ältere Zeit nur die Werke von O. Schade und E. G. Graff, von denen besonders das letztere sehr veraltet ist. Erst wenn die in Vorbereitung begriffenen ahd. und mhd. Wörterbücher der Unternehmungen in Leipzig und Hamburg einmal fertig vorliegen, wird es möglich sein, das älteste Wortmaterial eingermassen zu überschauen. Vielleicht wird es der künftigen Forschung dadurch gelingen, viele Wortprobleme auf einer sicheren Grundlage aufzubauen und somit manche Fragezeichen der etymologischen Wörterbücher aus der Welt zu schaffen. Was die Unzulänglichkeit unserer heutigen Hilfsmittel im allgemeinen betrifft, möchte ich folgendem Urteil beistimmen, das ich einem vor einigen Jahren erschienenen wortgeschichtlichen Werk entnehme: »Wer ernsthaft das gesamte Sprachgebiet zu überschauen versucht, der wird sich immer wieder fragen, ob die Lückenhaftigkeit unserer Hilfsmittel überhaupt Schlüsse *ex silentio* zulässt. Einstweilen sind so gewaltige Teile des deutschen Sprachgebietes ihrem Wortschatz nach im Druck noch unzugänglich (so, um nur einiges zu nennen, der grösste Teil des Westfälischen, weiteste Teile des Ostfälischen, der grösste Teil des Mecklenburgischen, des Pommerschen, des Brandenburgischen, des Schlesischen), so dass jede einschränkende Aussage über die Verbreitung nicht alltäglicher Worte nur mit grösstem Vorbehalt zu machen ist. Und wenn hier noch manche Lücke geschlossen werden wird und der deutsche Wortatlas für eine

Fülle von Worten reichstes Gegenwartsmaterial bringen wird, so ist doch so vieles Mundartgut endgültig dahin, dass die Gefahr des Scheinschlusses auch in Zukunft ausserordentlich gross bleibt. Zu leicht wird auch vergessen, dass viele grosse moderne Wörterbücher das historische Material beiseite lassen.» —

Auf Grund dieser Aussage lässt sich wohl ohne Übertreibung behaupten, dass auch die gewissenhafteste, mit allen Mitteln der älteren und jüngeren Überlieferung aufgebaute Wortgeschichte durch so viele Lücken und andere negative Faktoren bedroht wird, dass wir in den meisten Fällen über eine Hypothese nicht hinauskommen können. Wie einleuchtend, d.h. wie plausibel in lautlicher und begrifflicher Hinsicht eine Lösung auch sein mag, so erübrigt in den weitaus meisten Fällen der *Beweis* für deren Richtigkeit. Es erhebt sich dabei natürlich die Frage, ob es wirklich der Mühe wert sein kann, eine Menge Arbeit und Zeit auf eine solche Aufgabe zu verwenden, da das endgültige Ergebnis so unsicher ist. Als eine vorsichtige Antwort auf diese Frage will ich behaupten, *dass keine solche Arbeit gänzlich überflüssig ist*, denn einerseits kann auch eine unwahrscheinliche Deutung etwas Neues und Wertvolles an den Tag bringen, andrerseits müssen auch die Wege, die sich schliesslich doch als irreführend erweisen, genau untersucht werden, ehe der richtige Weg gefunden werden kann.

Wenn also die Schwierigkeiten schon ganz erheblich sind, die der wortgeschichtlichen Untersuchung im Wege stehen, so wächst selbstverständlich die Unsicherheit immer mehr, wenn es gilt, die wirklich überlieferten Tatsachen mit den öfters sehr problematischen Faktoren zu verbinden, die *vor* den überlieferten Quellen liegen. Die auf die sog. Junggrammatiker zurückgehende Ehrfurcht vor den Lautgesetzen und die darauf aufgebaute, sinnreiche vergleichende Lautlehre hat wohl jene ältere Wortforschungstradition geschaffen, die ohne Bedenken mit Wurzeln, Wurzelerweiterungen und Wurzelvariationen operierte und dadurch oft die elaboratesten Wort-

sippen erzielte; dass dies Bestreben oft zu weit gegangen ist, wird wohl heute allgemein anerkannt. Ein Beispiel dafür, dass sogar die typischsten Vertreter dieser Wurzellehre ihre eigenen Zusammenstellungen und Kombinationen allzu unsicher gefunden haben, liefert uns u.a. ein Vergleich zwischen zwei der bekanntesten Arbeiten auf diesem Gebiet. Das Werk von P. Persson, *Zur Lehre von der Wurzelvariation und der Wurzelerweiterung* enthält z.B. nicht selten umfassende Wortkombinationen, die in dem späteren Werk desselben Verfassers (z.B. in den »Beiträgen zur indogerm. Wortforschung») zurückgenommen oder wenigstens stark in Abrede gestellt werden. Der Skepticismus gegen die alte »Wurzellehre» überhaupt scheint in der modernen Zeit immer grösser zu werden; andrerseits gibt es heute noch Stimmen, die gegen eine allzu scharfe Kritik der alten Tradition erhoben werden. Zu den grössten Skeptikern gehören wohl vor allem die modernen Dialektforscher und Dialektgeographen; aber auch andere, ja sogar Fachleute aus der älteren Tradition verwenden nicht selten Charakterisierungsworte wie »Aberglaube» oder »Fiktionen», wenn es sich um Wurzeln und Wuzeldeterminative handelt. Weniger grossrednerisch scheinen die sog. Etymologen »vom Fach» zu sein, was allerdings kaum befremdet, da diese wohl mit den älteren Traditionen in der Wortforschung fester verbunden sind und dazu noch die Fähigkeit haben, genau zu begreifen, welche Schwierigkeiten sich vor dem Worthistoriker auftürmen. Soweit mir aus eigener Erfahrung ein Urteil gestattet ist, ist die Skepsis gegen die älteren Forscher oft sehr übertrieben; denn kein gesundes Urteil kann die Tatsache verleugnen, dass die Arbeiten mehrerer älterer Etymologen, wie z.B. die von E. Lidén und P. Persson, ihren hervorragenden Wert behalten werden und für die Zukunft die feste Grundlage auch der germanischen Wortforschung bleiben werden.

In *einer* Hinsicht aber hat diese ältere Tradition nicht selten gesündigt: ausgehend von aussergermanischen Wortgleichungen hat sie oft sinnreiche und scharfsinnige Wortgebäude und Wort-

sippen zustande gebracht, *ohne das überlieferte, ältere westgermanische Belegmaterial genau vorzulegen oder zu untersuchen.* Zwei Beispiele hierfür seien beiläufig angeführt. Zunächst das Wort *Reim*, das auf Grund des vollständigen ahd. und mhd. Belegmaterials mit grosser Wahrscheinlichkeit als ein einheimisches germ. Wort erwiesen werden konnte, und zwar gegen die ältere Vulgatansicht, die dasselbe Wort als ein Lehnwort aus dem griech.-lat. Wort *rhythmus* betrachtete. Andrerseits das Wort *Wachs* (cera), das nach einer Untersuchung in der von E. Lidén angegebenen Richtung hin als aus der weitverbreiteten Wurzel **u̯eg-*(weben, flechten) erklärt werden konnte, allerdings wie fast immer mit einem Fragezeichen.

Schwerwiegender ist indessen ein anderer, an sich leicht erklärlicher Fehler der älteren Tradition: *das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des betreffenden Wortes*, soweit dies auf Grund der Quellenbelege festgestellt werden konnte, wurde oft nicht genug, ja zuweilen gar nicht berücksichtigt. Es ist wohl vor allem das Verdienst der modernen Wort- und Dialektgeographie, dass die Arbeiter auf dem unsicheren Feld der wortgeschichtlichen Forschung den hohen Wert dieser Frage — also der Frage nach Verbreitung und Wanderung der Wörter — eingesehen und die Ergebnisse der neueren Wissenschaft für die Zwecke der worthistorischen Untersuchung und Etymologie nutzbar gemacht haben. Allerdings muss dabei beachtet werden, dass die genauesten Angaben über die *heutige* Verbreitung eines gewissen Wortes oder einer gewissen Wortgruppe für die Wortgeschichte selbst nur einen *relativen* Wert haben können; wenn z.B. erwiesen werden kann, dass zwei Synonyma für den Begriff »apis» wie *Biene* und *Imme* auf dem heutigen Sprachgebiet ziemlich genau von einander abgegrenzte Räume einnehmen, so ist damit *nichts Sicheres ausgesagt über die Verbreitungsgebiete derselben Wörter vor etwa sieben oder acht Hundert Jahren.* Diese letzteren einwandfrei zu erschliessen ist kaum möglich, da ein auf historischem Material aufgebautes

Bild über die Verbreitung eines Wortes in keinem Fall als unbedingt zuverlässig angesehen werden kann; Zufall und ähnliches spielt hier eine allzu grosse Rolle. Lässt sich aber auf Grund der älteren Quellenbelege feststellen, dass ein gewisses Wort nur auf einem relativ eng begrenzten Gebiet im Westen des deutschen Sprachraumes, z.B. im südlichen Niederländischen, zu Tage tritt; gibt dann die weitere Untersuchung an die Hand, das dasselbe Wort etwa ein paar Jahrhunderte später nur auf nd. und z.T. westmitteldeutschem Gebiet belegt ist, dass dagegen jede ältere Spur des Wortes auf sonstigem md. und hd. Gebiet fehlt, dann ist wohl der Schluss erlaubt, dass es sich hier um ein Wort handelt, das dem germ. Wortschatz ursprünglich nicht angehört hat, sondern aus fremder Quelle stammt. Denn solche Fälle, in denen das älteste, uns erschliessbare Verbreitungsgebiet sehr beschränkt ist und an der Peripherie des Sprachraumes liegt, geben zunächst zu der Annahme Anlass, dass das Wort von aussen her stammt. Ein sehr bezeichnendes Beispiel hierfür sei aus meiner eigenen Erfahrung hier angeführt: das heute so weit verbreitete Wort *Sahne* (cremor lactis), das nach der älteren Vugatansicht die Fortsetzung einer Wurzel **sanu-* (vgl. altind. *sā́nu*, »Oberfläche, Bergrücken») sein sollte, hat sich nach einer eingehenderen Untersuchung als einen Eindringling aus dem romanischen Sprachgebiet erwiesen: das Wort ist im deutschen Süden der älteren Zeit überhaupt nicht belegt und bei näherem Zusehen ergibt sich ausserdem, dass das älteste Verbreitungsgebiet einen ganz kleinen Raum in den südlichen Niederlanden, hart an der französischen Grenze, darstellt. Dadurch entsteht die neue Möglichkeit, das ndl. Wort *zaan* als ein nordfranz. Lehnwort zu erklären, entstanden aus dem nordfranz. Wort *sain, sān*, das seinerseits eine Entwicklung aus dem lat. Wort *sagīna* (Fett) ist. Ein völlig einwandfreier Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung kann wohl nicht erbracht werden; gegenüber der älteren Deutung, die trotz des relativ späten Auftretens des Wortes dies als ein altes germ. Erbwort be-

trachtete, hat die von mir gegebene Erklärung wenigstens den Vorzug, dass sie auf die aus der Überlieferung selbst erschlossenen Verhältnisse genau Rücksicht nimmt. Was in diesem Falle die sog. Schlüsse »ex silentio» betrifft, d.h. die Annahme, dass das betreffende Wort dem eigentlich hochdeutschen Sprachgebiet von Anfang an fremd gewesen sei, dürfte man diese als relativ wohlbegründet bezeichnen können, da die Sprachräume, die für die heutigen Synonyma desselben Wortes Geltung haben, also die Wörter *Rahm*, *Obers*, *Fett*, *Schmant* und *Flott* — zu erweisen scheinen, dass das Wort *Sahne* dem älteren Hochdeutschen wirklich gefehlt hat.

Die Schwierigkeiten zugegeben, die *jedem* Versuch begegnen, das Verbreitungsgebiet eines Wortes in längst vergangener Zeit auch einigermassen zutreffend anzugeben, muss doch wohl anerkannt werden, dass die heutigen Verhältnisse in dieser Beziehung sehr oft ziemlich zuverlässige Rückschlüsse auf solche in älterer Zeit erlauben. Auf diese Weise können uns also die wortgeographischen Lageverhältnisse der modernen Zeit indirekt wertvolle Auskünfte gewähren, wenn es gilt, frühere Wanderungen und Ausdehnungen eines Wortes oder ganzer Wortgruppen zu rekonstruieren.

Fassen wir die obigen Gedanken kurz zusammen und stellen wir die Frage, wie eine *mustergültige* wortgeschichtliche Untersuchung eigentlich aussehen soll, so ergibt sich diese Schlussfolgerung. Als die wesentlichsten und wichtigsten Grundlagen ist in erster Linie ein *möglichst vollständiges Belegmaterial* mit sowohl chronologischer als auch wortgeographischer Gliederung anzusehen. Es erhebt sich aber des weiteren die Frage, ob es vielleicht doch auch andere Mittel gibt, die den immer mehr oder minder relativen Wert einer solchen Untersuchung noch mehr erhöhen können.

In methodischer Hinsicht ist hierbei besonders auf die grossen Vorteile hinzuweisen, die bei einer *gleichzeitigen Behandlung grösserer Wortgruppen* zu gewinnen sind und zwar vor allem im Vergleich mit der alten traditionellen Monogra-

phie. Gewiss kann auch bei einer derartigen Untersuchung ein umfangreiches Vergleichsmaterial an begriffsverwandten Wörtern und Synonyma herangezogen werden, aber bei der Behandlung eines einzigen, isolierten Wortes ist wohl nie dieselbe Übersichtlichkeit zu erreichen wie bei einer Untersuchung grösserer Wörtergruppen innerhalb zusammengehöriger Wortkategorien oder sagen wir *Wortfelder*. Mit diesem letzten Wort befinden wir uns ganz in der Nähe der bekannten *Wortfeldtheorie* von J. Trier, die trotz vielen Übertreibungen für die wortgeschichtliche Forschung von grosser Bedeutung ist und die ich deshalb hier in ihren wesentlichsten Zügen streifen möchte.

In seiner Wortfeldtheorie betrachtet Trier die Sprache nicht als eine Anhäufung von isolierten Einzelworten, sondern vielmehr als ein *Ganzes mit einer sinnvollen Gliederung*. Die Wörter der Sprache fügen sich nach Trier nach bestimmten »Begriffsfeldern» in verschiedene Felder, sog. *Wortfelder*, zusammen. — Über das Wort selbst heisst es bei Trier u.a.: »Das Wort ist nur, indem es sich aus dem Ganzen der Sprache ausgliedert . . . Die Genauigkeit des Verstehens eines Einzelwortes ist abhängig von der seelischen Gegenwärtigkeit des Gesamtfeldes und seiner besonderen Struktur . . . Worte sind sinnlos, wenn ihre Kontrastworte aus dem gleichen Begriffsfeld dem Hörer fehlen, und sie sind unscharf, wenn ihre begrifflichen Nachbarn nicht auftauchen, ihren Anteil am Begriffsfeld beanspruchen und durch ihr Heranrücken die Grenzen des ausgesprochenen Wortes scharf hervortreten lassen.» —

Dies ist in aller Kürze der Grundgedanke der Trierschen Wortfeldtheorie. Dass diese in mancher Hinsicht übertrieben und den reellen Verhältnissen wenig entsprechend ist, liegt auf der Hand und ist auch von mehreren Kritikern, die z.T. sehr heftige Angriffe auf das Triersche Gedankensystem gemacht haben, einwandfrei erwiesen worden. Zu den schärfsten Widersachern gehört der bekannte Wortforscher F. Dornseiff, der sich besonders gegen die Mystik der Trierschen Wortfelder

wendet. Gegen den Satz Triers, *dass jede Wortbedeutung eines Einzelwortes durch Synonyma mitbestimmt sei*, behauptet Dornseiff, dass dies in irgend einer der bekannten europäischen Sprachen nicht der Fall sei. Er fährt fort: »Die Synonyma eines Sachbereichs gliedern diesen nicht auf. Das ist eine Überschätzung der Sprache. Dazu ist die Realität der Welt, der gegenüber die Wörter jeder Sprache nur ein Zeichensystem, d.h. bescheidene Signalisiermittel sind, zu unendlich und unausschöpfbar. Die Realität der Welt und des Lebens wird vielmehr durch die Wörter an immer einer anderen Stelle selbständig angeschnitten. Sie sind nicht als Ganzes gegliedert und nicht voneinander abhängig.» —

Trotz dieser nüchternen und gesunden Kritik muss doch wohl anerkannt werden, *dass es tatsächlich eine Art Wortfelder gibt*, nur dass diese sozusagen reeller sind als diejenigen, mit denen Trier in seinen oft allzu theoretischen und abstrakten Betrachtungen arbeitet. Wenn man sagt, dass ein gewisses Wort zunächst an seine *Synonyma*, dann aber auch sowohl an *entferntere begriffliche Verwandte* als auch an die sog. *Kontrastworte* anklingt und dass ferner die sachlich zusammengehörigen Wörter sich zu Gruppen vereinigen, die voneinander scharf abgegrenzt sind, so dürfte man das Wesentlichste über die betreffende Theorie, oder wenigstens das, was für die praktische Wortforschung von Belang ist, ausgesagt haben. Und dass die dadurch entstandenen Gesichtspunkte wirklich von praktischem Nutzen sind, kann keinem Zweifel unterliegen, denn eine wortgeschichtliche *Arbeit, die eine grössere Anzahl von zusammengehörigen Wörtern innerhalb einer besonderen Sachgruppe oder eines bestimmten Begriffsbereiches behandelt, gewinnt durch die Rücksichtsnahme auf die Trierschen Gedanken über Zusammengehörigkeit und bedeutungsmässige Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den verschiedenen Wörtern eines Wortfeldes, ohne jeden Zweifel an Gründlichkeit und Übersichtlichkeit.* Diese Gesichtspunkte habe ich übrigens schon praktisch zu verwerten gesucht in meiner Untersuchung »Zur Terminologie der Bienenzucht»

(*Studia Neophilol.* XVII, S. 97–206, Uppsala 1944/45), welcher vor allem das Bestreben zugrunde liegt, die mehr in die Tiefe gehende Einzeluntersuchung eines vereinzelten Wortes auf dem breiteren Feld der betreffenden sinn- und gebrauchsverwandten Wörter aufzubauen. Niemand der sich die Mühe macht, meine dort angewandte Methode näher zu prüfen, wird in Abrede stellen können, dass diese die einzig mögliche ist, wenn man den gegenseitigen Beeinflussungen und Wechselwirkungen der sinnverwandten Wörter und Ausdrücke auf die Spur kommen will.

Ich habe mit Absicht bei der Wortfeldtheorie etwas ausführlicher verweilt, da diese ein so grosses Gewicht darauf legt, dass die ganze Reihe der näheren und entfernteren Synonyma gehörige Berücksichtigung finden. Ich möchte schliesslich in diesem Zusammenhang auf eine Detailfrage aufmerksam machen, die für jede Untersuchung von grossem Belang ist und die mehr die rein methodische Seite derselben berührt.

Wenn man nämlich den Plan zu einer wortgeschichtlichen Untersuchung entwirft und es gilt, für ein dunkles Wort eine annehmbare Lösung zu finden, müsste von vornherein eine möglichst vollständige Sammlung von Synonyma angelegt werden, und zwar nicht nur aus der betreffenden Sprache selbst, sondern womöglich auch aus anderen Sprachen. Hat man z.B. aus dem germ. und dem rom. Sprachgebiet eine gewisse Anzahl von Synonymen gesammelt und sich die Herkunft der etymologisch durchsichtigen Wörter genau vermerkt, so kann man auf dieser Grundlage eine Übersicht gewinnen über diejenigen Begriffe, die als die ursprünglichen den betreffenden Wörtern zugrunde liegen. Nehmen wir als Beispiel das oben erwähnte Wort *Sahne*, so ergibt sich z.B., dass die modernen rom. Sprachen für diesen Begriff wenigstens 10 verschiedene Wörter besitzen, die auf folgende ältere Bedeutungen zurückgeführt werden können:

1. Salbe (*chrisma*) — 2. Schaum (*crama*). — 3. Decke (*matta*). 4. Winter, Winterzeit (*bruma*). — 5. Blume (*flos*).

6. Tuch (*pannus*). 7. Filz (*pilleum*). 8. dicht (*spissus*). 9. Fett (*sagina*). — 10. Leinwand (*tela*).

Stellen wir nun diese Wörter mit den hierhergehörigen germ. Wörtern für denselben Begriff — cremor lactis — zusammen, so ergibt sich ein System von etwa 6 Grundbedeutungen, die der späteren Bedeutung »Sahne» zugrundeliegen. Die häufigste Vorstellung ist die, welche die Sahne als eine Decke oder ein Tuch auffasst, eine andere, fast ebenso oft vorkommende, ist die, welche vom Grundbegriff »Fett» ausgeht; häufig ist auch die Vorstellung von etwas oben auf der Milch Schwimmendem oder Fliessendem; von der Konsistenz der Sahne ausgehend schliesslich die Vorstellung von etwas Dichtem, Schaum- oder Salbähnlichem.

Eine derartige Zusammenstellung kann dann weiter durch einen Vergleich mit Wörtern aus anderen Sprachgebieten noch mehr ausgebaut werden, und auf diese Weise ist bereits von Anfang an sozusagen ein *Umstellen* derjenigen Begriffe möglich, unter denen man aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Suche zu gehen hat, um eine begriffliche Anknüpfung an das zu untersuchende Wort zu gewinnen. Es ist natürlich sehr wohl möglich, dass letzteres in seiner begrifflichen Bildung allein dasteht, aber auf jeden Fall muss das Suchen zuerst unter den schon bekannten verwandten Begriffen anfangen, ehe eine neue Anknüpfung versucht wird.

Die Zahl dieser älteren Bedeutungen, aus denen also die Bedeutung des fraglichen Wortes hergeleitet werden soll, ist natürlich verschieden, je nach den Umständen; da jedoch die denkbaren Möglichkeiten eine Grenze haben müssen, ist wohl doch zu erwarten, dass die ältere Bedeutung unseres Wortes sich wenigstens in der Nähe der uns bereits bekannten, älteren Begriffe finden wird.

Aus den oben vorgelegten Gedanken geht mit voller Deutlichkeit hervor, dass die schwierigsten Probleme in der wortgeschichtlichen Forschung gerade auf dem rein *semantischen* Gebiet liegen. Deshalb wäre es vielleicht erlaubt einem frommen Wunsche Ausdruck zu geben: Wäre es nicht möglich,

für das germanisch-romanische Sprachgebiet ein vergleichendes, ausführlicheres semantisches Wörterbuch zu schaffen? Bei der nahen Verwandtschaft zwischen der germanischen und der lateinischen Sprachfamilie würde ein solches Unternehmen ohne jeden Zweifel sehr einträglich sein. Derjeinigen Vorteile ganz zu geschweigen, die sich für die wortgeschichtliche Forschung ergeben würden.

Uppsala NILS TÖRNQVIST

A SYNTACTICAL PROBLEM IN OLD HIGH GERMAN

Abstraction on the basis of analytic data and subsequent synthesis or generalization are important methodological devices in the field of descriptive syntax, whether purely formal or functional-semantic taxonomical principles are applied in the treatment of a given set of sentence entities. The validity of the syntactical formulations or »rules» derived in this manner is necessarily dependent on a sufficiently representative body of data. As an example of premature abstraction followed by gratuitous generalization, one may cite Kruisinga's statement about object clauses dependent on negated governing verbs of saying and thinking in modern German, e.g., *er sagte nicht, dass er krank sei.* His argument runs as follows: »Die uneingeleiteten objektsätze . . . sind im deutschen . . . durchaus schriftsprachlich . . . In beiden sprachen [Dutch and German] kommt diese art von nebensätzen nur mit einem positiven leitsatz vor, so dass man nach einem negativen leitsatz, z.b. *Man glaubte nicht,* stets einen satz mit *dass* findet.»[1]

In a recent article, I recorded and analysed a number of modern literary instances of indirect discourse sentences con-

[1] E. Kruisinga, *Einführung in die deutsche Syntax* (Groningen-Batavia, 1935), p. 28.

Cf. J. Dal, *Kurze deutsche Syntax* (Tübingen, 1952), p. 200, G. O. Curme, *A Grammar of the German Language,* 2nd ed., 7th printing (New York, 1952), p. 568, and H. Wunderlich and H. Reis, *Der deutsche Satzbau,* I, 3rd ed. (Stuttgart and Berlin, 1924), p. 392.

taining object clauses without *dass* after negated governing verbs,[1] and it was found that object clauses without *dass* and with the finite verbs in the subjunctive are quite current after negated verbs of saying and thinking, especially if one or more of the following conditions is present: 1. The governing verb contains an imperatival factor, an admonition not to say, think, or believe what is expressed in the indirect clause. 2. The final word of the governing clause is not a negative adverb or pronoun such as *nicht*, *nie*, *nimmer*, *kaum*, *niemand*, and *keiner*. 3. The indirect discourse sentence is interrogative. 4. The governing verb is *sagen*.[2] In a subsequent short note,[3] it was concluded that the same conditions must have been valid also for Luther's use of similar sentence constructions in his translation of the Bible, whereas the question was left open as to whether formally as well as semantically equivalent utterances can be proved to exist in the Old High German language, particularly in Otfrid. The discussion of this problem is the main purpose of the present study.[4]

[1] B. Ulvestad, »Object clauses without *dass* dependent on negative governing clauses in modern German», *Monatshefte*, 57 (1955), pp. 329—38.

[2] *Ibid.*, p. 338.

[3] B. Ulvestad, »A note on the object clauses without *dass* after negated governing verbs», *Monatshefte*, 58 (1956), pp. 273–76.

[4] It may be noted here, though a more elaborate discussion will be the subject of another article, that the validity of the following statement by Wunderlich may be rejected, at least in part: »Der Umstand, *dass gerade nach verneinenden Hauptsätzen der Indikativ vor dem Konjunktiv in der heutigen Umgangssprache den Vorzug hat*, spricht . . . gegen die . . . Meinung, dass der Konjunktiv des Nebensatzes im Altdeutschen durch Verneinung oder Frage im Hauptsatz veranlasst worden sei» (Wunderlich-Reis, I. 394; italics mine). If only indirect discourse sentences with object clauses without *dass* are considered (these are generally considered as representing the original type), the indicative is definitely more prevalent after positive governing verbs, e.g., *ich glaube*, *du bist krank*, than after negative ones. Of the latter type I have so far found only one with the indicative: *und ich sagte ihn nicht*, *er soll herein kommen* (E. Wittek, *Der ehrliche Zöllner* [Bremen, 1949], p. 43).

About the conditions in New High German, Blümel writes as follows:

> Wir sagen — — mit scheinbar gleicher Bedeutung — — *Ich glaube, Sie sind im Recht* und *Ich glaube, dass Sie im Rechte sind.* Aber wir sagen nur *Ich glaube nicht, dass Sie im Rechte sind,* dagegen nicht: *Ich glaube nicht, Sie sind im Recht . . . . Sie sind im Recht* muss also eine Bejahung ausdrücken, die so stark ist, dass sie eine Einordnung in einen verneinten Satz nicht verträgt. *Dass Sie im Rechte sind* ist an sich farblos, es nimmt Bejahung und Verneinung, auch Zweifel, von der Färbung des Satzes an, in den er eingeordnet ist.[1]

The final two sentences in this paragraph are later referred to as an explanation, admittedly not an easily understandable one, of the problem inherent in the choice of object clause type (*dass* or no introductory conjunction):

> Manches wird vielleicht als zu schwer an der höheren Schule überhaupt nicht behandelt werden . . . . Der Unterricht kann z.T. auch bloss *Tatsachen* erwähnen ohne sie zu erläutern, z.B. dass wir nhd. sagen *Ich glaube, Sie sind im Recht* und *Ich glaube, dass Sie im Rechte sind,* aber nur *Ich glaube nicht, dass Sie im Rechte sind*; die Abschnitt 351 [p. 99] gegebene *Erläuterung* kann als zu schwer im Unterricht übergangen werden. Aber lieber *verzichte* man auf eine Erklärung oder Erläuterung, als dass man eine *falsche* gibt![2]

Whether or not one is able to understand and accept Blümel's somewhat circuitous» explanation» of the reason for the obligatory status of *dass* in object clauses after *ich glaube nicht* may be considered substantially unimportant, insofar as it pertains to only one German utterance and is not formulated in more general terms. However, his two statements are important enough to be cited here, since they afford a useful clue for the solution of a problem which will be taken up a little further on.

[1] R. Blümel, *Einführung in die Syntax* (Heidelberg, 1914), p. 99.

[2] *Ibid.*, pp. 274—75.

What appears to be one of the earliest recorded instances of the sentence type under consideration here is found in the controversial *Hildebrandslied*, the manuscript of which dates from the 8th or 9th century: *ni waniu ik iu lib habbe.* Grimm reads this line as follows: *ni wâniu ik, (dass er) iu lib habbê,*[1] and one might accordingly translate: 'I do not believe that he is still alive'. However, this line obviously represents only part of the original long-verse (it is not even certain that it is a complete shortverse), and it therefore cannot be considered a wholly reliable example.[2] Otfrid of Weissenburg, who composed his famed *Evangelienbuch* in the second half of the ninth century, and whose work is justly regarded by Erdmann as one of the purest sources for the study of the original and characteristic manifestations of older German syntax,[3] seems to have furnished us with more positive evidence. However, the following statement by the great Otfrid specialist Erdmann presents a disconcerting puzzle and thus needs to be subjected to careful examination:

> Eine andere, mehr stilistische Eigenheit ist es, wenn Teile des abhängigen Nebensatzes bereits zum Verbum des Redens oder Denkens gezogen werden. Dies geschieht bei Otfrid vor Conj[unctiv] ohne Conjunction bei den Verben wânen und dem unpersönlichen thunkit; vor Sätzen mit thaz bei queden, vereinzelt bei anderen Verben. Vorangestellt ist . . . die Negation: II, 4, 36 ni wân ih, imo brusti. III, 11, 10 ni wânu, sie ouh thes thâhti.[4]

The verbs of believing or thinking in the examples cited in this passage are elsewhere succinctly referred to as »eingeschoben».[5]

[1] J. Grimm, *Deutsche Grammatik*, IV (Göttingen, 1837), p. 209.

[2] For various suggested readings and selected bibliographical references see W. Braune and K. Helm, *Althochdeutsches. Lesebuch*, 11th ed. (Halle, 1949), pp. 149—50.

[3] O. Erdmann, *Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids*, I (Halle, 1874), p. iii.

[4] *Ibid.*, pp. 180—81.

[5] *Ibid.*, pp. 177, 191.

It is not entirely clear whether Erdmann, who in his *Untersuchungen* explicitly invokes »Sprachgefühl» as a guiding light for the student of German historical syntax,[1] considered *all* the negative particles found before the governing verbs in such indirect discourse sentences to be »displaced» elements belonging to the dependent clause. If so, one may suspect that he changed his opinion by the time (eight years later) he published his authoritative edition of Otfrid's work.[2] While he (still) translates I, 27, 21 *Ni wanu, iz wola intfiangin*, which is not listed as an example in his statement above,[3] as NHG 'ich meine, sie verstanden es (noch) nicht recht',[4] (i.e., *wânu* »eingeschoben»), several closely equivalent passages are translated by him as if the preverbal negative particle were indeed part of the governing clause in which it occurs, e.g., I, 27, 57 *thaz mih ni thunkit, megi sin* 'dass ich nicht glaubte, es könne sein (sei möglich)'.[5] and II, 18, 1 *Ni wanet, thaz gizami* 'glaubet nicht, dass etwa das geziemend . . . wäre'.[6] It may be noted, however, that each of these two NHG translation passages contains one of the factors referred to above as conducive to the selection of object clauses without *dass* in the modern German language, and almost exact constructional parallels can be easily found in recent literature: For the first of these two Otfrid passages (I, 27, 57 and II, 18, 1), a parallel construction is present in the following sentence: *Sie blieb aber so fern, diese Frage, dass ich nicht glaubte, sie wolle beantwortet werden*

[1] *Ibid.*, pp. iv, viii.

[2] *Otfrids Evangelienbuch* (Halle, 1882), hereafter referred to as *Otfrid.* The citations below are from this edition. The accent marks (') are omitted here.

[3] From this I conclude that Erdmann's statement (above) must at least have been intended to apply to more examples than the ones listed in it.

[4] Otfrid, p. 282.

[5] *Loc. cit.*

[6] *Ibid.*, p. 406.

(H. Risse, *Wenn die Erde bebt* [München, 1950], p. 6; here, the negative adverb appears before the governing verb, not at the end of the main clause). For the second passage, the following modern parallel may be recorded: *Glauben Sie nicht, ich fürchtete mich vor der süssen Last* (B. von Brentano, *Die ewigen Gefühle* [Wiesbaden, 1947], p. 231; here, the imperatival or admonitional factor is present). It is interesting to observe that the two passages explicitly quoted by Erdmann (one may add I, 27, 21, the NHG translation of which can reasonably be adduced as proof) in the statement cited above as examples of the negative particle actually belonging to the object clause both contain the first person singular subject in the governing clause. Therefore, the absolute restriction which is referred to in Blümel's *Einführung in die Syntax* (only *dass*-clauses after *ich glaube nicht*; note that the negative adverb *nicht* would occur at the end of the governing clause in a German translation of II, 4, 36 and III, 11, 10) may very probably have been the main reason behind Erdmann's rather curious interpretation. It is assumed here, of course, that Erdmann's Sprachgefühl» must have dictated essentially the same restrictions on contemporary syntactical usage as those noted and exemplified by his younger colleagues Wunderlich, Reis, and Blümel. Consequently, there appear to be sufficiently strong reasons to regard Erdmann's assumption of »eine stilistische Eigentümlichkeit» to explain the two (three) instances of *ni* plus *wânu/wân* (1 sg) as an instance of a gratuitous, though quite understandable, application of contemporary »Sprachgefühl» to the interpretation and description of syntactical usage in a millenium-old document. It should be added that the conclusion advanced here can neither be reinforced nor weakened by an examination of the contexts of the three passages cited (I, 27, 21 by way of suggested translation only) by Erdmann as examples. Whether a modern English-speaking reader translates for instance II, 4, 36 as 'I do not think he was lacking in great fear' or as 'I think he was not lacking . . .'

appears to be largely a matter of style or taste. There is, however, at least one passage in Otfrid that may be referred to as offering a tangible, formal contradiction to Erdmann's interpretation: III, 20, 149 *Nintheizit mir iz muat min, ni ther fon gote sculi sin.* For this line Erdmann suggests, though very hesitatingly, the following NHG translation: 'mein Herz sagt mir nicht, dass der nicht von Gott sein sollte'.[1] Here, the negative particle could not reasonably be considered part of the dependent clause, which has one *ni* as it is. While it is, on the whole, methodologically reprehensible to apply modern »Sprachgefühl» to the analysis of OHG syntax, it does not seem completely unwarranted to assume that also II, 4, 36 would make sense if the negative particle *ni* were inserted before the verb of the object clause, thus: *ni wan ih, imo ni brusti* 'I do not think that he was not lacking in', cf. the substantially similar modern sentences, *Ich sage nicht, das sei keine gute Sache* and *Ich sage nicht, keiner von uns sei anders.*[2] In my opinion, the only cases in Otfrid where *wânen* with first person singular governing clause subject may be unhesitatingly regarded as »eingeschoben» are exemplified by I, 18, 3 *Thu ni bist es, wan ih, wis* and II, 14, 31 *Furira, wan ih, thu ni bist, thanne unser fater Jacob ist.* Here, the verb-pronoun sequence *wân ih* is clearly parenthetic. Also the use of the indicative would appear to distinguish these sentences from the ones discussed above.

The conclusion must be that the indirect discourse sentences in which Erdmann regards the *ni* before the governing verb as part of the object clause were actually normal sentences with negated governing verbs in the ninth-century German language. To these passages one may then add sentences such

[1] Ibid., p. 431. Erdmann would prefer to assign to the verb *intheizan* the meaning 'in Abrede stellen, leugnen'. However, he is compelled to admit that this verb »ist . . . sonst ahd. nicht so belegt; es heisst sonst affirmativ *geloben, verheissen*» (*loc. cit.*).

[2] H. Kesten, *Ich, der König* (München, 1950), pp. 14 and 124 respectively.

as IV, 2, 11 *Ni wani, si ouh thes wangti,*[1] and V, 7, 28 *ni wan es untar manne iamer drost gewinne!*[2] As a further conclusion it may be stated that it is entirely possible that Otfrid's language had freer choice than modern German between object clauses without *thaz* and object clauses with *thaz* after negated governing verbs. Examples of object clauses with *thaz* in such frames are I, 11, 34 *ni wanu, thaz si iz wessi* and I, 23, 64 *ni wane theih* [*dass ich*] *thir gelbe.*

At this point, reference may be made to the fact that all the object clauses without *dass* after negated governing verbs in Otfrid's *Evangelienbuch* occur with the finite verb in the subjunctive mode, and that all the governing verbs are verbs of thinking or saying. The same is true for the few examples which I have found cited from the works of Notker Labeo, who usually employed the accusative with the infinitive construction instead of typical indirect discourse sentences in the traditional definition. These examples from Notker are: *ih newâne, mir muoza sî,*[3] *iz ne wano ouh ieht semfte si,*[4] and *ih newano ouh turfi borevilo ringen.*[5] One may also mention in this connection that the only object clause without *dhaz* found in the Old High German *Isidor* occurs after a negated governing clause (note its imperatival or rather admonitional character): *in adhesemer quhide ni bluchisoe eoman, ni dhiz sii chiuuisso dher ander heit gotes selbo druhtin Christ.*[6]

Thus, it may safely be concluded that the restriction which

[1] Otfrid, p. 439: »*wâni* als Imp. wol erklärbar, doch wahrscheinlich verschrieben statt des gewöhnlichen *wânu* oder *wâne.*» Cf. Behaghel, *Deutsche Syntax*, III (Heidelberg, 1928), p. 443, bottom.

[2] *Ibid.*, p. 467: »*ih* für beide Sätze zu ergänzen». Cf. Grimm (fn. 1, p. 214, above), p. 215.

[3] Cited in Erdmann, *Untersuchungen*, p. 178 (Hattemer).

[4] Cited by Behaghel (fn. 1, above), p. 443 (Graff).

[5] Cited by Behaghel, p. 545 (Piper).

[6] M. Rannow, *Der Satzbau des althochdeutschen Isidor* (Berlin, 1888), pp. 89—90.

Kruisinga, Curme, and Dal have assumed for the use of object clauses after negated governing verbs in German, i.e., the obligatory status of *dass* in such clauses,[1] is not only untenable with reference to current usage: there is indeed ample evidence from all the diachronic stages of the German language which are traditionally established by scholars to demonstrate that no such absolute restriction was ever present,[2] and it does not seem amiss to emphasize the salient formal and semantic similarities of such sentences as Otfrid's *thaz mih ni thunkit, megi sin*, Luther's *Dass nicht mein Feind ruehme, er sey meiner maechtig geworden* (*Psalm* 13, 5), and Risse's *dass ich nicht glaubte, sie wolle beantwortet werden* in a historical discussion of this type of indirect discourse sentences.

In the particular syntactical construction under consideration, the potential subjunctive mode seems to have withstood the often-referred-to encroachment upon its proper domain on the part of the indicative better than in most others.[3] This is all the more surprising insofar as there is, in the present-day *dass*-clauses after negated governing verbs, »eine gewisse Neigung . . . zum Indikativ zu bemerken (*sie glaubt nicht, dass er da ist*)», as Wunderlich and Reis point out.[4] An explanation of this astonishing divergent development of subjunctive-indicative usage in two minimally different syntactical sequences could not be attempted here, for the obvious reason that such an explanation can hardly be elaborated and given convincing formulation on the narrow basis of this sentence type only.

Berkeley Bjarne Ulvestad

[1] Cf. fn. 1, p. 211.

[2] The pertinent Middle High German evidence will be presented later as part of a more general study of indirect discourse between 1100 and 1300.

[3] This should not be taken to imply that I accept without reservation the current sweeping assertions about the subjunctive as a vanishing mode. To give just one contradictory example, the subjunctive has probably never had a stronger position than at present in such utterances as *Er sagte, er sei/wäre krank.*

[4] Wunderlich-Reis (cf. fn. 1, p. 211), p. 392.

PSALM 138

Noh trof ih des ne lougino, des du tati tougino, nupe ih fone gipurti ze erdun aver uurti.

Über diese Zeilen 27 f — alle Zahlen nach Braunes Ahd. Lesebuch [12] — hat man sich geeinigt, dass die Frage nach dem Grundtext zwecklos ist; der ist dunkel und verderbt, überdies will ihn der bairische Dichter nicht etwa sorgfältig nachbilden, sondern mit lyrischem Schwung gestalten. Zum Sinn der ahd. Stelle hat sich Eduard Sievers in den Beitr. 34,574 f geäussert; merkwürdigerweise schloss sich ihm der vorsichtige Steinmeyer in den »Sprachdenkmälern» an; ich habe drei Einwendungen:

1) Sievers belehrt uns, dass *nupe* nach »ich leugne nicht» bedeuten kann »dass»; er denkt also an lat. *non dubito quin* und steht damit im Schatten von Otfrid und O. Erdmann. Die Belehrung ist gescheit, aber unnötig; Sievers sieht vor Bäumen den Wald nicht; die Hauptbedeutung von *nupe* ist »wenn nicht» Isidor (Braune) Zeile 78. 85. 93. 133, Tatian (Braune) Seite 44 Zeile 7; *nupe ich fone gipurti ze erdun aver uurti* ist keine inhaltliche Ergänzung zu »ich leugne nicht», sondern ein ziemlich selbständig angefügter Bedingungssatz mit dem Sinn »falls ich nicht».

2) Die Übersetzung, die Sievers dem Konjunktiv Präteriti *uurti* gibt, ist syntaktisch unmöglich.

3) *des du tati tougino* wirkt bei Sievers als unkünstlerischer, einzuklammernder Schachtelsatz; dabei ist die Attraktion *des* bedenklich. Sie ist dagegen einwandfrei, wenn man das Sätzchen nimmt als sofortige Ausdeutung der Worte, die ihm vorangehen.

Demnach übersetze ich:

'Auch leugne ich nicht das geringste von dem, was du heimlich getan hast, ohne welches ich von Geburt an wieder zu Erde geworden wäre (= wenn ich nicht von Geburt an wieder zu Erde werden sollte)'.

Damit ist die heikle Stelle beurteilt nach des Dichters eigenem Sprachgebrauch; schrieb er doch Zeile 15 und 35:
ne megih in nohhein lant, nupe mih hapet din hant.
Entsprechend gebaut ist auch Georgslied Z. 9 f:

ni hort er in es, . . .
nub er al gifrumiti des er zi gote digiti.

Freiburg i. B.

Ernst Ochs

BESPRECHUNGEN

Rolf Berndt, *Form und Funktion des Verbums im nördlichen Spätaltenglischen: eine Untersuchung der grammatischen Formen und ihrer syntaktischen Beziehungsbedeutungen in der grossen sprachlichen Umbruchsperiode.* Halle/Saale, Max Niemeyer Verlag, 1956. Pp. 311. DM 27.30.

This is an illuminating analysis of the interaction between the forms and functions of the finite verb in a number of late Northumbrian and Mercian interlinear glosses. Function, as the author points out on p. 23 of his book, being understood as meaning through syntactical relation (*syntaktische Beziehungsbedeutung*). Like Professor Martin Lehnert's treatise on nominal declension in Ormulum,[1] reviewed by me in Vol. LVII (1956), 82—84, of this journal, Dr Berndt's book is an application to the study of early English texts of the well-known »form and function» theory developed by the late Professor Wilhelm Horn, on the basis of Henry Sweet's statement that »language and grammar are concerned not with form and meaning separately, but with the connections between them, these being the real phenomena of language.»[2]

The lengthy introductory chapter is devoted mainly to an explanation of the author's method of study and to a critical examination of a number of other theories. The main part of the book is a remarkably comprehensive analysis of the finite verb in the interlinear glosses of the *Lindisfarne Gospels*,

[1] *Sprachform und Sprachfunktion im 'Orrmulum'* (um 1200); Berlin, 1953. Also published in *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin*, II, 1952—53, 1—58.
[2] *A New English Grammar*, Part I, Oxford, 1892, p. 7.

the *Durham Ritual*, and the MSS usually referred to as *Rushworth*$_1$ and *Rushworth*$_2$ It is to be regretted that Dr Berndt had to use the *Durham Ritual* in Stevenson's less adequate edition published in 1840, the new edition revised by the late Professor Uno Lindelöf being unavailable to him.

By the time the glosses were written the structure of English had undergone certain alterations which indicate that the language was on its way towards analytic expression. With this observation as his starting point, the author examines the occurrence of a subject-pronoun in conjunction with the finite verb. His statistics are most interesting. They show that in the first and second person indicative and subjunctive — singular and plural — the verb is almost regularly accompanied by a subject-pronoun, but that this is much less frequently the case in the third person (with the subjunctive, however, the subject-pronoun of the third person occurs a great deal more frequently than with the indicative). Non-expression of the subject-pronoun is usually found only when the person of the subject can be supplied from the context. There is good reason to believe that the subject-pronoun was functioning as a periphrastic equivalent of the conjugational endings, which by that time were in an advanced state of decay. Since the verb was regularly accompanied by a pronoun indicating the subject of the action, a careful, distinct pronunciation of the personal ending of the verb was less important, which was bound to accelerate the process of disintegration.

An especially puzzling feature of the Anglian conjugational system is the retention of the ending *-u* (*-o*) in the first person of the present indicative, while written West Saxon, otherwise so conservative, had only the reduced form, *-e*. No satisfactory explanation of this linguistic peculiarity has been suggested so far. Dr Berndt approaches the problem from a functional point of view. A conjugational ending, as we know, had originally a twofold function: it served to indicate the person of the subject and to distinguish between modally marked and non-marked forms. After the introduction of new analytical means of indicating the person of the subject (by making the subject-pronoun a regular feature accompanying the finite verb), the conjugational endings had only one vital function left, that of indicating modality. The retention of *-u* (*-o*) in the first person singular of the present indicative means only, Dr Berndt argues, that written Anglian preserved longer than did writ-

ten West Saxon this unambiguous synthetic means of distinguishing the indicative from the subjunctive form. The explanation does not, however, sound very convincing, and Dr Berndt himself is forced to admit that it is difficult to see why the otherwise more conservative West Saxon dialect did not retain this convenient synthetic distinction between the indicative and the subjunctive form.

As for the occasional *-e* endings of the first person singular of the present indicative, the author does not accept the prevailing view that the replacement of the original *-u* (*-o*) endings by *-e* is due to the analogy of the subjunctive ending *-e*. Neither does he share Professor A. S. C. Ross' opinion that because in Anglian the form in *-e* seems to be more common in the future sense than in the true present sense, the use of the subjunctive form in *-e* for the first person singular of the present indicative originated in the future sense.[1] The development from *-u* (*-o*) to *-e*, Dr Berndt believes, is not to be explained as an encroachment of the subjunctive upon the indicative form, but simply as a phonetic reduction resulting from functional and accentual weakening.

The Northumbrian replacement of the third-person ending of the present indicative (*-þ*) by *-s* has also been a subject of a great deal of discussion. E. Holmqvist,[2] for example, ascribes it to the analogy of the *-s* ending of the second person singular, which, he says, also came to be used for the second person plural and then spread to the other persons of the plural, and finally from the plural to the third person singular, and A. S. C. Ross[3] to the phonological development *þ*>*s*. Dr Berndt, in whose material both endings are often used indiscriminately (*se þe . . . hæfeþ lif ece and in dom ne cymes* in the *Lindisfarne Gospels*), finds this a good case for applying Horn's theory. The reason for the disappearance of *-þ*, he believes, is primarily due to the simultaneous occurrence of two forms without functional difference; one of them was too much and had to disappear.

One of the other points discussed by the author is the retention of the ending *-n*, particularly in the plural of the preterite

[1] *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXIV, 1933, 237—8.

[2] *On the History of the English Present Inflections, Particularly '-th' and '-s'*; Heidelberg, 1922.

[3] *Journal of English and Germanic Philology*, XXXIII, 1934, 68—73.

indicative. He applies the same explanation to this case as to the retention of *-u* (*-o*) in the first person singular of the present indicative. After the disappearance of *-n* from the plural of the preterite subjunctive, the *-n* served as a convenient means of distinguishing the indicative from the subjunctive form.

The book ends with a short discussion of the scribal unity of the *Lindisfarne Gospels* in the light of the material collected by the author. It is tentatively suggested that the glosses are the work of at least three different scribes. The Gospel of St. Matthew was written by one scribe, the Gospels of St. Mark and St. Luke by a second, and the Gospel of St. John by a third.

These are only a few of the many points discussed in this serious, valuable study based on a careful reconsideration of the glosses in the light of Horn's important theory. The approach is new and refreshing. But the application of a theory of this kind is bound to have its dangers, too. One of these is that a scholar, eager to prove his case, does not always draw a clear line of distinction between fact and theory. A minor point on p. 146 of Dr Berndt's book may serve as an illustration. Speaking about the ending of the first person singular of the present indicative, Dr Berndt states that in all dialects the endings (*-u*, *-o*, *-e*) were reduced to a uniform *-a*. This may well be the case; but it ought to have been presented as an assumption, not as a fact. As far as colloquial Old English is concerned, for lack of documentary evidence we must be content with inferences and assumptions. I also feel that the discussion of synthesis and analysis as features of linguistic usage given in the introductory chapter (pp. 28—39), good and stimulating though it is, might have been even more illuminating had the author not followed so literally the theory which he had chosen as his guiding principle.

Tauno F. Mustanoja

KLEINE BEITRÄGE ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCH

VII

Mhd. *barel* 'Becher, Pokal, Fässchen'

Mhd. *barel*, *parel* wird sowohl von H. Suolahti (Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jh. [1929] S. 61) als auch von A. Rosenqvist (Der frz. Einfluss auf die mhd. Sprache in der ersten Hälfte des 14. Jh. [1932] S. 82) belegt und auf afrz. *baral*, *baril*, *bareil* zurückgeführt.

Es besteht keine Notwendigkeit, die Diskrepanz zwischen der mhd. Endung *-el* und der afrz. *-al*, *-il*, *-eil* durch einen im Deutschen eingetretenen Suffixtausch zu erklären, da im Altfranzösischen auch die Form *barel* wegen des häufigen Schwankens zwischen den Endungen *-al* und *-el* gut möglich war. Dazu kommt noch, dass im Mittelniederländischen schon früh die Form *bareel*, *bareelkijn* 'Fass', 'Fässchen' vorkommt, die aus dem Französischen stammt (vgl. J. J. Salverda de Grave, De franse woorden in het Nederlands [1906] S. 136 und Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek I 580 s.v. *bareelkijn*).

Die von Rosenqvist in einer Strassburger Urkunde bezeugte Form *barel* wird direkt aus dem Altfranzösischen stammen. Das in Salman und Morolf vorkommende *barellîn*, *barillîn* bin ich geneigt auf das mndl. *bareel*, auch *bareelkijn*, zurückzuführen. In einem mittelfränkischen Denkmal sind durch das Mittelniederländische vermittelte französische Wörter keine Seltenheit; für das in demselben Denkmal vorkommende min *frage* — *salfiseren* habe ich bereits (Neuphil. Mitteil. 1932 S. 239) Vermittlung des Mittelniederländischen nachgewiesen, wo *vraghe* und *questie* im Zusammenhang mit *solveren* gebraucht wurde (meine Konjektur *solvieren* für *salfiseren* wurde durch die Hart-

mannsche Edition [1934] von Salomon und Markolf V. 170 bestätigt).

Wie es um die Belege aus Wolframs Parzival, Rudolfs von Ems Weltchronik, Wolfdietrich A und Lohengrin steht, ist nicht leicht einwandfrei festzustellen. Es ist möglich, dass es sich um eins von den vielen durch Wolfram in die höfische mittelhochdeutsche Dichtung eingeführten Fremdwörtern handelt, das er entweder direkt oder über mittelniederländische oder niederrheinische Vermittlung aus dem Französischen übernommen hatte. Der Einfluss Wolframs auf Rudolf von Ems und Lohengrin steht ausser Frage und hat leicht die Übernahme auch dieses französischen Wortes veranlassen können; wahrscheinlich stammt das Wort im Wolfdietrich A aus derselben Quelle oder aus der Weltchronik des Rudolf von Ems (Wolfdietrich A 442, 2 *parel* : *snel*, Weltchronik 16398 *barel*: *ze snel;* mit der Weltchronik hat Wolfdietrich noch gemeinsam *Bulgarîe* und *Romanîe*, die bei Wolfram nicht bezeugt sind).

Köln. *Kabass*, *Kabässje* 'geflochtene Strohtasche'

Nach F. Hoenig (Wörterbuch der Kölner Mundart [1905] S. 105) soll köln. *kabass*, holländ. *kabass* aus span. *kabazo* stammen. Das im Erscheinen begriffene neue Kölner Wörterbuch von A. Wrede, das einen gewaltigen Fortschritt seinem Vorgänger gegenüber bedeutet, hat dieses Wort ebenfalls gebucht. Bei Wrede (Neuer Kölnischer Sprachschatz II [1958] S. 3) heisst es: »*Kabass* f., *-sse; Kabässje* n., *-r* 'Tasche aus Strohgeflecht, arabischen Ursprungs'; vgl. span. *cabazo*, vgl. a. *calabaza;* frz. *cabas*, vgl. *calebasse;* mndl. *cabas*, *cabaes* (m.), ndl. *kabas* (f.); altköln. (17. Jh.) *cabass* 'runder Korb aus Binsengeflecht, Packung für Mandeln, altmodischer Strohkorb, Tragtasche aus Rohr oder Stroh, innen mit Futtertuch, aussen mit Verschluss u. Handgriff'; veraltet u. nur noch scherzhaft auf andere altmodische Taschen, Koffer u. dgl. bezogen.»

Offenbar ist Wrede von der Erklärung Hoenigs nicht befriedigt gewesen, die er durch neues Vergleichsmaterial ergänzt; doch auf die Geschichte dieses kölnischen Ausdrucks einzugehen war ihm im beschränkten Rahmen eines Wörterbuchs natürlich nicht möglich.

In Anbetracht der nahen sprachlichen Beziehungen Kölns mit dem niederländischen Gebiet ist Übernahme des kölnischen Ausdrucks durch niederländische Vermittlung wahrscheinlich. Die Voraussetzung dazu, frühes Auftreten des Wortes im Niederländischen, ist gegeben: im Mittelniederländischen ist *cabas* schon früh bezeugt, das offenbar auf das seit 1327 bezeugte afrz. *cabas* 'panier de jonc' zurückgeht (vgl. J. J. Salverda de Grave, De franse woorden in het Nederlands [1906] S. 360 s. v. 3. *kabas*); dieses scheint nicht aus dem Orient zu stammen, sondern auf latein. **capacium* zurückzugehen (vgl. Dauzat, Dict. étym. de la langue française [1938] S. 122 s. v. *cabas* und Meyer-Lübke, Roman. etym. Wb.[3] [1935] N:o 1623). Von diesem Wort ist zu trennen das seit dem 16. Jh. bezeugte frz. *calebasse, calabasse* 'Kürbis', das aus span. *calabaza* stammt (vgl. Dauzat Dict. étym. S. 129 s. v. *calebasse*); für dieses Wort wird orientalischer Ursprung vermutet (vgl. Meyer-Lübke, Rom. et. Wb.[3] N:o 1623).

Der nahe Zusammenhang zwischen köln. *Kabass* und mndl. *cabas* wird auch dadurch nahegelegt, dass beide ausser einen 'Korb' auch einen 'Streich', eine 'Posse', einen 'Spass' bezeichnen können, und dass beide Sprachen das Wort in derselben Redensart verwenden: köln. *e Kabässje maache* 'einen Streich spielen', ndl. *kabas maken*. Auch die Bedeutung 'Streich, Posse' stammt aus dem Französischen, wo *cabas* seit dem 15. Jh. in der Bedeutung 'escroquerie, tripotage' bezeugt ist (vgl. Dauzat, Dict. étym. 122 und R. Grandsaignes d'Hauterive, Dictionnaire d'ancien français [1947] S. 85 f. s. v. *cabas*).

Das Verbreitungsgebiet des französischen Wortes *cabas* im Deutschen beschränkt sich nicht nur auf das Kölnische; einige Nachbarmundarten kennen ebenfalls dieses Wort. So ist *kabas*

linksripuarisch und in der Selfkant bezeugt (vgl. Rhein. Wb. IV Sp. 2 s. v. *Kabass*, das hier irrtümlicherweise mit *kalbas* 'Kürbis' unter eine Hut gebracht wurde; auch dieses französische Wort ist über das Niederländische in einige niederrheinische Mundarten übernommen worden und scheint sich gelegentlich sogar mit *cabas* 'Korb' kontaminiert zu haben). Auffallenderweise begegnet uns das französische Wort im Luxemburgischen und im Deutsch-Lothringischen ohne auslautendes *-s*: so heisst es im Luxemburgischen (nach dem Wörterbuch der luxemburgischen Mundart [1906] S. 204) *kaba* und *kabang* und im Lothringischen (nach Follmann, Wb. der deutsch-lothringischen Mundarten [1909] S. 270) *kaba* und *kabaŋ*. Während die Formen mit erhaltenem auslautendem *-s* auf der älteren französischen Stufe beruhen, die wahrscheinlich nach der Übernahme aus dem Niederländischen von Köln in die Umgebungen ausgestrahlt wurde, ist die luxemburgische und deutsch-lothringische Form *kaba* entweder eine selbständig vorgenommene direkte Entlehnung aus dem benachbarten Französischen, und zwar nach dem Verstummen des auslautenden *-s*, oder eine Anpassung der aus Köln übernommenen Form *kabas* an die Aussprache des modernen Französisch, dessen Einfluss in Luxemburg und in Deutsch-Lothringen sehr stark gewesen ist.

Mhd. *pardrîs* und *patrîs* 'Rebhuhn'

Mhd. *pardrîs*, daneben auch *pardrîsekîn*, *perdîsîkîn*, und *patrîs* gehen bekanntlich auf afrz. *perdris*, *perdîs* zurück (vgl. Suolahti, Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jh. [1929] S. 175). Schon früher hatte Suolahti (Die deutschen Vogelnamen [1909] S. 257—258) festgestellt, dass das frz. *perdrix*, *pardrix* in das Niederländische und Niederdeutsche gedrungen ist, wo es bei Berthold von Holle Demantin V. 3697 in der Form *patrîs* und im Lichtentaler Glosser (15. Jh., mund-

artlich gemischt, hd. und ndd. Bestandteile) in der Form *partrise* uns begegnet. An Belegstellen aus dem mittelhochdeutschen höfischen Epos nennt Suolahti in seinen Vogelnamen nur Wolframs Parzival, wozu dann später (Der frz. Einfluss S. 175) der Wilhelm von Orlens des Rudolf von Ems V. 11145 mit *perdisikin* (Hs. M *berdisekin*) und Wolframs Willehalm 134, 14 mit *pardrîs* (Hss. auch *partris*) hinzukommt; in Wolframs Parzival begegnet uns sowohl *pardrîs* (Hs. g *perdris*) V. 423, 20 als auch, mit dem höfisch-niederländischen Suffix *-kîn*, *pardrîsekîn* V. 131, 28.

Hinzugefügt sei noch, dass nach H. Schönhoff (Germanisch-Romanische Monatsschrift I [1909] S. 362) im Nordwestfälischen *patrîse* gilt und nach J. ten Doornkaat-Koolman (Wörterbuch der ostfriesischen Sprache II S. 707 s. v. *patrise*) *patrise* auch in den niederdeutschen Mundarten des alten friesischen Gebietes zu Hause ist.

Es verlohnt sich, auf Grund dieses Belegmaterials den Schicksalen dieses französischen Wortes im Deutschen genauer nachzugehen.

Die auf niederdeutschem Boden auftretende Form *patrîs* scheint aus dem Mittelniederländischen zu stammen, wo sowohl *partris(e)* als auch *patris(e)* gut bezeugt sind (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek VI Sp. 165 f. s. v. *partrise*); im Niederländischen wie auch im Niederdeutschen hat das französische Wort sich offenbar in der lebenden Sprache eingebürgert wie sein Fortleben in neuerer Zeit bezeugt.

Anders steht es um die hochdeutschen Belege, denn auf hochdeutschem Gebiet scheint *pardrîs* nie wirklich Fuss gefasst zu haben. Wolfram wird hier das Wort eingeführt haben, nachdem er es aus dem Französischen direkt oder über mittelniederländische Vermittlung übernommen hatte. Von ihm hat anscheinend Rudolf von Ems es übernommen, der bekanntlich stark durch Wolfram beeinflusst worden ist; für Wolframschen Einfluss spricht in diesem Falle noch die Tatsache, dass *pardrîsekîn* bzw. *perdîsikin* (so Wilh. v. Orlens) bei den beiden

Dichtern in demselben Reim auf *wîn* steht, und zwar in beiden Dichtungen in einer Schilderung eines leckeren Essens.

Aber auch mit der Form *patrîs* bei Berthold von Holle hat es sein besonderes Bewandtnis. Dass Wolfram Berthold von Holle stark beeinflusst hat, ist schon längst bekannt und wurde vor kurzem wieder bestätigt durch F. Urbanek (Der sprachliche und literarische Standort Bertholds von Holle und sein Verhältnis zur ritterlichen Standessprache am Braunschweiger Hof [Diss. Maschinenschr. Bonn 1952] bes. 132 f. und 221 f.).

Ich halte es für wahrscheinlich, dass der Einfluss Wolframs Berthold von Holle die Veranlassung zum Gebrauch des Wortes *patrîs* gab, das er bei Wolfram in der Form *pardrîs* vorfand; er hat aber hier die ihm aus seiner heimatlichen Umgebung bekannte Form *patrîs* verwendet, wie er auch sonst gelegentlich eine niederdeutsche Form für die hochdeutsche Wolframs verwendet.

Nhd. *Pike* 'Lanze'

Kluge-Götze-Schirmer (Etym. Wb.[16] [1953] S. 565 s. v. *Pik*) leitet das Wort mit Recht aus frz. *pique* her, gibt aber als Entlehnungszeit »um 1500» an, was allzu spät ist. Auch Weigand (D. Wb. II [1910] Sp. 426 f.) bietet dieselbe Etymologie, fügt aber noch die Erläuterung hinzu: eigentlich niederländisch, clev. 1477 *pyeck*, mndl. *piec*.

Einen bedeutend älteren Beleg führt A. Rosenqvist (Der frz. Einfluss auf die mhd. Sprache in der 2. Hälfte des 14. Jh. [1943] S. 421 s. v. *pieke*) an, und zwar aus einer ripuarischen Urkunde vom Jahre 1380. Auch Rosenqvist glaubt, und zwar mit Recht, an niederländische Vermittlung und fügt hinzu: »Es ist wohl ein Zufall, dass das Wort im Mittelniederländischen erst im 16. Jh. belegt ist.» Er hat sich hier durch J. J. Salverda der Grave (De franse woorden in het Nederlands [1906] S. 55, 85, 155 und 371) irreführen lassen, von dem diese späte An-

setzung stammt. In Wirklichkeit ist *pike* 'Lanze' im Mittelniederländischen bereits im 13. Jh. belegt (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek VI Sp. 336 f.), was bereits S. Hagström (Kölner Beinamen des 12. und 13. Jahrhunderts I [Diss. Uppsala 1949] S. 360) gesehen hat.

Mhd. *visier* 'Helmgitter'

Hinsichtlich der Herkunft des mhd. *visier* 'Helmgitter' sind die Wörterbücher unentschlossen und lassen die Wahl zwischen dem Französischen und Italienischen meistens offen. Kluge-Götze-Schirmer (Et. Wb[16] [1953] S. 839 f. s. v. *Visier*) leitet unser Wort entweder aus ital. *visiera* oder frz. *visière* her, während Weigand (D. Wb. II [1910] Sp. 1177) sich für das Französische entscheidet. Grimm (D. Wb. 12, 2 [1926] Sp. 375) und Lexer (Mhd. Handwb. III 374) lassen beide Möglichkeiten offen (die von Lexer in diesem Zusammenhang angeführten Belege für *visier* 'Abeichung' haben mit unserem Wort nichts zu tun, sondern gehören zu *visieren* 'eichen'). — Die Unschlüssigkeit der Wörterbücher ist leicht zu verstehen, da ihr mittelalterliches Belegmaterial zu einer sicheren Stellungnahme nicht auszureichen scheint: einerseits ein Beleg für *visier* aus Loher und Maller, anderseits einer für *visier* um 1460 aus Monac. Augustin. 84 f 4[a].

Das Visier ist spätmittelalterlich und das Wort *visiere* tritt im Altfranzösischen seit dem 13. Jh. auf (vgl. z.B. Dauzat, Dict. étym. de la langue française [1938] S. 754 s. v. *visière*); schon in demselben Jahrhundert ist es in das Mittelniederländische entlehnt worden, wo es in der Form *visier(e)* auftritt (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek IX Sp. 552).

Die bisher angeführten ältesten Belege, sowohl derjenige aus Loher und Maller als auch der aus Monac. Augustin., stammen aus der zweiten Hälfte des 15. Jh. Das Helmgitter bzw.

entsprechende Einrichtungen werden schon früher in der mittelhochdeutschen Literatur erwähnt, aber mit anderen Benennungen bezeichnet: so mit dem bodenständigen *venster* und *helmvenster* sowie mit den Fremdwörtern mhd. *fantaille* nebst Var. (aus afrz. *ventaille*) und *lumenere* in stark mittelniederländisch beeinflussten Quellen (< mndl. *lumeniere*, das aus dem gleichbedeutenden afrz. *lumiere* hier gebildet wurde); dazu noch *lumyer* im Göttweiger Trojanerkrieg, das wohl direkt auf afrz. *lumiere* zurückgeht.

Da ich einige wortgeographisch interessante Belege gefunden habe, die älter als die bisherigen sind, möchte ich die Frage nach der Herkunft des deutschen *Visier* hier nochmals aufrollen.

In Tiroler Urkunden lässt sich *visier* verhältnismässig früh, seit 1429 nachweisen. So in einer Urkunde aus Schloss Pergine vom Jahre 1429 zwei Belege für *visier* (vgl. O. von Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg [1909] N:o XXXV 35 und 51), in einer Urkunde ebenfalls aus Schloss Pergine vom Jahre 1434 ein Beleg (vgl. Zingerle N:o XXXVI 23) und in einer weiteren Urkunde aus Schloss Pergine vom Jahre 1446 ein Beleg (vgl. Zingerle N:o XXXVII 43). Diese frühen Belege weisen auf Entlehnung aus Italien, das auch sonstige Benennungen von Teilen der ritterlichen Rüstung dieser süddeutschen Randzone geliefert hat (vgl. Deutsche Wortgeschichte hgg. von F. Maurer und F. Stroh I. [2. Auflage] S. 314). — In Italien ist *visiera* seit dem 13. Jh. gut bezeugt (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etimologico della lingua italiana S. 4067 s. v. *visiera*).

Dass *visier* in Süddeutschland nicht nur ein Wort der Oberschicht geblieben ist, geht daraus hervor, dass es bis ins Neuhochdeutsche sich hier erhalten hat, und zwar mit verbürgerlichter und teilweise sogar verschlechterter Bedeutung, wie dies bei dem Wortschatz des gesunkenen Kulturguts oft der Fall ist. So wird *visier* gebucht von Fischer (Schwäb. Wb. II 1524) in der Bedeutung 'Larve' und 'altmodische Weiber-

haube', von Unger-Khull (Steir. Wortschatz 237) 'Frauenhaube (ält. Sprache)' und von Lexer (Kärnt. Wb. 103) in der entstellten Form *frisier* 'Weiberhaube', die ihr *r* wohl der naheligenden Kontamination mit *frisieren* usw. verdankt.

Ganz anders steht es um den Beleg für *visier* in Loher und Maller. Dieser Roman wurde von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken aus dem Französischen übersetzt, und zwar in der zweiten Hälfte des 15. Jh. Das französische Wort, zu dessen Gebrauch offenbar die französische Vorlage die Veranlassung gab, begegnet in Loher und Maller öfters. Ob es gerade von Elisabeth oder jemand anders ins Deutsche eingeführt wurde, lässt sich schwer entscheiden. Es ist auch weniger wichtig, die Hauptsache aber ist, dass dieser französische Ausdruck als Nachzügler der früher entlehnten französischen Benennungen der ritterlichen Rüstung im 15. Jh. aufgenommen wurde. In der Folgezeit kommt er öfters im deutschen Schrifttum vor (vgl. Grimm, D. Wb. XII, 2, Sp. 375).

Das deutsche Wort *Visier* gehört somit zu denjenigen romanischen Ausdrücken, die auf verschiedenen Wegen aus zwei verschiedenen romanischen Sprachen ins Deutsche gelangten (vgl. darüber Deutsche Wortgeschichte hgg. von Maurer und Stroh I [2. Auflage] S. 323 f.). Und wenn wir noch die unabhängige Aufnahme des französischen Wortes durch das Mittelniederländische berücksichtigen, so können wir sagen, dass dieser romanische Ausdruck auf drei verschiedenen Wegen ins Kontinentalgermanische gelangte.

Emil Öhmann

DIE ENTWERTENDE MEHRZAHL

Ein krasses Beispiel steht bei Karl Gottfried Nadler, Fröhlich Palz (1847 und 1855), Seite 199:

> Die Bäuch, die Bäuch, die dicke Bäuch,
> Die Bäuch sin unser Schade!

ähnlich Seite 201.

Hätte der Dichter gesagt: »Der Bauch is unser Schade», so stünde die Komik auf einer höheren Ebene. Die Mehrzahl kann eben ins Schlechte steigern, herabsetzen, in gemeiner Weise lächerlich machen. Man beachte *Bäuche*, *Rundbäuche*, *Spitzbäuche*, *Doppelkinne* in Hermann Burtes Wiltfeber[17] (1919) S. 103. 293 und bilde sich Sätze mit *Maul* : *Mäuler*; *Schwanz* : *Schwänze* (z.B. beim Einkauf von Fischen); weit verletzender als *Arsch* wirken *Ärsche*; peinlicher als *Kropf* sind *Kröpfe*, gleichgültig ob ein Mensch oder mehrere damit belastet sind. O. Behaghel hat in seiner Deutschen Syntax 1, S. 465 f etwas davon geahnt, wenn er von Abneigung spricht, Teile verschiedener menschlicher Leiber zu addieren. Aber er geht darauf aus, die Einzahl zu erklären, zu rechtfertigen, während ich eine eigentümliche Leistung der Mehrzahl hervorheben will. Die Erscheinung ist auch keineswegs auf Namen der Körperteile beschränkt.

In einer Zeit der Auflösung sagte ein Soldat zu seinem antreibenden Unteroffizier: »Wir sind keine Schnellzüge.» Das klang furchtbar achtungswidrig. »Wir sind kein Schnellzug» wäre nicht so schlimm gewesen; »ich bin kein Schnellzug» wäre damals kaum bestraft worden.

Weib und *Bauer* haben heute noch oft gute oder wertfreie Bedeutung. Sagt man aber *die Weiber*, *die Bauern*, so ist der tadelnde Sinn des kommenden Satzes bereits vorweggenommen.

Der *Herr* gilt auch nach dem Umsturz von 1918 ff beim

Arbeiter noch allerhand. Aber *die Herren* wurden zum Schimpfwort, gemeint sind z.B. teuer gekleidete, vollgefressene Schieber, die im internationalen Speisewagen durch die Länder fahren, ohne dass einer ein echter Herr wäre.

»Die Mehrzahlform von *Fest* füllt sich schneller mit abschätzigem Inhalt als die Einzahl» Badisches Wörterbuch 2, 133[a].

Freiburg i. B.

Ernst Ochs

A DEAD-END

Hesse's 'Haus der Träume'

Haus der Träume is a fragment of a novel comprising about 80 pages, written in 1914, immediately after *Rosshalde*. It has been published only in very limited editions: in 1920 in »Der schwäbische Bund» and again in 1936 as a private publication of the Oltner Bücherfreunde. In a preface to the latter edition Hesse says that work on this novel was interrupted by the outbreak of war and »schliesslich unmöglich gemacht».[1] He goes on to explain that after the war he found that he had changed so much that he was quite unable to re-enter into the spirit of the work. This is one possible explanation; yet in the light of Goethe's protracted and ever renewed work on *Faust* (which spanned some 60 years of his life), this excuse hardly seems entirely convincing. The question therefore arises whether, leaving external factors aside, this fragment is in fact finishable; or is its fragmentary character not internally motivated? Are there not already elements in these first 80 pages which necessarily preclude its successful completion as a full-length novel? An analysis of the existing part will perhaps provide an answer.

[1] *Haus der Träume*, preface, p. 14.

Three chapters have been written, of which the third is incomplete: the first is devoted to old Neander, the central character, and to his garden; in the second, Neander's wife and his younger son Hans, an architect home on holiday, are depicted in a conversation which also indirectly illuminates Neander himself, while the third chapter introduces Neander's elder son Albert, a somewhat problematic character, moody and discontent. There are remarkable thematic resemblances to *Rosshalde:* in both instances the title is derived from the residence of the family, which consists in each work of an artist father, his wife and two sons, of whom the elder share the name Albert. At times the parallel is even verbal: for example, Hesse writes of Adele in *Rosshalde:*

> »Sie konnte niemals fünf gerade sein lassen und sich mit Humor oder Leichtsinn über etwas Schweres weghelfen.»[1]

While of Albert in *Haus der Träume* it is said that:

> »Er müsste jemand um sich haben, der alles leichter nimmt, der fünf gerade sein lassen kann.»[2]

But in the later of the two works, the father is content and the sons look back on a happy family life so that *Haus der Träume*, as a counter-balance, presents an idealised transformation of the tragic situation of *Rosshalde.*

Details of the narrative technique and expression can be better analysed than the structure, although of course no judgement of value can be attempted. It is not only peculiar, but also significant, that in the preface Hesse has given no indication whatsoever of the proposed development and conclusion of the work, which would allow the separate traits to be envisaged as part of a whole. There is a marked contrast

[1] *Rosshalde*, S. Fischer Verlag, Berlin, 1914, p. 100
[2] *Haus der Träume*, p. 75

between the manner of narration in the first chapter and that of the other two chapters. *Haus der Träume* opens with a long description of the garden, the house and the surroundings. It is a very stylised scene which immediately creates an atmosphere of irreality. The view, for instance, is described in these words:

> »Das grüne Wiesenland ward von einem unsichtbaren Flusstal begrenzt, jenseits lag grünes Waldgebirge in langen stillen Zügen, dahinter ein neuer Zug von grünen Höhen, schon bläulich bedunstet, und hinter ihm ganz blau mit herausleuchtenden nackten Felsflühen eine steile Vorbergkette.»[1]

This panorama is too perfectly regular to seem real; it is the sort of scene which, even when actually seen, prompts the feeling that it must be a picture. In the foreground is the garden which is presented in a most sentimental way. In accordance with Hesse's practice of 'Beseelung der Natur' the garden is 'humanised': thus Hesse refers to »die armen Blumenschwestern»[2], »innige Pflanzenfreundschaften» and he applies adjectives such as »sanft», »befremdet», »freundlich», »beschützend» to various flowers. Some small white buds are said to view the world »wie schöne kränkliche Kinder»; a certain tree is »vom leidenschaftlichen Astgeschlinge der grossen Glyzine umarmt», while the small hothouse plants feel afraid when they are transplanted into larger pots, we are told. Similarly, when Neander, »der Blumenvater», walks round the garden, »jede bleiche Blume schaute still und warm mit erwachter Seele aus dem sanften Kelch» and »ihm sandte jede Blüte errötend ihren Abendgruss ins Herz». Or again, in the opening sentence, »Krokus war vergangen, Schneeglöckchen war verschwunden», the omission of the articles has the effect of turning the flowers into proper names. Obviously the personification

[1] *Ibid.* p. 21

[2] All quotations from the description of the garden, *ibid.* pp. 25—30.

of nature is here carried to the point of mawkishness. Technically, the description reveals the supremacy of the musical element; it is pictorial in the conception of the scene, though the panorama is rather naiv and schematic (as indeed Hesse's paintings are), but in the choice of words musical considerations are very much to the fore. Verlaine's phrase: »De la musique avant toute chose» might well be the motto. Hesse uses freely both assonance (»reine weisse Blüten») and alliteration (»das wellige Weidenland», »eine lange, launig gekrümmte Linie»); often also two adjectives stand side by side for the sake of the balance: »rund und feierlich», »sanft und befremdet», »tief und innig in grüne und kahle Wipfel und Kronen gebettet». Words seem to have been chosen for their evocative sound or for their associative power (»traumfarbene Schneeberge») rather than for their real aptness, so that the description is nebulous as well as highly mannered in approach.

It is into this setting that the figure of Neander is introduced and he too is very idealised, depicted in his 'picturesque' gardening outfit working by the rose-bushes in the soft evening light. Instead of being called by his name, he is always referred to as »der Alte», or »der alte Mann», »der Greis», »der Zauberer», »der geheimnisvolle Greis», »der Blumenvater», »der Gartendichter»,[1] somewhat precious circumlocutions which are intended to denote his character. In the preface to *Haus der Träume* Hesse has expounded his view of the essence of this character:

> »Der alte Neander, die Hauptgestalt der unvollendet gebliebenen Dichtung, sollte die Verleiblichung eines idealen Menschentypus sein: des Weisen nämlich, der im Alter, am Ende eines tätigen und bedeutenden Lebens, nach asiatischem Vorbild den Weg nach Innen geht und einen reifen, kontemplativen Lebensabend durchschreitet.»[2]

[1] *Ibid.* preface, p. 15.
[2] *Ibid.* pp. 25—34.

Conforming to this conception, Neander is described as serenely »lächelnd», »mit seiner eigentümlich klaren Greisenfrische» while his philosophy of life (»Alles Besitzen war Beschränkung, alles Verstehen war Verzicht, und alles Verzichtenmüssen suchte seine Verklärung in Lächeln und in Andacht»[1] is clearly inspired by Eastern thought, evidence of Hesse's own strong preoccupation with Indian studies at this time. Even some ten years later, in the *Kurzgefasster Lebenslauf* which appeared in the »Neue Rundschau» of August 1925, Hesse admits his profound attraction to Catholicism, Confucionism and Brahamism, the mystical religions and attitudes to life. In the portrayal of Neander the purpose of the long description of the garden finally becomes apparent as Hesse, again following his usual practice, establishes connections between the human world and the sphere of nature, which is regarded as the concrete symbol for inner processes:

> »Der grosse Wall der Alpen war ihm ewiges Sinnbild des Zwiespaltes und Hemnisses in der eigenen Selle gewesen[2]»

or as a reflection of the human soul:

> »Er fühlte über die Jahre hinweg dieses tausendfältig lebende Gebilde als ein Bildnis seiner selbst, als das geheimnisvolle Werk und Abbild seiner Seele»[2]

Likewise the observation »Nacht rief dem Tage, Tag rief der Nacht»[3] is at the same time a description of the twilight and an echo of Neander's thoughts on the inter-changeability of the voices of life and death in the implied parallel between death and night, life and day. But the garden has still further significance within the economy of the story: at one point Neander discusses his own Eastern studies with his son Hans

[1] *Ibid.* p. 25.
[2] *Ibid.* p. 26.
[3] *Ibid.* p. 28.

and tells him a traditional Chinese story about a man who, in old age, leaves his family; »er geht in die Berge, um vom Tau und Blumenblättern zu leben und um alles abzustreifen, was noch Schale an ihm ist».[1] Neander's absorption in his garden, where he figuratively lives on dew and flower-petals, symbolises this stage on the »Weg nach Innen». Except in so far as the description of the garden becomes an end unto itself, the whole of the first chapter is devoted to the presentation of Hesse's conception of the main figure; it is a lyrical evocation of a scene and a character.

The narrative technique and expression of the second part of *Haus der Träume* are totally different. Each chapter opens with a very brief descriptive passage, consisting of one short paragraph in chapter three and merely one sentence in the second chapter, as against the pages of description in the first chapter. The setting, in one of the rooms of Neander's house, is more commonplace than the exotic garden and there are several small realistic details about Neander's wife — her knitting, the way she puts her glasses on, etc. — which indicate that these people and their lives are of this world. As in *Rosshalde*, Hesse succeeds in capturing the tone of natural conversation in the exchanges between Hans and his mother. It is important to note that conversation predominates in the second part of the fragment when the extrovert characters share their thoughts, whereas the first chapter records Neander's private musings in direct narrative. The kind of adjectives used also reflects the difference in the whole atmosphere: here they are ordinary, even banal words such as »hübsch», »famos», heard every day in the course of conversation, as against the recherché vocsbulary of the first chapter. By means of this contrast in technique and expression, Hesse conveys the gulf between the two entirely different worlds in which Neander and his family live. In its emphasis on realistic,

[1] *Ibid.* p. 65.

epic depiction in the present (what Emil Staiger in his *Grundbegriffe der Poetik* calls »Vorstellung»), the second part of *Haus der Träume* is far more within the accepted novel tradition than the lyrical evocation of the opening.

But the centre of gravity of *Haus der Träume* was to be Neander and his garden-world, according to Hesse's explicit statement in the preface, where he unequivocally calls Neander the »Hauptgestalt». Surely herein lies the fatal weakness in the conception of *Haus der Träume*, the weakness that led to its remaining necessarily a fragment. For is Neander a suitable 'hero' for a novel? In the eyes of his wife, he is »ein Sonderling» who has »etwas Eigenes» and is »einsam», indeed »ausserhalb der Welt».[1] He himself, however, is no longer aware of any problems for he is completely removed (»entrückt») from all worldly affairs. If Han Fook in Hesse's 'Märchen' *Der Dichter* was a non-problematic character in the sense that he was not inwardly divided, he still had an ambition to fulfil which gave scope for development. Neander, on the other hand, is the prototype of the serene philosopher who has found inner equilibrium beyond all struggles and conflicts. A self-contained entity, he lives by himself and for himself, cultivating his garden for his own private satisfaction, not in order to give pleasure to anyone else. Neander's whole attitude is one of selfish indifference, he has no interest even in his own family; his brief talk with Hans pivots on himself and contrasts most strikingly with his wife's loving enquiry into her son's progress and future plans. Nor is there any prospect of change for Neander is perfectly happy in his isolation, in his »restlose und liebevolle Hingabe an das Schicksal».[2] He has gone far along the »Weg nach Innen», renouncing on that way all worldly things, to live in a private and highly rarified sphere.

[1] *Ibid.* p. 48.

[2] E. A. F. Lützkendorf, *Hermann Hesse, als religiöser Mensch, in seinen Beziehungen zur Romantik und zum Osten.* Dissertation, Leipzig, 1931.

Although Hesse maintains that Neander's »Weg nach Innen» is *not* one of »Müdigkeit und Resignation» but rather one of »sublime Aktivität»[1], nevertheless the figure of Neander, at least as far as he is sketched in the opening chapter, emerges as an essentially passive, static character.

Now a novel must by definition have some plot and action, hence a central character capable of development or activity, a requirement which Neander certainly does not fulfil. It would undoubtedly have been possible to create a novel focussed on either Hand or Albert, both of whom are still seeking their true destiny it this world: Hans, the young architect, is full of »Schaffensfreude» and plans for the future, while Albert, by profession a teacher, is troubled by an excessively nervous, introspective turn of mind. Neither, one feels, will find life simple and their problems could so easily form the core of a novel. Unfortunately, however, these characters and their inter-relation are not developed beyond this point. Even more unfortunately, Hesse insisted that Neander was to be the central figure of *Haus der Träume*, thereby dooming this work to remain unfinished, because Hesse's conception of Neander's character makes him a totally unsuitable hero for a novel. Any possibility of development or activity, let alone conflict, is ruled out and so the fabric of the work disintegrates.

The existing 80 pages of this fragment thus provide ample evidence that *Haus der Träume* is in fact unfinishable, at least in the way Hesse intended. Hesse's own explanation that his work was interrupted by the war can be dismissed as merely a specious and convenient excuse. The fault lay not in any external circumstance but in an inner incongruity.

But why should Hesse, previously and afterwards an eminently successful novelist, be guilty of so elementary a fault? Perhaps the answer is best left to Hesse himself. In his *Betrachtungen* there is a most significant passage which, though

[1] *Haus der Träume*, preface, p. 14.

it does not actually refer to any specific work, formulates with the utmost clarity the exact nature of the temptation to which Hesse succumbed in *Haus der Träume:*

> »Die neuere deutsche Dichtung . . . ist voll von Romanen, welche keine sind, und von Dichtern, welche so tun, als seien sie Erzähler, es aber nicht sind. Unter ihnen sind grosse, herrliche Dichter, deren scheinbare Novellen ich trotz allem glühend liebe, ich brauche nur Eichendorff zu nennen. Diesen Dichtern stand ich nahe, wenn auch nur, was meine Schwäche betraf. Die Erzählung als verkleidete Lyrik, der Roman als erborgte Etikette für die Versuche poetischer Naturen, ihr Ich- und Weltgefühl auszudrücken, das war eine spezifisch deutsche und romantische Angelegenheit, hier wusste ich mich ohne weiteres verwandt und mitschuldig. . . . — Aber Lyrik ist nicht nur Versbauen, Lyrik ist auch vor allem Musikmachen. Und dass die deutsche Prosa ein höchst wunderbares, verlockendes Instrument zum Musizieren sei, das wussten viele Dichter und haben diesem erlesenen Genuss schwelgerisch gehuldigt. — Und so hatte auch ich, ohne es recht zu wissen, als betrogener Betrüger die Rolle des Erzählers gespielt.«[1]

It is the lure of the lyrical, the musical, the formless to which Hesse yielded in *Haus der Träume*, and these tendencies are the antithesis of the objective, realistic, plastic demands of the epic genre. Hence *Haus der Träume* abutts in a dead-end.[2]

Belfast LILIAN R. FURST

[1] *Betrachtungen*, S. Fischer Verlag, Berlin, 1928, p. 172.

[2] Edition: Hermann Hesse, *Haus der Träume*, Veröffentlichung Nr. 1 der Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten, 1936.

IR DE EMBAJADOR EXPRESSION ELLIPTIQUE?

Mlle Karin Fahlin, dont on connaît les études pénétrantes sur les constructions prépositionnelles dans les langues romanes, reprend l'examen du tour espagnol imprimé ci-dessus dans un récent article,[1] qui fait suite à celui qu'elle avait consacré jadis aux expressions correspondantes en français et en italien[2], et qui complète, avec des vues divergentes, mon étude sur l'apposition circonstantielle.[3]

Pour exprimer le rapport d'identité, l'espagnol a connu, à côté de la tournure avec *como* (*hablar como maestro* 'parler en maître'), l'emploi de la préposition *por* jusqu'au milieu du XVII[e] siècle, tandis que l'expression avec *de*, servant aujourd'hui couramment à désigner le métier, la profession, etc., ne semble pas être connue des plus anciens textes. Elle apparaît, notamment, dans les indications de déguisement dramatique à partir de Lope de Vega: *Doña Elvira, de aldeana*; *salen Telio y Mendo, de soldados* (Lope de Vega, dont Mlle F. cite de nombreux exemples, presque tous sans verbe, ainsi que de Calderón); dans Cervantes, si les constructions plus explicites sont vivantes, la tournure brève apparaît aussi: *Aquel mancebo va de Muerte*; *el otro de Angel*, etc. (Mlle F., *l.c.*, p. 24 sq.). Voici la conclusion à laquelle aboutit Mlle F.: »Chaque profession se distinguait par son costume spécial. Il semble donc naturel de supposer que la construction *ir de embajador*

[1] *Ir de embajador, Hablar como maestro*, dans *Studia neophilologica*, XXVIII (1956), 1, pp. 14—33.

[2] *Altfr. cume chevalier, neufr. en chevalier, altit. come cavaliere, neuit. da cavaliere*, dans *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*, LXIV (1942), pp. 467—476.

[3] *»Il est venu comme ambassadeur», »Il agit en soldat» et locutions analogues en latin, français, italien et espagnol. Essai de syntaxe historique et comparée.* (Annales Academiae Fennicae, série B, tome 73, 1.) Helsinki, 1951.

est une ellipse sortie de l'expression *ir vestido de embajador*, peut-être appuyée par en *hábito* [*traje*] *de embajador*» (*ibid.*, p. 26).

Que l'expression appositionnelle avec *de* fasse son apparition surtout dans les jeux de scène à partir du XVI[e] siècle pour désigner, en concurrence avec *vestido como*, *vestido de* et *en hábito de*, le déguisement d'un personnage, cela ne saurait en effet être fortuit. Mlle F. a bien raison d'insister sur le rapport de cette construction avec le langage du théâtre, comme elle l'a fait aussi pour le tour français *parler en maître*, dans son article précité paru dans ZFSL. Mais de là à conclure à une ellipse? Il me semble que pareille manière de voir prête à discussion.

Mais avant d'aller plus loin, il nous faut tenter une mise au point de la question controversée de l'ellipse. Naguère, M. Robert Le Bidois a fait le bilan des »ellipsomanes» et des »ellipsophobes», ainsi que des »partisans modérés».[1] Chez »les tenants de l'explication par l'ellipse» (Brunot, Bally, Séchehaye, Nyrop, Frei) comme chez »les adversaires de l'ellipse» (Galichet, Jespersen, Spitzer), cette notion apparaît peu constante. Les définitions proposées ne satisfont guère, vu qu'elles admettent l'élément subjectif; ainsi, l'»omission d'un terme que l'on considère comme aisé à suppléer» (Marouzeau) laisse ouverte la question de savoir ce qu'il faut entendre par »omission»; ensuite, ce qui pour l'un est »aisé à suppléer» peut fort bien ne pas l'être pour un autre. Chose significative, Charles Bally a donné deux définitions différentes de l'ellipse, rappelées par M. Le Bidois, l'une dans son *Traité de stylistique française* (p. 278), l'autre dans sa *Linguistique générale et linguistique française* (§ 245 de la 2[nde] éd., qui en ce lieu diffère quelque peu de la 1[re] éd. citée par M. Le Bidois, limitant l'ellipse proprement dite à la seule »sous-entente dans la parole, à une place déterminée

[1] *»Ellipsomanie» et »ellipsophobie» dans l'explication des faits de syntaxe*, dans *Mélanges de linguistique française offerts à M. Charles Bruneau*, Genève 1954, p. 19—28.

du discours, d'un signe figurant dans un contexte précédent ou suivant»). M. Le Bidois, pour sa part, propose »d'adopter une position moyenne et modérée». Or, ne donne-t-il pas lui-même dans le subjectif — défaut qu'il reproche, avec raison, aux définitions faisant autorité — lorsqu'il écrit: »Il me paraît tout naturel d'invoquer l'ellipse à propos de tours comme *Trop tard, Rien à faire* . . . (l.c., p. 24)»; »le français présente des phrases qui ne contiennent que les chaînons essentiels de l'énoncé, et où il faut par conséquent suppléer ce qui n'est pas exprimé» (p. 27)? Et peut-on dire que la formule qu'il présente à la fin de son article liquide la querelle: »l'explication par l'ellipse me paraît légitime toutes les fois que . . . l'expression n'est pas aussi explicite et complète qu'elle est ordinairement»? En fait, qu'est-ce qu'il faut entendre par »ordinairement»? Quel est l'état du langage visé, historiquement ou descriptivement parlant?

Tout bien pesé, le renseignement que je tire de cet aperçu est le contraire de ce qu'entend prouver l'auteur: la notion d'ellipse ne se laisse pas couler dans un moule uni, étant donné que la quantité à suppléer ainsi que l'idée de la forme explicite diffèrent selon le point de vue du sujet parlant (ou du théoricien du langage).[1] Pour M. Le Bidois, il est »nécessaire et naturel de suppléer» un lien syntaxique dans la phrase de Flaubert: »C'est une grosse brune de quarante ans, *la taille mince, de beaux yeux, l'usage du monde*», d'autant plus, dit-il, que Flaubert lui-même avait d'abord écrit »avec la taille mince». Or de deux expressions synonymes dont l'une contient moins d'éléments grammaticaux que l'autre, celle-là peut très bien représenter, sur le plan diachronique, un type tout aussi »normal» que celle-ci. A propos du vers d'*Andromaque*: *Je t'aimois inconstant,*

[1] M. Le Bidois semble d'ailleurs admettre lui-même que l'adhésion à l'ellipse est une manière de voir subjective: »Bally a donc eu raison de rattacher l'ellipse à la notion de sens. Mais par là même, il reconnaît qu'il y a, dans l'explication par l'ellipse, un élément de subjectivité» (l.c., p. 21).

qu'aurois-je fait fidèle? M. Le B. demande: »Va-t-on prétendre qu'ici encore l'expression est complète et qu'il n'y a aucun sous-entendu?» Eh bien, au risque d'être traité d'ellipsophobe, je réponds carrément: oui, l'expression est complète, il n'y a rien à sous-entendre. Car enfin, à vouloir »expliciter» toute locution qui équivaut à une proposition, où va-t-on s'arrêter? Soit la phrase: *Jeune, il était costaud*: il y a bien ellipse, au même titre que dans le vers de Racine, puisqu'on peut compléter: »Quand il était jeune». De même, sans doute, dans *Il est mort jeune* et *Il partit furieux*? Car le caractère de la proposition qu'on pourrait substituer à l'apposition ne saurait avoir d'importance. Enfin, faut-il appliquer le même principe au latin: *C. Iunius aedem Salutis, quem c o n s u l uouerat, c e n s o r locauerat, d i c t a t o r dedicauit* (Tite-Live)? — Donnez-lui-en grand comme le doigt et il en prendra long comme le bras. Décidément, le mieux est de renoncer à l'explication par l'ellipse; sinon, lui donner au moins une définition *ad hoc*: c'est ce qu'a fait Charles Bally, attribuant à ce terme des acceptions différentes dans des contextes différents.

Après cette parenthèse un peu longue, qui m'a pourtant paru nécessaire, reprenons notre objectif principal, la tournure *ir de embajador* et congénères. Dans mon étude susmentionnée, que je me permettrai de récapituler le cas échéant en complétant et en précisant certains points, j'ai cherché à situer les divers tours appositionnels dans la structure et l'évolution historique de la syntaxe espagnole. La forme la plus primitive, usitée de tout temps du latin aux divers idiomes romans, est, à n'en pas douter, celle à déterminant zéro: *El que llora p o b l e, canta r y c o en vycio* (*Libro de buen amor*, 620); *Casó muy j o v e n con moza bravía* (Galdós, *De Cartago a Sagunto*, p. 49); *entrar* (*entrarse*, *meterse*) *monje* (locutions consacrées). A comparer lat. *Vota p u e r soluit quae f e m i n a uouerat Iphis* (Ov. *Metam.* IX, 793) 'Iphis acquitta garçon les vœux qu'il avait faits étant fille'. Pour préciser la manière d'être de la personne (ou de la chose) visée, pour insister sur le »rôle» qu'elle

remplit, le terme appositionnel peut s'accompagner d'un déterminant: adverbe, conjonction, préposition. Les déterminants les plus naturels sont *como* et *por* (ainsi que leurs équivalents dans les autres langues romanes; en latin *ut* et *pro*), appuyant l'un sur la manière ou l'identité, l'autre sur la finalité. Il en va de même, toutes proportions gardées, pour (v. esp.) *desque* 'aussitôt que', *una vez, mientras, aunque, cuando*: *Que esta ciencia es como la del nadar; que una vez aprendida, nunca se olvida* (*Don Q.* II, ch. 27). *Y aunque muerto, mostrava que vivo havia sido de rostro hermoso y de disposicion gallarda* (ibid. I, ch. 13). A comparer fr. *Quoique Scythe et barbare, elle a pourtant aimé* (Racine, *Phèdre*). *Si no pudo hacer cuando sano y bueno, como lo haría molido y casi deshecho*? (*Don Q.*, I, ch. 4). Ici, deux points de départ sont possibles, théoriquement et »synchroniquement»; soit *cuando* [*estaba*] *joven* (ellipse), soit ⟨*cuando*⟩ *joven* (intercalation d'une particule renforçante).[1] Du point de vue historique, la seconde alternative apparaît comme celle qui s'impose. Seulement, associées aux propositions correspondantes avec un verbe fini, ces constructions brèves font effet d'être des contractions de celles-ci.[2]

[1] La *Gramática de la lengua española* de l'Académie Espagnole (9e éd.), qui cite ce dernier exemple (§ 409), opte pour l'explication par l'ellipse en ajoutant: »donde se suplee *estaba*». Autant vaudrait dire: »où l'on suprime *cuando*», ou encore: »où l'on suplée, dans le second membre, *cuando está*». La grammaire espagnole de Bello-Cuervo (de 1945) est mieux inspirée lorsqu'elle attribue à cet emploi de *cuando* (dans *cuando viejos, cuando solteros*) un caractère prépositionnel et le rapproche de tours comme *desde niños* (cf. ci-dessous), *mientras jóvenes* (§ 1240). L'adverbe *cuando* en arrive même, comme le fait observer Bello-Cuervo (§ 1183), à faire fonction de préposition: *cuando guerra* 'en tiempo de la guerra', et, par ce raccourci propre à l'espagnol, *al tiempo cuando muchacho* (Machado), *fué cuando muchacho* (Cervantes; ces deux derniers exemples cités par Mlle Fahlin, qui y voit une ellipse).

[2] L'anglais connaît un parallèle exact de l'esp. *cuando joven*:

Pour ce qui concerne les prépositions introduisant une apposition circonstantielle, il faut tenir compte de la plasticité particulière à l'espagnol qui permet de substituer le concret à l'abstrait »logique»; *desde niño, desde chiquitín* (Benavente) 'depuis la (première) enfance' (cf. lat. *a parvo, a puero, a pueris*); *llegar a viejo, a senador* 'atteindre un âge avancé, le rang de sénateur'; *quiérote por hermosa* (*Don Q.* I, ch. 14) 'je t'aime pour ta beauté' (ce qui diffère essentiellement du *por* introducteur d'apposition traditionnel, par ex. *tomar por esposa*). La préposition *de*, de tout temps chargée de fonctions multiples, désigne aussi, en tant que spécifiant l'apposition, des rapports assez complexes. Il arrive que le sens concret se laisse ressentir, à la manière des prépositions à valeur plus précise. C'est ainsi que j'entendrais la phrase (d'Amadis de Gaula) que Mlle Fahlin cite comme premier exemple en date de la tournure du type *ir de embajador*: *Vos me desechastes de marido, en que mi fama é honra fué de vos muy menoscabada* 'vous m'avez repoussé (exclu) de l'état de mari', donc manière de dire de tous points comparable à *llegar a senador, quiérote por hermoso*, et par conséquent à rayer parmi les exemples illustrant la genèse de la tournure étudiée par Mlle F. Quelque peu analogue, avec le sens local encore transparent, est cette expression de la *Romance del rey don Rodrigo cómo perdió a España* (du XV^{e} siècle): *El caballo de cansado / ya mudar no se podia* (W. Mulert, *Lesebuch der älteren spanischen Literatur*, p. 41, qui traduit: 'konnte sich der ermüdung nicht erwehren'). Ailleurs, et dans la plupart des cas, ce sont les divers sens figurés de la préposition *de* qui se font valoir: modal, causal, partitif. Cependant, pareilles valeurs étant susceptibles de s'effacer, *de* en arrive, dès la vieille langue, à

When young (*When a boy*) *I looked at such things differently.* Là aussi, la conjonction paraît être une addition secondaire (voir G. O. Curme, *A Grammar of the English Language*, III: *Syntax*, § 20, 3).

mettre simplement en évidence l'apposition circonstantielle, avec une vague insistance sur la manière d'agir. A comparer, chez l'archiprêtre d'Hita, d'une part: *quanto por homme es magada e ferida, / tanto mas por el anda l o c a, m u e r t a e p e r d i d a* (520), et d'autre part: *fasta el sabado santo dar vos he lyd sin falla, / d e m u e r t o o d e p r e s o non podras escapalla* (1076). Partant, *de* fait concurrence à *como*, ce dernier indiquant toutefois plus particulièrement l'identité: *Donde se prosiguen las finezas que d e e n a m o r a d o hizo don Quixote en Sierra Morena* (*Don Q.* I, ch. 26, titre); cf. *Mas don Fernando, c o m o a s t u t o y d i s c r e t o, se rezeló y temió desto* (ibid. I, ch. 25) '. . . en homme astucieux . . .'

Un cas à part est l'emploi de la préposition *de* dans un sens temporel: *de niño* '(étant) enfant', *de joven* '(étant) jeune', attesté dès le XIII[e] siècle (Mlle F., *l.c.*, p. 31). Le sens concret de point de départ l'ayant cédé à celui d'un espace de temps imprécis, *de joven* est devenu synonyme (à une nuance près, c'est entendu) de *cuando joven* (*mientras joven*) ainsi que de *joven* apposition simple: *El padre . . . había tenido sus líos amorosos, no sólo d e j o v e n y s o l t e r o, sino también d e v i e j o* (Baroja, *El cantor vagabundo*, p. 115). A comparer *Casó muy joven . . .* (exemple cité plus haut, p. 247); Gonzalo: *¡Tu imaginación! . . . ¡Claro! Conocías mi vida pasada de soltero . . .* — Isabel: *De casado.* — G.: *Me casé muy joven . . .* — I.: *D e v i u d o* (Benavente, *Rosas de otoño. Teatro*, éd. Nelson, p. 315).

Ce dernier exemple nous ramène à notre problème principal, la construction avec *de* désignant la profession ou le métier, l'indication de l'état civil (*de viudo*; *de joven y soltero*, ci-dessus), toute proche de l'expression temporelle du type *de joven*, étant en rapport étroit aussi avec le tour *ir de embajador*. Mlle F. n'est pas sans reconnaître ce rapport, estimant possible que *de viudo*, aussi bien que *de embajador*, »ait été influencé par les indications de scène puisque ces états se distinguaient aussi par le costume au XVI[e] et au XVII[e] s.» (*l.c.*, p. 31). La construction avec *de* désignant l'état civil se

trouve donc en filiation directe avec le tour temporel, qu'elle soit influencée (comme le pense Mlle F.) ou non par les indications de scène.

Pour expliquer *sale de dama* et les tours synonymes, Mlle Fahlin fait, on l'a vu, la route inverse à celle que j'ai suivie. Pour elle, le point de départ c'est la formule »explicite», pourvue des éléments expressifs censés correspondre à la pensée logique, les tournures où ces éléments semblent faire défaut étant qualifiées d'elliptiques. Que, dans tel cas particulier, il y ait ellipse c'est-à-dire un terme qui se laisse suppléer par le contexte, je veux bien, par ex. *El Mundo se ha de vestir como rey. Apetito como pastor*, etc. (d'une farse du XVI[e] s.; cité par Mlle F., p. 22). Mais faut-il pour autant, comme le voudrait Mlle F., sous-entendre le verbe *vestir* dans les jeux de scène comme *Entra Cristo, como niño*, ou *Entra el demonio, como viejo*, construction favorite, dans le théâtre du XVI[e] siècle, avec *en hábito de* (Mlle F., p. 21)? Je ne le pense pas. Voici pourquoi. *como* implique ici, non l'identité (comme dans *hacerlo como hidalgo* 'agir en gentilhomme'), mais la ressemblance: 'comme un enfant', 'pareil à un enfant', la vieille langue pouvant, dans cet emploi de *como* aussi, se passer de l'article et de tout autre déterminatif. La vieille tournure *vestido como* est, si l'on veut, plus explicite que *como* tout court: il ne s'ensuit pas, à mon avis, qu'elle en soit le prototype, d'autant moins que, à en juger par les relevés fournis par Mlle F., *vestido como* est de beaucoup plus rare. Chez Cervantes, Mlle F. relève »une construction elliptique avec *como* où il faut sous-entendre *vestidos*»: . . . *cuando encontró con dos como clérigos o como estudiantes y con dos labradores* (*Don Q.*, II, ch. 19). Ici encore, je comprends *como* = 'qui avaient l'air de' (étant bien entendu que la ressemblance consistait en leur costume), sans plus.[1] C'est à partir de Lope de Vega que les jeux de scène deviennent usuels. Là apparaît la formule

[1] Cf. Cejador y Frauca, *La lengua de Cervantes*, II, *s. v. como*, à propos de cet exemple: »parecidos a: la razón era el traje idéntico».

courte (*sale*) *de dama*, qui du coup devient la plus usitée, les tours du type *vestido de médico* et *en hábito de dama* étant très rares (Mlle F., p. 22 sq.). Le grand auteur dramatique de la génération suivante, Calderon de la Barca, use en proportions à peu près égales des trois formules *vestido de*, *en traje de* et *de* simple suivi d'un nom de métier, etc., presque toujours associées au verbe *salir* (Mlle F., p. 26 sq.). Or, un troisième moyen de désigner le rôle ou le déguisement semble échapper à Mlle F., bien qu'elle en fournisse deux exemples: je veux parler de la construction à déterminant zéro. Le premier exemple est de Lope: *Don Bernardo, v i e j o, de hábito de Santiago* ... (cité par Mlle F., p. 23, note); l'autre, de *Guzman de Alfarache*, donc à mi-chemin entre Lope et Calderon: ... *se salió* [après avoir changé de robe, pour pouvoir sortir sans être reconnue] *d e v i u d a aquella que entró d a m a.* On voit que *de viuda* et *dama*, attribut pur et simple, sont ici équivalents. A comparer ce passage que j'ai relevé chez Cervantes, où l'on notera le verbe *ir*: ... *yva muy a su plazer c a v a l l e r o sobre un hermoso asno. — Verdad será que él devia de ir c a v a l l e r o como vuestra merced dice, respondió Sancho* (*Don Q.* I, ch. 15).

En résumé, les jeux de scène du théâtre espagnol connaissent, dès la fin du XVI[e] siècle, les tournures nouvelles (*sale*) *de paje*, (*sale*) *vestido de paje*, se substituant à l'expression ingénue et devenue archaïque, (*sale*) *como paje*, (*sale*) *vestido como paje*, en même temps que persistent les tours explicites *en hábito* [*en traje*] *de paje*, ainsi que, moins usité il est vrai, le simple (*sale*) *paje*. Si le tour *sale de paje* l'emporte, c'est sans doute grâce à son expressivité et à la valeur modale qui lui revient dès les origines; cf. l'exemple de Cervantes cité plus haut: *las finezas que de enamorado hizo don Quixoje* (où, sans doute, personne ne s'avisera de suppléer un *vestido* ou *en hábito*). A noter du reste que *de paje*, *de dama*, etc. des jeux de scène n'équivalent pas sans plus à fr. *en page*, *en dame*, le tour espagnol ayant plutôt la valeur 'à la manière de' ou 'sous l'aspect de',

sens issu de 'partant de', pas plus que *vestir(se) de paje*, de son côté, ne vaut originellement 's'habiller en page', le complément adverbial conservant en espagnol une certaine autonomie vis-à-vis du verbe, ce qui ressort d'une juxtaposition comme *como se vió vestido de cuerdo, y desnudo de loco* (*Don Q.* II, ch. 1). C'est en vertu de ce sens modal et instrumental que *de* se prête aussi à des combinaisons du type *vestir de luto, de caza, de camino*, etc. ainsi que *salir, ir de caza*, etc.; cf. *Si verme de negro me entristece. Yo non me he vestido de negro, por gusto, más que cuando he tenido algón luto* (Benavente, *Al natural. Teatro*, p. 165). Là encore, à faire intervenir l'ellipse on risquerait de fausser la nature spécifique de la construction.

»L'espagnol est une langue qui aime les ellipses», conclut Mlle F. (p. 32). Remplacez »ellipses» par »brachylogie» et je serai d'accord. Nombre de particularités syntaxiques de cette langue — nous venons d'en examiner quelques-unes — font figure d'expressions contractes ou abrégées, que les manuels expliquent, en effet, assez généralement par l'ellipse. Mlle F. a cru devoir s'en tenir à cette manière de voir traditionnelle: ainsi, *cuando pequeño* serait un cas d'ellipse »si évident qu'il n'a pas besoin d'explication». Évidemment, nous représentons les deux camps opposés.[1]

[1] Je rappellerai que Mlle F. n'a pas toujours été aussi ellipsophile. Dans un article judicieux sur l'infinitif de narration (*Studia Neophilol.* 19, 1946, p. 272—292), elle réfute, à bon droit, l'explication par l'ellipse de ce tour en français, espagnol et portugais.

Je me permets une remarque de détail concernant l'article de Mlle F. sur *ir de embajador*. A propos de certains exemples du type *Los músicos, de villanos*, extraits de Lope de Vega, nous lisons (p. 24, note): »La virgule est ici employée pour marquer une ellipse» [celle de *vestidos*, s'entend]. Mais une virgule précède souvent *vestido* aussi: *Pedro, vestido de suplicanero*; *Don Lope y Toledo, vestidos de gitanos* ... (Lope de Vega; cité par Mlle F., p. 22). Donc, dans l'un et l'autre cas, c'est le verbe *salir* qui est frappé d'ellipse — si ellipse il y a.

Les quelques observations qui précèdent auront au moins servi à attirer l'attention sur l'évolution interne et la valeur propre des tournures en question. Si je diffère d'opinion avec Mlle F. au sujet de l'ellipse, cela ne m'empêche pas d'adhérer à son hypothèse concernant le milieu d'origine de l'expression *ir de embajador*. Je crois bien que c'est le jargon des jeux de scène à partir de Lope de Vega qui explique le fait qu'une portion des appositions circonstantielles, autrefois introduites par *como* ou *por*, s'accompagnent désormais de la préposition *de*, à côté de verbes d'état ou de sens général (*estar*, *ir*, *trabajar*, *hacer*, etc.). Comme le fait observer Mlle F., la ressemblance avec le tour français se servant de *en* est frappante. Cependant, la correspondance est loin d'être complète; à comparer: *agir en gentilhomme — obrar como hidalgo, trabajar de carpintero — travailler comme charpentier.*

Veikko Väänänen

FOR A *FLAMENCA* PASSAGE

In *ZRPh* 72 (1956), pp. 115—117, Manfred Bambeck published an article »Zu Flamenca V. 5059 ff. (Ausgabe Paul Meyer 1865).» The lines in question run thus:

Dirai vos o, bel sener Dieus,
del paradis que·m deves dar
pogras ab mi fort ben passar,
passar ans i faria gietas,
e·ls apostols e las prophetas
vos en darai [ieu] per fermansa
que la renda qu'ieu ai en Fransa
dones a gliezas es a ponz
si·m laissavas aver mi donz
ab son autrei et ab son grat.

Having reproduced Paul Meyer's translation and the latter's remark[1] that he did not understand ll. 5061—62, Mr. Bambeck suggests a solution for this passage, which is indeed obscure enough. He sees the stumbling block in the word *gietas*, which he derives from Latin **jectatos* and renders by »the miserable (people)», German: »die Elenden.» For this meaning, never before attested in Provençal, he refers to a passage in the *Roman de Renart* (ed. Martin, I, 3138 ff.) where Hersent declares that she would never expel (*geter*) or disinherit her sons even if they were bastards as Hermeline claims they are. Mr. Bambeck then quotes several passages from Beaumanoir which are to show that bastards were considered in the Middle Ages as a kind of outlaws. He admits that there is no mentioning of bastards in the *Flamenca* passage, but assumes that, at the time when the novel was composed, the word had already taken a more general meaning. The author finally alludes to a passage of *Aucassin et Nicolete* (ed. Roques VI, 36) where Aucassin renounces Paradise because he has nothing in common with the people who go there: *cil viel prestre et cil viel clop et cil manke . . . et cil a ces vies capes esreses et a ces vies tatereles . . . qui mœurent de faim et de soi et de froit et de mesaises.* So Mr. Bambeck parallels the *viel prestre* and all those destitute and miserable persons of *Aucassin and Nicolete* with the apostles and prophets on one hand and with the **getatz* of *Flamenca* on the other.[2]

This is, then, the way how he translates the passage: »Ich will's Euch sagen, lieber Herr Gott: des Himmels, den Ihr mir geben werdet[3], könnt Ihr Euch mit mir gar wohl entraten[4];

[1] P. 361, note 1.

[2] The *viel prestre* and the apostles and prophets form what he calls the »priesterlichen Menschentyp.»

[3] Referring to Appel's *Chrestomathie* 5,225 and 1,183, the author, in a note, claims that *deves dar* here is equivalent to the future.

[4] This seems to me a very strange construction of German

gern liesse ich dort den Vortritt den Elenden, den Aposteln und den Propheten.»

The author's interpretation suffers from several misunderstandings and errors:

1. It is more than strange that the poet should have used the two infinitives *passar*, following each other immediately, in two completely different meanings, »to do without» and »to pass, to go over.»

2. As to the first meaning, *passar d'alcuna re ab alcu* cannot be »to do without». No Provençal dictionary lists this phrase. There is a *passar ab* or *de* in Levy's *SWB* VI, 117 No. 7, but none with both *ab* and *de* combined, and the verb means »to content oneself with.»

If the second *pasar* really denotes »to pass, to go over,» the phrase *faria pasar* would mean »I should make (them) pass.» This implies that Guillem arrogates God's own right to decide which people go to Paradise and which to Hell. The author's »den Vortritt lassen» (to give precedence to), a translation which is inadequate in itself, would imply that Guillem wanted to follow those who enter Paradise — which is contradictory to the author's general interpretation of the passage — and could only be tolerated if the poet had used *laisar* instead of *faire*.

3. There is no doubt that the verb *getar*, O. Fr. *jeter* could mean »to expose (a child),» as it appears in the passage from the *Roman de Renart* quoted by the author. Godefroy (X, 42) offers two other (prose) examples for *enfant geté*.[1] Of the Pro-

»entraten.» The verb, which means »to dispense with, to do without» is, as far as I know, not used reflexively, and the thing that one can dispense with joins the verb in the genitive: »einer Sache entraten.» Maybe what the author had in mind is something like this: »In Heaven yow may well do without me». But *del paradis* is not »in Paradise» and »mit mir» does not fit into the context at all.

[1] Perhaps Tobler-Lommatzsch will provide more. The work, which has arrived at its 36th part (*guiche — haster*), will deal with our verb under *j*.

vençal dictionaries it is only Raynouard (III, 470) who lists this meaning, attesting it with this one sentence from *Vices and Virtues: Las lobas noyrisson los efans gitatz.* But extending this specific meaning of a verb that indicates a comparatively rare action so as to give the plural of its past participle the general sense of »the miserable» would constitute a rather questionable semantic development. Moreover there is no reason whatever to connect the fate of *enfans getatz* with that of bastards in the Middle Ages only because Hersent's children happen to be accused of being bastards.

4. From all this results that the passages quoted from the *Roman de Renart*, Beaumanoir, and *Aucassin et Nicolete*, interesting as they are in themselves, are irrelevant to the interpretation of the *Flamenca* passage.

5. Mr. Bambeck conceives of *gietas e·ls apostols e las prophetas* as objects of *faria passar.* Did it not strike him that *apostols* and *prophetas* are preceded by the definite article, while *gietas* has none? Did it not strike him that, by this interpretation, *vos en darai* (l. 5064) is deprived of its object, consequently of any sense? Did it finally not strike him that, by separating *vos en darai* from what precedes, this sentence starts with *vos*, an unstressed pronoun, which marks a grammatical mistake? So the nouns *e·ls apostols e las prophetas* belong to what follows and start a new sentence, and Paul Meyer knew, of course, what he was doing when he translated: »Je vous jure sur les apôtres et les prophètes que je consacrerai à bâtir des églises . . .»

6. So the persons allegedly called **getatz* are completely isolated. Deprived of their illustrious companions, the apostles and the prophets, those miserable people have to go to Paradise quite alone. It would probably be possible to corroborate this idea by quotations from the Bible if only the word *getatz* could mean what it is supposed to mean and if its very existence were not doubtful.

Latin **jectatos* would have produced Provençal *getatz*, not *gietas.* It is a well known fact that Prov. final *-tz* later on

became *-s*, and the scribe of the *Flamenca* manuscript, too, shows items of this development. But how is it possible that the author of the article could make the statement that in our novel *-s* regularly stands for *-tz?* On the very page of Paul Meyer's edition where the word *gietas* occurs there are three correct rhymes in *-tz* : *cubertz — certz*, *desesperatz — oblidatz*, and *motz — totz*. A count of the rhymes in *Flamenca* where the *tz-* sound is represented by *-tz* (or simple *-z*) and those which have an *-s* instead has given this result: the first named cases (including about ten where one rhyme word has *-tz*, the other *-s*) amount to about 150, the others to about 75, which means that the correct spelling exceeds the others in the ratio of two to one. But in all the cases the two words that rhyme with each other, those in *-tz* as well as those in *-s*, originally ended in *t* + *s*. There are, it is true, two cases where the rhyme seems to connect a word ending in genuine *-s* with one in *-s* = *tz*.[1] But they need not occupy us here, because the rhyme *gietas* (= *getatz*) : *prophetas* is utterly unacceptable for other reasons.

7. The past participle of *getar* is stressed on the second syllable: *getátz*, while its rhyme word has its accent on the one before last syllable: *prophétas*. The unstressed last syllable of *prophetas* would consequently rhyme with the accented last syllable of *getás* (= *getátz*). There are in Provençal poetry some cases of such a metrical abnormity. In *Flamenca* this would be the only example, unworthy of the careful and skilled versifier that was the author of the poem. Mr. Bambeck does not speak

[1] They are *ades — voles* (= *voletz*) ll. 3183: 4 and *aves* (= *avetz*) — *tres* »three» ll. 5070: 1. The last named item has to be eliminated, because for *dos ans o tres* the manuscript has an empty space and the words have been added by a fourteenth-century reader. Paul Meyer, in a note to l. 5069 of the second edition, declares the rhyme impossible and suggests to read *tot quan fezes*. For the other irregular rhyme he has no comment. The meaning of the two lines is, incidentally, not very clear.

of the prosodic blunder he attributes to the author of *Flamenca* nor of the fact that, by reading *gietás* for *giétas* he added one syllable to the line, which, then, would count nine syllables instead of eight. If for nothing else, for these metrical reasons alone the author's explanation of *gietas* would have to be rejected.

* *
*

The task which I had set to myself was to show the erroneousness of the author's argumentation and to indicate its sources. What I have done here is merely negative criticism. Fortunately I am spared the trouble of suggesting a positive solution for a passage that seemed obscure even to a Paul Meyer. There was a philologist named Antoine Thomas who dealt with the meanings of *passar* and *gietas* in our passage [1]; there was a lexicographer named Emil Levy who listed Thomas' suggestions in his dictionary [2]; there was, above all, a second edition of *Flamenca* by Paul Meyer [3], who, by reading in l. 5062 (l. 5059 in the second edition): *Passar! ans i faria gietas* and giving the two expressions an — on the whole — plausible interpretation [4], solved in 1901 the riddle that had puzzled him nearly forty years before.

Kurt Lewent

[1] *Journal des Savants* 1901, p. 314.
[2] *SWB* VI, p. 117 No 6 and IV, p. 118 respectively.
[3] Paris, 1901.
[4] See the glossary of the second edition.

CONSTANCE IN FOURTEENTH-CENTURY ENGLAND

The story of Constance was one of the most popular plots treated in medieval literature.[1] Fourteenth-century England produced three full-blown versions of the tale—Chaucer's, Gower's, and *Emare*—which will be analyzed here. In addition, the accused queen cast adrift with her offspring became a commonplace of romance and is found in various forms throughout this century and the next.[2] Some of the richness of the poetry of this period will be demonstrated by the variety offered in three treatments of the same tale, and it is hoped that some of the pat generalizations of single-directedness in Middle English literature will be further shaken.

It is probable, as will be seen, that these three versions were written within ten years of each other, so there is little to be gained in a conjectural chronological arrangement. Since *Emare* represents a slightly different branch of the primitive legend and universal folk-tale, it will be considered first.

According to Gough,[3] the origins of the tale are to be found in a prehistoric Anglian folk-tale, which spread all over Europe in *märchen* and literary versions from the twelfth to the nineteenth century. Miss Schlauch's book, however, points

[1] For origins and analyses of the tale, see Hermann Suchier, Introduction to *Œuvres Poetiques de Beaumanoir*, I (Paris, 1889) and *Über die Sage von Offa und Thrytho* (Paul and Braune's *Beitrage*, IV); and A. B. Gough, *On the Middle English Metrical Romance of Emare* (Kiel, 1900) and »The Constance Saga,» *Palaestra*, 23 (1902). For broader discussions and ramifications of the themes, see Margaret Schlauch, *Chaucer's Constance and Accused Queens* (New York, 1927).

[2] E.g. *Sir Eglamour of Artois* and *Sir Torrent of Portyngale*. Cf. Edith Rickert, *The Romance of Emare*, xlvii f. (London, 1908); also John Edwin Wells, *A Manual of the Writings in Middle English*, 116 (New Haven, 1916).

[3] *Palaestra*, 23.

out similar themes of story-telling about accused queens in many types of folk-tales. Gough lists twenty important literary versions, and derives the name »Constance-saga» from the heroine of Nicholas Trivet's version in his Anglo-French chronicle (1334—47), the direct source for Chaucer and Gower. In addition, Gough finds forty-two folk-tales in sixteen languages (thirty-three, counting separate dialects). The original Anglian folk-tale passed on into the ninth-century Mercian story of Offa and Cynethryth (partly based on the Thrytho story) and the seventh-century Northumbrian story of Aella. *Emare* is directly descended from the latter, by way of a poem on Aella and a Byzantine princess, possibly written in Touraine during the period of Anglo-Norman rule (1154—1205).[1] Analogues closest to *Emare* in point of plot besides Trivet's version are: *Mai und Bêaflôr*, written by a German layman in the Austro-Bavarian dialect, ca. 1259; *La Manekine*, Norman French metrical romance by Phillipe de Remi, sire de Beaumanoir, ca. 1270; *Die Königstochter von Frankreich*, German metrical romance, written by Hans von Buhel in 1400; and a story in the rhyming *Universal Chronicle* (*Weltbuch*) of Jan Enikel, written at Vienna, 1277—1300. It seems probable that they were all derived from the same Anglo-Norman poem as was the lost French original of *Emare*.

The evidence that the immediate source of *Emare* was French is quite convincing. There is an unusually large number of French words and French rhyme sounds, and every proper name is of French origin. L. 1030 states that the poem is a Breton lay, and, indeed, *Emare* seems to be of that *genre* in respect to its length, style, and suitability for musical accompaniment. It is more likely, however, that the author was using a longer French romance, and used the term »Brytayne

[1] Gough, *Palaestra*, 23, 23, bases this conjecture on the localization at Tours and vicinity of three versions, including Trivet's. But see Rickert, xl.

layes» in his own context, an unlearned and inexact one. L. 1032 reads »Men callys 'playn þe garye'» and has been the subject for interesting emendations because the relative pronoun is evidently omitted and the end of the line is probably corrupt. Thomas Warton interpreted it as meaning »Made for an entertainment» (»which men call playing the Garye»)[1] and Joseph Ritson thought »*Playing the garye* [meant] the public recitation of such a story as the present, accompanied by corresponding action, and the melody of the harp.»[2] Suchier, however, translates the line: »On l'appelle simplement la Garie (ou l'Egarée?),»[3] with which Gough concurs. Miss Rickert demurs, pointing out that »the definite article is not so used in English» and suggesting that the original was something like *Lai d'Egarré*.[4] Miss Rickert overlooks the fact that the definite article was, in fact, used this way in Middle English, particularly in the areas and by the writers showing the greatest French influence.[5] It is, of course, entirely possible that our poet mistakenly substituted 'plaint,' which *Emare* is not, for 'lay,' which it is. On the other hand, a popular French original may have misused 'plaint.' At any rate, there is little doubt that the original did have the assumed name of the heroine as part of its title.

The comparatively late date of *Emare* makes it difficult to determine with any great accuracy the specific place and date of its composition. There are, however, sufficient phonological and inflectional peculiarities to warrant some reasonable guesses.

[1] *History of English Poetry*, III, 418. Another misconception of Warton was his belief that Thomas Chestre, the probable translator of *Launval*, also translated *Emare* from the French ca. 1430—1450.

[2] *Ancient English Metrical Romances*, II, 215 n (Edinburgh, 1885).

[3] *Beaumanoir*, xlv.

[4] *Emare*, xxx n.

[5] Cf. Child's *Observations on the Language of Gower's Confessio Amantis*, 266, where several instances of such usage are listed.

Phonological indications are:

O.E. *æ* is sometimes *e*, but is usually *a*.

O.E. *ea*, *eo* before *ld*, is regularly *o* (Northern *a*, Kentish *e* are absent).

O.E. *a* before a nasal is *o*, before a mute is *e* (the two instances are irregular), before *r* is *a* or *o*, before *w* is *a* (an occasionally Southern form), and final is *o*.

O.E. *ǣ* before *r* (only in *waeron* or *Þǣr*) is *a*, *e*, or *o*. (This last is strictly a North Midland form, rather East than West.)

O.F. *a* is *a*, but *e* (a Northernism) once.

O.F. *u* before *r* is O.F. *ou*, O.E. *u* (a Northernism).

O.E. *h* final is silent.

O.N. *k* in *taka* disappears (*tane : name*).

S of *ys*, *was* is voiceless (regular Midland).

The partial palatization of *k* (*mychyl*, or variations, appears eight times, *mykylle* seven) may be due to scribe rather than dialect, and *ryche* is spelled that way throughout.

Inflectional indications are:

Inorganic final *e* points to Northern or late Midland.

Personal pronouns are inconclusive except for *her* in third plural genitive (non-Northern). There is one instance of *A* for *he* (989).

Endings of substantives are occasionally irregular or archaic, but are usually -, *-a*, *-; -a*, *-a*, *-a*.

Adjectives and adverbs are regular and modern.

Verb forms show a mixture of dialects. The *-n* ending of the infinitive is lost in almost a 10:1 ratio, and often *-n* is kept in the past participle. On the other hand, several past participles use the prefix *y-*. The only example of second person singular present active indicative is *umbraydest* (929, 1010), but the third person singular can be *testymonyeth* (1029) or *settes* (1033).

The unusually large number of words of French derivation is probably accounted for by the immediate source. Otherwise, the rhyming words follow an expected ratio, the overwhelming

majority being from Old English words, with some 5 per cent from either Old Mercian or West Saxon sources, 2 per cent from Old Norse, and a few scattered derivations of Norman French, Anglo-Norman, and Old Northumbrian words. Archaisms and words which may denote provenience are: *fele* (823), *ble* (270, 590, 644), *leede* (702), *menske* (69), *ȝarked* (329, 677), *fode* (507), *worche* (227, an unusual palatalization outside Southern), and *shate* (273, a possibly scribal Southernism). *Amel* is not used (*by-twene*, 156; *betwene*, 799), *wyth* (not *mid* or *med*) is used throughout, and *to* and *unto* are regular, although *tylle* appears three times, twice in rhymes, but *at* is not used in this sense.

Most of the indications, then, point to the Northeast Midland dialect of the late fourteenth century and Wells is content to leave it at that.[1] It is interesting to note that Gough placed it close to 1350 and south of the Humber, whereas Miss Rickert considered it close to 1400 and north of the Humber. One would think that the later the date guessed, the more Southern the dialect which would be conjectured. They did agree, as I think one must, that the Southernisms and spelling peculiarities (*w* as a vowel; confusion of *Þ*, *th*, *t*, and *d*; and inorganic *ȝ* or *gh* before *t* or *Þ*) were scribal. Something of a compromise appears to be in order, and I think a consistent and reasonable view of the situation and review of the data would place *Emare* in North Lincolnshire or perhaps Nottinghamshire, certainly in the last third and perhaps in the last ten or twenty years of the fourteenth century.

Identifying or classifying the author of *Emare* is even more difficult. The popular, unlearned treatment of the story places him in the lower classes, and l. 19, an invitation to the audience to stop and listen a while, puts him in the market place. He is, perhaps, further connected with trade in that the Roman who finds the heroine and her son is a *merchaunte* (685), although every other version has him an official, usually a senator. More-

[1] *Manual*, 129.

over, there is the long discussion of the cloth of gold (88ff)., as well as the fact that Emare excels in silk-work (376, 730). Brandl[1] thought the author a clerk, while Gough and Miss Rickert prefer to call him a wandering scholar. Both assumptions may be correct and we may have a latter-day Goliard here. At any rate, he shows his religious concern with the longest introductory prayer in English romance (1—12), and his relation to minstrels is shown in the following six lines: »Menstrelles þat walken fer and wyde,/ Her and þer in euery a syde,/ In mony a dyuerse londe,/ Sholde, at her bygynnyng,/ Speke of þat ryghtwes kyng/ That made both see and sonde.»

Emare is preserved in a unique MS (ff. 71—76 of *Cotton Caligula* A ii), most of which was copied, seemingly by the same careful hand, between 1446 and 1460.[2] The poem is written in eighty-six twelve-line tail-rhyme stanzas, the final stanza having fifteen lines. The most that can be said about the rough meter is that the couplets regularly have four beats, the tail-rhymes three. The rhymes themselves are often impure—short: long, e:i, Fr. *ou:* Fr. *u*. There are two cases of feminine rhymes. Assonance is used many times, there are often similar final syllables, and sometimes identical words or distinct but similar words are rhymed. *Enjambement* occurs twice between stanzas, seven times between stanza parts, and *concatenatio* occurs six times.

Wells sees the mixture of stanza-forms as unusual.[3] Gough divides them into four classes, aabaabccbddb (26), aabaabccbccb (8), aabccbddbeeb (45), and aabccbddbddb (7). Miss Rickert comes closer to the facts, finding three more varieties, aabaabccbaab (3), aabccbddbccb (2), and aabccbddbaab (1), and re-

[1] Cited in Gough's edition, *Emare*, in Old and Middle English Texts, II, ix n (London, 1901).

[2] It contains Lydgate's *Nightingale* and a Latin chronicle of England brought down to the reign of Henry VI.

[3] *Manual*, 129. But there are many tail-rhyme romances with more variant stanzas, e.g. *Syre Gawene and the Carle of Carelyle.*

counting the others 19, 7, 47, and 7 respectively. She is, however, inconsistent, counting imperfect consonance between stanza parts in two cases (stanzas 42, 68), discounting it in a third (73). There is the further problem of stanza 63, in which she treated *ys : Galys* as rhyming with *asyce : pryse*. I question the reasoning by which a rhyme is forced in order to give a minority rendering (perhaps all these rhymes should be discounted, attributed to coincidence, inasmuch as aabccbddbeeb is the dominant class). Moreover, *Galys* refers not to Galicia as she assumed for the rhyme but more likely to Wales. The final count should be (in Rickert's order above) 3, 2, 1, 17 (& 2 possible), 6 (& 1 possible), 45 (& 3 possible), 7 (& 2 possible), and 1 aabccbddbeebffb.

Alliteration is used in approximately 200 lines, usually only between two words, but with three words eleven times, and once with four words (29). There are nine similes, all of the simple conventional French type, and all refer to persons. Other rhetorical figures are absent,[1] although rhetorical description sets the tone, particularly in the first fourteen stanzas. It seems to me that there is an abrupt change in style at stanza fifteen, that perhaps the poet was following his source closely up to that point, but tired of it and thought his audience would also. Thereafter, the language is plain and direct, and the incidents, by no means original, are handled nevertheless without extravagance and with a restraint that approaches abruptness. The author seems to have had at least a dim vision of the faults of his genre which Chaucer satirized in *Sir Thopas*. To check my impression of a break, I compared the rhyming words through stanza fourteen with those which followed, and I found some substantiation in that the proportion of French words was just short of twice as large in the first part as in the rest of the poem.[2]

[1] There are two synecdoches, *salt fome* for »sea» (832), and *whyte chynne* for »fair face» (924).

[2] In 1—168, 44 or 26 %; in 169—1035, 138 or 16 %.

When we come to a comparison of the incidents, we will see how *Emare* moves in slightly different directions from the original legend than do the versions of Chaucer and Gower, both of which are taken directly from Trivet. But the whole question of whether Gower or Chaucer is indebted to the other is, as Wells says, »a pretty one.»[1] Each seems to have written his version about 1390.[2] The weight of critical opinion and the greater part of the internal evidence point to Gower's as prior to Chaucer's,[3] but there is nothing conclusive, and it is not impossible that there was a mutual exchange of MSS between the two. In this matter, the passage in the Introduction to the *Man of Law's Tale* referring to Gower has often been recorded as evidence, but has recently and adequately been attributed to Chaucer's broad humor in accentuating the Man of Law's intellectual pretentiousness.[4] Moreover, although the Man of Law condemns the telling of tales of »unkynde abhomynacions,» he takes no note of the fact that Gower omits the incest-motif from his story of Constance.

Gower's version occupies 11. 587—1596 of book two of *Confessio Amantis*. It is written in octosyllabic rhymed couplets, and it would be difficult to find a more skillful or less uninteresting use of this form in English poetry of any age. The line is never treated as the determining unit, so that there are many run-on lines. Accent and caesura are shifted throughout the line, the rhymes are pure and predominantly masculine, and the entire effect is aesthetically quite pleasing. To be sure, the »moral Gower» devoted whatever interest he had in the narrative

[1] *Manual*, 699.

[2] See F.N. Robinson, ed., *The Poetical Works of Chaucer*, 795 (Cambridge, Mass., 1933); Wells, *Manual*, 591.

[3] See Schlauch, *Constance*, 132 ff.; Tatlock, *Development and Chronology*, 172 ff., and Tupper, *PMLA*, 29, 93—119. Lowes's refutation, *PMLA*, 30, 237 ff., casts no doubt on this particular conclusion of Tupper, although it decisively rebuts many others of his Seven Deadly Sins theory.

[4] William L. Sullivan, *MLN*, 68, 1—8.

to making a virtuous exemplum and to sermonizing against envy, but even the most casual reader must be impressed by the conscious technical artistry of the piece and must conclude that Gower, after all, was independently concerned with being a poet as well as a moralist. The style, however, is singularly colorless. There are seventy-three lines containing perfunctory alliteration, only eight of which involve more than two words. Only three similes are to be found, and *envie*, *heven*, *yere*, *witte*, and *deth* are personified. There are but two metaphors, comparing fortune or Providence to an *unstable whele* or *whel meving*. Of the five examples of metonymy, four are common (*sceptre* for »rule,» *the swerd* for »violent death,» *life* for »person,» and *in his honde* for »in his company»), and only one at all interesting — *werre of ye and nay* for »indecision.»

Chaucer's style is opposite in the extreme, as the Man of Law summons all the rhetorical colors he can, in a supreme effort to impress the company. The tale consists of 147 stanzas (1029 vv.) in ababbcc iambic pentameters, the so-called rhyme royal form. There are seventy-three almost incidental alliterations, of which only eleven involve three words. But there is a great abundance of similes, simple and epic, metaphors, personifications, synecdoches, metonymies, and hyperboles, with examples also of litotes and hysteron-proteron. The most strikingly artificial passages are the great rhetorical questions and perorations in which the Man of Law indulges and which fill one eighth of the tale. Whiting finds no proverbs, but lists eight sententious remarks.[1]

It is easy to account for the change in critical opinion of the tale. As B.I. Duffey describes it, »The older critics praised the tale for its sincerity of expression and genuine emotional appeal. But the later . . . emphasize its conventionality and, by implication, its artificiality as well.»[2] Duffey goes on to ana-

[1] *Chaucer's Use of Proverbs*, 40 (Cambridge, Mass., 1934).

[2] »The Intention and Art of *The Man of Law's Tale*,» *ELH*, 24, 181 ff.

lyze the changes Chaucer made in his original and finds that he kept but one third, mostly »narrative matter essential to . . . plot.«[1] The additions and changes serve to sharpen emotionalism, increase probability, and increase narrative efficiency. He concludes that neither the old view of sincerity nor the later view of artificiality suitably characterizes the tale, but that tale and teller are aptly suited as sentimental appeals to middle-class taste. The point is overly labored, and it must be remembered that it is the very artificiality of the tale that renders it suitable for such an appeal, and that Chaucer was apparently quite conscious of this fact.

Let us now look at the three versions side by side, noting the similarities between any two by italicizing, and then conclude by examining the differences.

Emare	Gower	Chaucer
Emare is the *only child* of an *emperor.* Her mother dies and she is brought up by a lady named Abro, and becomes the *most beautiful of maidens.* Her father receives a gift of a cloth of gold from the king of Sicily, which is extensively described. He goes to see Emare, gives her a robe made of the cloth, falls in love with her, and receives a	Constance is the *only child* of the Roman *emperor.* She is the *most virtuous of maidens* and she accomplishes the conversion of merchants from Barbarie. *Their reports to their souldan inflame him with love* for C and *he vows to become a Christian* if she will marry him. *Her father is pleased* and *the Pope* sends two cardinals along with her to accomplish	Merchants from Surrye come to Rome and see the *emperor's* daughter, Custance. She is the *most beautiful* and *most virtuous of maidens.* The merchants return to Surrye and *their reports to their Sowdan inflame him with love for* C. The Sowdan calls a council to debate the way he can win her for a wife. He concludes that the only way is *for him* and his retinue *to become*

[1] P. 183.

Bull from *the Pope* permitting him to marry her. But she refuses, incurs his great wrath, and is *set adrift without oar* or provision, but in her *wondrous dress.* Her father is immediately repentant and sends after her in vain.

She drifts more than a week, *lands* in Wales, and *is found and taken in,* almost dead, *by the king's steward,* Sir Kadore. *She gives a false name.*
She is nursed to health in the castle and teaches silk-work. Syr K gives a feast for the king, who *falls in love with* E and tells his council he will marry her. *His mother objects,* accusing her of being a fay, but *they are married and* E *soon conceives.*

Christian. The Pope mediates, the *emperor is pleased,* and the marriage arranged although C objects. *The Sowdan's mother,* inspired by Mohammedan religious fervor, *prepares a great feast at which all of* C's *people are slaughtered.* C *alone is left alive and is set adrift in a rudderless boat with provisions* and a »*certein tresor.*«
She drifts »years and days,« *lands in Northumberland,* and

the conversion. The *souldan's mother,* filled with envy at the thought of being replaced as queen, *prepares a great feast at which all of* C's *people are slaughtered.* C *alone is left alive and is set adrift in a rudderless boat with provisions* for five years and all her *goods.*
She drifts three years, *lands in Northumberland* at the Humber, and *is found and taken in by the king's chamberlain,* Elda. *She gives a false name. The king is Allee and the people are not Christian.* E's *wife Hermegild is converted by* C. *By a miracle she restores a blind man's sight, and at this* E *is converted.* E tries to match A with C, but the *knight* he sends home as messenger *is filled with lust for* C. *Rejected, he seeks revenge by killing H and placing the bloody knife next to* C. *The knight accuses her of the deed, but* E *doesn't believe it.*

---

is found and taken in by the constable of a castle. She claims amnesia. *The king is Alla and the people are not Christian. The constable's wife Hermengyld is converted by* C. *By a miracle, she restores a blind man's sight, and at this the constable is converted.* A *knight is filled with lust for* C. *Rejected, he seeks revenge by killing H and placing the bloody knife next to* C. *The knight accuses her of the deed, but*

The king goes to war to aid the king of France against the Saracens, *leaving* K *to take care of his wife and realm.* E *bears a fine son* and K *sends a letter to the king with the news. The messenger stops at the king's mother's castle. She gets him drunk and substitutes a letter saying* E *has borne a monster. The king's answer instructs that* E *be taken care of until his return, but the messenger again stops at the dowager's castle, is made drunk, and another letter substituted. This instructs that* He *has the knight swear on a book and immediately his eyes are struck out by* lightning. *A voice condemns him for slander,* he confesses, and dies. The king arrives next day, hears the story, *falls in love with* C, and becomes a Christian. *They are married and* C *soon conceives. The king goes to war against the Scots, leaving* E and the bishops *to take care of his wife and realm.* C *bears a fine son,* Morice, and *a letter is sent to* A *with the news. The messenger stops at* A's *mother's castle. She gets him drunk and substitutes a letter saying* C *has borne a monster.* A's *answer instructs that* C *be taken care of until his return, but the messenger again stops at the dowager's castle, is made drunk, and another letter is substituted. This instructs that wife and child be placed in her*

---

nobody *believes him.* The king *has the knight swear on a book and immediately his eyes are struck out by a* hand. *A voice condemns him for slander,* and A has him put to death. A and many others are converted by this miracle. *A has fallen in love with* C *and they are married. His mother disapproves,* thinking C a strange creature. C *soon conceives.*

The king goes to war against the Scots, leaving the constable and a bishop *to take care of his wife and realm.* C *bears a fine son,* Mauricius, and *a letter is sent to* A *with the news. The messenger,* for his own profit, *stops at* A's *mother's castle. She gets him drunk and substitutes a letter saying* C *has borne a monster.* A's *answer instructs that* C and the child, whatever it is, *be taken care of until his return, but the messenger again stops at the dowager's castle, is made drunk, and another letter is substituted. This instructs that wife and*

wife and child be placed in a boat with nothing but her robe. *The people lament*, but E insists that the orders be carried out.

E *prays, and nurses her child.* They *drift* a week and more and land near Rome.

A merchant finds them and *brings them home.* The boy prospers and E, *still unknown*, sews silk-work.

Her husband, the king, *returns, discovers the treachery*, and threatens to burn his mother, but she is exiled instead. After grieving for seven years, *he decides to make a pilgrimage to Rome. He takes lodging with the merchant with whom* E *lives. At a feast he sees his son* and laments when he hears that the boy has the same name as his

boat with provisions. The people lament, but follow the orders. C *prays, and nurses her child.* In a year C *drifts* to Spain near *a heathen castle. The steward sneaks aboard at night to work his will of* C. *She prays* and the man is suddenly thrown *overboard to drown.* Three more years take her among a great *fleet* commanded by the *senator* who is returning from *avenging* the Romans who had been killed in Barbarie. He *takes her, still unknown, and the boy home to his wife* who is her cousin. Meanwhile A *had returned, discovered the treachery, and had his mother burnt*, after preaching to her and having her confess the sin. *Some time later he decides to make a pilgrimage to Rome. He takes lodging with the senator with whom* C *lives. At a feast he sees his son and is reminded of C. He makes inquiries*, is encouraged by the news

---

child be placed in her boat with provisions and all her gear. *The people lament, but follow the orders.* C *prays, and nurses her child.* A *returns, discovers the treachery, and kills his mother.* C *drifts* more than five years and approaches a *heathen castle. The steward sneaks aboard at night to work his will of* C. *She prays*, struggles, and pushes him *overboard to drown.* Meanwhile, her father, having heard of the slaughter in Surrye, had sent his *senator* to »taken heigh *vengeance.*« This victorious *fleet* meets C's boat on the homeward trip and the senator *takes her, still unknown, and the boy home to his wife* who is her aunt.

Some time later, A repents his mother's death and *decides to make a pilgrimage to Rome. He takes lodging with the senator with whom* C *lives. At a feast he sees his son and is reminded of* C. *He makes inquiries, is led to*

own lost son. He offers to adopt the boy and make him a great lord. The boy reports this to his mother, she sends him for his father, and *there is a joyous reunion.*

that the boy's mother is named Custe (the Saxon for the Roman »Constance»), and *is* finally *led to her. There is a joyous reunion.*

E's father decides to seek penance for his great sin from the Pope, and he comes to Rome. E sends her husband and son to meet him, instructing the boy to bring him to her if he kisses him. *There is another reunion,* and *the boy is to become a good emperor hereafter.*

C *has* A *invite the emperor to a feast. She rides to meet him and there is another reunion.* A parliament decides that *M is to become emperor hereafter.* C and A *return home.* A *dies and* C *comes back to Rome.* The emperor dies, C dies, and M becomes *a good emperor.*

---

his wife, and after he explains the treachery of his mother, *there is a joyous reunion.*

C *has* A *invite the emperor to a feast. She rides to meet him and there is another reunion.* The Pope decides that *M is to become emperor hereafter.* C and A *return home.* A *dies and* C *comes back to Rome.* She lives with her father until death parts them.

The first point that becomes apparent is that the incidents of the second exile are less divergent in the three versions than those of the first. It may be inferred, then, that the basic element of the tale as it comes to fourteenth-century England is the false accusation of monstrous offspring. The incest-motif has lost its importance. Even in *Emare* where it remains, it is summarily dismissed and the unnatural father is quite the perfect gentleman but for the moment. There is a trace of this originally important element in Chaucer and Gower in that the heroine, without apparent reason, conceals her identity.

A vital quality, common to all three poems, which doesn't show up in plot summary is the attractiveness of the heroine who, in all three versions, supplies the necessary unity.

It is interesting to notice that the Pope plays a part in the first marriage, though a different one in each poem, and a part in the conclusion in two.

A principal point of variance lies in the matter of motives. Chaucer has the Sowdan's mother slaughter son and friends out of religious intolerance, and this agrees with Trivet, but Gower has her act out of envy in order to accord with his overall scheme. In *Emare* and in Chaucer the king falls in love with the heroine at first sight in good courtly-love fashion, while Gower has him first moved by pity. Both Chaucer's Sowdan and Gower's fall in love with Constance by report, in the best Jaufre Rudel tradition. In *Emare* and in Chaucer the king's mother betrays the heroine because she thinks her strange and otherworldly. Gower doesn't explain her motives other than to say that she is evil. The messenger in *Emare* and in Gower is an innocent, if thoughtless and gluttonous victim of the queen-mother, while Chaucer portrays him as seeking out the dowager for some personal material gain. Chaucer is also the only one to motivate the king's pilgrimage — he is repentant for his mother's death. Again, only Chaucer has Alla explain the second exile to Custance to pave the way for a happy reunion.

Special interests of the authors of course are apparent. The writer of *Emare* is particularly concerned with clothes and dry goods. Gower concentrates on the quality of things and people, questions of good and evil making up the bulk of his descriptions as well as of his incidents. He also betrays an interest in philology in the matter of Constance's assumed name. Chaucer's art approaches the dramatic monologue technique. The Man of Law quite naturally discusses the legal problem of *Disparitas Cultus* in connection with the Sowdan's council.[1]

[1] Cf. Paul E. Beicher, »Chaucer's Man of Law and *Disparitas Cultus*,« *Speculum*, 23, 70—75.

In addition he betrays an upper middle-class priggishness in his frequent moral apostrophes. But the Man of Law fancies himself an authority on the arts and sciences as well, and tries to impress the company with astronomical references.[1] Of course Chaucer, with his own interest in the law and astronomy, gleefully seizes upon the opportunities afforded by the character and the tale. Custance's plea of amnesia is another nice touch.

The handling of time affords a good area for comparison. In *Emare* it is virtually ignored. Emare is at sea »a week and more» each time, but it doesn't seem at all remarkable to anyone concerned that she makes the trip from Wales to Rome in that time. Her husband grieves for seven years before undertaking his *pelérinage*. These two statements of the passing of time actually could be interchanged or omitted without any change being made in the story. Gower makes an effort to regularize and keep track of the passage of time. Constance drifts three years to Northumberland, one to Spain, and three more back to Rome. Chaucer is also concerned with the problem of time, but resolves it in a different way—the familiar device of telescoping. Custance drifts »years and days» to Northumberland, more than five years to Spain, and an unspecified time until she meets the Roman fleet. Neither Chaucer nor Gower tells how long it is before Alla leaves for Rome.

Different techniques are used at the point in the story where two separate lines of action must be pursued. *Emare*'s poet takes her through her second exile and sees her established at Rome before he goes back to pick up her husband and bring him along to the same place. There is, however, no intermediate adventure of the heroine en route, and no avenging fleet

[1] See W. C. Curry, »*O Mars, O Atazir,*» *JEGP*, 22, 347 ff.; Joseph T. Curtiss, »The Horoscope in Chaucer's *Man of Law's Tale,*» *JEGP*, 26, 24 ff.

against the heathens to catch up with, so that the author's task is that much the easier. Gower, in workmanlike fashion, follows the same scheme, and it works out pretty well. Constance is taken through the Spanish incident and, when she meets the fleet, hears from the senator the story of the vengeance in Barbarie. When she is settled at Rome, Gower goes back to bring Allee up to date and eventually to Rome.

But this is not the way Chaucer has the Man of Law tell his tale. When Custance is set adrift, the action shifts back to Alla for the immediate results of the treachery before Custance's Spanish escapade is disposed of. There follows a flash-back telling of the avenging crusade to Surrye, ending when the returning fleet meets Custance's boat, and the rest follows Gower's sequence. These changes are made with the apparent purpose of increasing probability, or rather of lessening improbability, but the narrative progression suffers somewhat thereby. Chaucer makes another slight change by beginning the story with the merchants who come to Rome, see Custance, and return to Surrye with glowing reports. This is an effective dramatic improvement.

The approximate mid-point of the story is the conception of the heroine's child. In *Emare*, this occurs just half-way through the poem. In Gower's version, this occurs a little more than a third of the way through, because the central example of envy has not taken place. Chaucer's Custance conceives a little more than a third from the end. The Man of Law has done more than his share of apostrophizing and moralizing, and Chaucer brings the conclusion up pretty short.

We have here, then, the same story told at the same time in three different ways. The English art of poetic fiction in the late fourteenth century and the wealth of its variety may well be characterized by these three versions of the accused queen tale. We have the tail-rhyme stanza, the octosyllabic couplet, and the pentameter rhyme royal. We have the episodic romance, the pious exemplum, and the more modern tendency

of the dramatic tale. We have the humor and the pathos, the courtly and the bourgeois, the rhetorical and the simple, the otherworldly and the naturalistic. But through it all we have the winning charm of a heroine who unifies the medieval diversities and is universally admired.[1]

Brown University

Neil D. Isaacs

PAUL GREAVES, AUTHOR OF *GRAMMATICA ANGLICANA*

Of the »P. Gr.» whose *Grammatica Anglicana* (1594) is the first Ramist grammar of English our knowledge is scanty. Among others, Professor Otto Funke has convincingly rejected the identification of »P. Gr.» with P. Greenwood in favour of that with Paul »Graves», who apparently was a Cambridge man.[2] In his recent work on English pronunciation, Dr. E. J. Dobson cites the *Alumni Cantabrigiensis* for the facts that Paul Greaves matriculated in 1588 and took his M. A. in 1595.[3]

There is, however, a more comprehensive account of Paul Greaves's Cambridge career in John Peile's *Biographical Register of Christ's College, 1505—1905* (Cambridge, 1910), I,

[1] In addition to the references cited in the foregoing pages, I have also used O. F. Emerson, *A Middle English Reader* (New York, 1952); Reinhold Pauli, ed., *Confessio Amantis of John Gower*, I (London, 1857); and Edith Rickert, »The Old English Offa Saga,» *MP*, 2, 321—76. I am also indebted to Alain Renoir and Arthur Hutson of the University of California, Berkeley, and George K. Anderson, Brown University, for their helpful and constructive criticism.

[2] *Grammatica Anglicana . . .*, Wiener Beiträge zur englischen Philologie LX, Wien und Leipzig, 1938.

[3] *English Pronunciation 1500—1700* (Oxford, 1957), I, 33.

192—3.[1] Greaves matriculated as a sizar in June 1588, received his B. A. in 1591—2 and his M. A. in 1595. He was admitted under a Mr. Graye, and having graduated he was elected to a fellowship at Christ's before Christmas 1595. He is known to have preached seven times at Bourn in 1596—7. Apart from such bare biographical data and from the *Grammatica*, Greaves left behind him a rather unsavoury reputation. The sensitive and introspective Samuel Ward, one of the translators of the Authorized Version and later Master of Sidney Sussex College, seems to have regarded Greaves with great dislike; in his diary he ruefully admits having flattered Greaves at the latter's election to the fellowship, and also hints at his reluctance to be seen in public in Greaves's company and at his joy at »Mr. Greaves, his punishment». What actually happened is far from clear. Greaves resigned his fellowship on September 12th, 1598, but then withdrew his resignation; yet on an appeal to the Vice-Chancellor (John Jegon) he was removed on November 23rd, 1598. Edmund Barwell, the highly controversial Master of Christ's from 1581—2 till 1609, also testified to Greaves's resignation, adding that he lost his place by absence and that »in these respects I favour him the lesse because I know his behaving to be such as causeth offense and infamy to the College.» To reconstruct the incident was impossible even for the painstaking John Peile, who adopted a charitable view and suggested that Greaves's irregularities might have been just enough to make it possible with some straining of a statute to get rid of him. Of Greaves's later career we know even less. In 1600? he received a sum of five pounds from the Fellows of Christ's towards the payment of his debts, and in 1614—16 a certain »Mr. Greaves», possibly Paul Greaves, turns up at Norwich to lecture at St. Andrew's every Monday at 7 a.m.

[1] John Peile (1837—1910), philologist, Master of Christ's College, Cambridge, and Vice-Chancellor 1891—93. See also Peile's college history, *Christ's College* (London, 1900), pp. 102 and 110.

The fact is that under Edmund Barwell's mastership, Christ's was hardly the happiest of colleges. Yet the unnamed scandal that blemishes Greaves's record was sufficient to make his presence undesirable at Christ's even during this factious epoch. His preoccupation with Ramist doctrines hardly accounts for his disgrace. Barwell himself was a Puritan; further, at this very time Ramism was being advocated at Cambridge by a group of scholars including George Downham, presumably one of the men who most influenced Greaves's intellectual development. It is more likely that Greaves had offended against Cambridge rules and *mores* than that he had made himself obnoxious by vaunting unpopular doctrines.

Nils Erik Enkvist

BESPRECHUNGEN

Francesco da Barberino, *Reggimento e costumi di donna*, edizione critica a cura di Giuseppe E. Sansone (Collezione di Filologia Romanza, diretta di Salvatore Battaglia, No. 2). Torino, Loescher-Chiantore, 1957. Pp. cxxviii-403.

Francesco da Barberino, who lived between 1264 and 1348 and studied and worked in Bologna and Florence, is the author of two remarkable didactic works, the *Documenti d'Amore* and *Reggimento e costumi di donna.* The former was written for men, the latter for women, both being essentially manuals of good breeding. Francesco seems to have enjoyed an esteemed position in Florence. Boccaccio speaks about him with praise, and Filippo Villani wrote his biography.

The *Documenti* — a more appropriate title for the work would be »Instructions in Love» —, was written between 1309 and 1313, during Francesco's stay in Provence. Before his visit to this country he wrote the first version of the *Reggimento;* the final version of this work, composed after Francesco's return to Florence, has been printed four times in modern editions, including the one under review. The *Reggimento* is one of the numerous medieval instructions addressed to women. These

include works like the *Ensenhamen de la donzela* by Amanieu de Sescas, of Aragon, the Middle High German *Winsbekin*, Robert of Blois' *Chastoiement des dames*, the *Enseignement* of Saint Louis to his daughter Isabella, the three Middle English *Good Wife* poems, and the book of the Knight of La Tour Landry for the instruction of his three daughters. Francesco's *Reggimento* has a peculiar framework: it is presented as written at the request of *Madonna*, with whom the author has long allegorical conversations between the instructions. There are also many entertaining stories scattered throughout the work, which is split up into a proem and twenty books.

This final version of the *Reggimento* is preserved in two manuscripts, Barberiniano Latino 4001, written in a Florentine hand of the fourteenth century, and Capponiano 50, copied from the former in 1667; both MSS belong to the Vatican Library. Professor Sansone's editorial problems, therefore, do not arise from the establishment of critical readings. They lie elsewhere, mainly in the structural peculiarities of the work. His main difficulty consists in determining which parts of the *Reggimento* were originally composed in prose, which in metric prose or verse, and in defining the characteristics of the prose and verse portions. Count Carlo Baudi di Vesme, who brought out the first critical edition in 1875 — it is his edition, now out of print, that has been utilised by all modern scholars —, was convinced that the whole work was originally composed in verse, predominantly in hendecasyllabics. He made an attempt to reconstruct the text to comply with this view, introducing textual alterations which were uncalled for. Professor Sansone, who approaches the problem through a study of the punctuation of the basic manuscript, believes that the work was composed both in prose and verse, although, fundamentally, the arrangement is metric in character. The verse is polymetric, but predominantly hendecasyllabic. As for the prose parts, the proem and the first three books are clearly different from the *novelle* and the other portions in prose.

The critical text of Francesco's work seems to be carefully established in the present edition. On p. 117, line 1, the reading *Ducomenti* for *Documenti* is probably a misprint.

It has been the editor's good fortune to discover a manuscript — hitherto unknown — of the first version of the *Reggimento*, written before Francesco's stay in Provence and referred to by the author himself in the *Documenti* and in the

final version of the *Reggimento*. The discovery was made after the edition had been completed, and the text has been printed in an Appendix on pp. 271—387, with a fairly substantial introductory discussion. The manuscript, written in a Florentine hand of the fifteenth century, comes from the Convent of San Marcello and is preserved in the International College of S. Alessio Falconieri, O. S. M., Rome, under the class-mark Alexianus i. 3. The acephalous text of the *Reggimento* begins at fol. 23 recto and ends, imperfectly, on fol. 39 recto. Although the first leaf has gone, yet the end of the proem, in which the author outlines the arrangement of his work, has luckily been preserved. It shows that Francesco intended the work to be in four parts, the last of them being additional (*extraordinaria*). While the first part was to contain instructions for women, the second was to be for men. Thus the proem reveals the interesting fact that the work was originally intended for the instruction of both sexes, i.e., to comprise not only the *Reggimento*, but also the *Documenti d'Amore*. It is to be regretted that the beginning of the first version, with the original title, has been lost.

In his Introduction the editor deals at length with the linguistic features of MS Barberiniano Latino 4001. I feel incompetent to discuss this part of his book. On the other hand, it is a little disappointing that no explanatory notes are given to the text. A substantial number of such notes would have made Francesco's work easier to read. One would have liked to know, for example, whether anything beyond the mere name is known about *Madonna Lisa di Londres*, whom Francesco mentions among his authorities (pp. 93 and 371). It is clear, however, that by bringing out this critical edition of Francesco da Barberino's *Reggimento e costumi di donna* even without such a commentary Professor Sansone has rendered a real service to students of medieval didactic litera ture. The value of the edition is greatly enhanced by the fact that a text of the original version has now for the first time been made available for study.

Tauno F. Mustanoja

Mary Giffin, *Studies on Chaucer and his Audience.* Les Editions L'Eclair, 138, rue Maisonneuve, Hull, Québec, Canada, 1956. Pp. 127, and 7 plates. $ 4.75.

Professor Mary Giffin's book, much of it first presented orally at MLA meetings from 1952 through 1955, is a variation on Petrarch's theme to Boccaccio: »It is important to know for whom we are writing, and a difference in the character of one's listeners justifies a difference in style.» To this end, she investigates the historical background of four of Chaucer's rhyme royal poems to determine their precise audience, and, to some extent, elucidate their structure and style. The *Second Nun's Tale*, she holds, was to be presented to the Benedictines at Norwich during a royal progress in 1383 »for a political purpose of considerable subtlety.» The *Parlement of Foules* was to be read aloud to »a courtly group accustomed to listen to highly sophisticated poetry, an audience familiar with many books, living among works of art, and aware of multiple meanings in what they see and hear.» The poem, consequently, is exceptionally replete with colors after the school of Geoffrey de Vinsauf. Professor Giffin finds the *Man of Law's Tale* a »simple story in colloquial language with emphasis upon material things,» taking on »the character of a saint's life,» and addressed to »a listening audience of merchants.» »It shows tactful consideration for a relatively unsophisticated audience and an appeal to their tastes and interests.» The story tried to gain sympathy for John of Gaunt's Costanza, titular Queen of Castile. If she were to gain her inheritance, merchant support was essential for the Duke of Lancaster's »crusade» (so designated by Urban VI in 1383). »The *Custaunce* speaks strongly to those hostile or lukewarm to the Spanish expedition . . . If [Chaucer] wrote for London merchants in 1382 or 1383, the important line at the centre of the poem ('Allas Custaunce thow hast no champioun') offers them an opportunity to become champions in the cause of Costanza of Castile, as Lancaster had become her champion, and the champion of Christendom.» The fourth illustration is the Envoy in the »Compleynt to his Purse» of 1399, in which Professor Giffin makes »O conquerour of Brutes Albyon» refer to the downfall of Roger Mortimer, rightful heir to the throne in five direct lines, and, according to the family genealogies, a descendant of Brutus of Troy.

Her comments on the little Envoy conform to accepted interpretations of purpose and audience; and Miss Giffin's conservative reiteration of a courtly audience for the *Parlement of Foules* breaks no new ground. However, with the studies on two of the *Canterbury Tales* there may be disagreement. A major stumbling block will be her dating. For the *Man of Law's Tale*, Dr. Giffin merely hazards that »Chaucer read the poem at Christmas of 1382 or 1383, when every effort was being made to win support for the Spanish expedition;» nowhere does she refute the accepted dating of about 1390.

A similar disregard of arguments, for or against a specific year, mars her presentation of the *Second Nun's Tale*, which she updates from 1373 to 1383. Her three referents for a later date are inconclusive: Koeppel, Miss Giffin herself says, is »inconclusive and met with overwhelming objections;» Gerould »did not hazard a date for the poem;» and Cowling, her third authority, made a wild guess that »it was probably for [Cecilia Chaumpaigne] that Chaucer wrote the *Life of St. Cecile*,» but he wisely added: »Who shall say?» Nor is 1378 generally accepted, as Miss Giffin implies: »there opinion stands at present, as Professor Robinson's summing up of the scholarship shows.» But Robinson specifically states that »a safe date for the whole work would be shortly after 1373.» In developing her theory, Professor Giffin frequently relies on untenable suppositions: (1) »unworthy son of Eue» implies neither male nor female narrator, the phrase being simply a translation of a Latin antiphon; (2) the existence of two MSS. of Norfolk provenance (especially Harley 2382) does not furnish »evidence that the two tales were known in Norwich shortly after Chaucer's death,» but only that they were still known a *hundred years* after Chaucer's death; (3) a non-existent manuscript may or may not have been written in a »loose careless script;» (4) the two concluding stanzas on the house of the saint being used as a church, though not mentioned in other versions, are no proof that Chaucer was complimenting Adam Easton, cardinal priest of Santa Cecilia in Trastevere — the church was well advertised in the *Stacions of Rome* as good for one hundred years of pardon; (5) nor, finally, can the familiar Marian tags in the »Invocacio» be taken as referring to Cardinal Easton's preparation of a new office for the Visitation.

The evidence Dr. Giffin presents hardly upholds her suggestion that the *Life of St. Cecile* was intended to win the good

offices of Adam Easton, an English cardinal *sur place* in Rome, in King Richard's dispute with the Pope. In fact, the full story weakens her hypothesis. John Tymworth, elected abbot by the monks of Bury St. Edmunds in 1379, feuded for five years with Edward de Bromfield, the »provisor» or nominee of the Pope. When King Richard visited Bury in June, 1383, along with his Queen and John of Gaunt, he ordered John Tymworth installed and consecrated by his own chaplain, the Bishop of Landaff. To secure papal confirmation of this appointment, Richard, it is true, did seek aid from Cardinal Easton — »propter instantiam praedicti cardinalis.» But, as the *Memorials of Bury St. Edmunds* continue,[1] the confirmation of Tymworth was finally secured »et maxime propter litteras regis Angliae illustris» (*Rolls Series* 96, iii. 135).

The weakness of Dr. Giffin's approach in the *Second Nun's Tale* contrasts sharply with the precise identification of the audience for *Troilus and Criseyde* made by Margaret Galway (*MLR* XLIV. 161—177), used by Miss Giffin as a jumping-off point. And her discussion of the *Parlement of Foules* must now be seen in that frame of reference established by Ethel Seaton (*Medium Aevum* XXV. 168—174), who has probably said the final words on this question of Chaucer's writing for a specific audience.

In the course of her commentaries, Dr. Giffin has unearthed much curious and informative material about medieval art and society. It is too bad that her theses are so »iffy,» and that, for the two tales, they must remain only fascinating speculations. But the search for the occasions of composition must continue: for the *Second Nun's Tale* and also the *Prioress's Tale* are regular saints' lives and demand a separate existence. For the latter, Manly (*Essays and Studies*, XIII. 52—55) suggested the installation ceremonies at Lincoln Cathedral in 1386, while Marie Hamilton (*MLR* XXXIV. 1—8) hinted at the Childermas services of the boy bishop. Even in making conjectures which may prove unacceptable, scholars must nevertheless risk conclusion jumping. One day the larger problem of why Chaucer conceived the *Canterbury Tales* may be solved: did it celebrate the reopening of St. Thomas' shrine after the 1381 revolt (perhaps because pilgrimages had facilitated the spread of »subversion» throughout Kent, the hard core of the rebellion), or (as R. Page Arnot, in *Labour Monthly* XL. 34—38, suggested) the completion of the great nave of

Canterbury Cathedral — in the same way that Verdi composed *Aïda* to commemorate the Suez Canal? The words of Manly, in 1926, are still relevant: »Undoubtedly all of us do, privately and with our intimate friends, form and try out hypotheses of interpretation for which we have often very scanty evidence. The main value of such hypotheses is that they make us alert to see the significance of facts which had previously passed unobserved or uninterpreted» (*New Light on Chaucer*, pp. ix-x). If Manly is correct, at least let speculation be based, not on the omniscient introspection of »I suspect» or »admittedly unconvincing» (of two recent articles on Chaucer), but on the objective world. To this extent, Professor Mary Giffin has successfully accomplished the most difficult part of scholarship: she has avoided fake problems and has posed the right questions.

Katsbaan Onderheugel
Saugerties, New York

Rossell Hope Robbins

Erich Köhler, *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik: Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung* (Beihefte zur Ztschr. f. roman. Philologie, Heft 97). Tübingen, M. Niemeyer Verlag, 1956. 262 Seiten. Preis DM. 26.— (für Abonnenten der Ztschr. DM. 22.—).

Der Vf., dessen hier vorgelegte Arbeit gleichzeitig als Habilitationsschrift an der Hamburger Universität diente, macht in ausführlicher Untersuchung, die sieben äusserst stoff- und detailreiche Kapitel umspannt, den etwas kühnen Versuch, Art und Wesen des höfischen Epos neu zu erfassen, und zwar indem er das Werk des Gründers dieser literarischen Richtung, Chrestiens de Troyes, in seiner Gesamtheit »von innenher» neu interpretiert. Diese »Neuinterpretation von innen» geht von der Feststellung Gustav Gröbers (Grundriss der roman. Philologie II, S. 491 [1902]) aus, der im Hochmittelalter zu so einzigartiger Blüte gelangte Artusroman sei, als geschichtliche Manifestation gesehen, eine deutliche Reaktion des Individuums gegen die Masse, der Einzelpersönlichkeit gegen den Allgemeingeist in demjenigen Augenblick, in dem sich das Indivi-

duum aus der bisher selbstverständlichen Gesamtbindung losbricht, seiner selbst sowie seiner Möglichkeiten bewusst wird und von sich aus die Welt zu verstehen, d. h. neu zu deuten versucht. Es handelt sich also um die Anfänge derjenigen geistigen Bewegung, die etwa von den Kreuzzügen bis zur Renaissance führt.

Da nun die bisherige Ursprungs- und Stofforschung, vor allem bei den Verfechtern der keltischen Theorie, offensichtlich in eine Sackgasse geraten ist, indem sie einerseits die dichterische Leistung des Einzelnen bis zu einem blossen Summieren bereits in Überfülle gegebener Faktoren verflüchtigt, anderseits als reine Motivforschung geradezu Seltstzweck geworden ist, versucht der Vf. ein Neues, indem er alle derartigen Dinge bewusst beiseiteschiebt und an ihrer Stelle die innere Geschichte der Werke Chrestiens, und zwar mit gleich starkem Gewicht auf Inhalt und Form, aufzuhellen und in einen neuen, geistigeren Zusammenhang zu stellen strebt. Seine Devise lautet also: Fort mit dem Woher, wie verlockend es im Einzelfall (wie z. b. beim Gral) auch sein möge, und lasst uns an seiner Statt »mit umso grösserer Entschiedenheit nach dem Warum fragen» (S. 4)!

Um was es sich handelt, ist also vor allem eine neue Arbeitshypothese, die an sich, sollte man annehmen, viel Wertvolles, bis jetzt noch nicht Beachtetes, in Erscheinung treten lassen müsste; doch liegt ohne Zweifel eine der grössten Schwierigkeiten darin, dass, ob wirs uns zugestehen wollen oder nicht, gerade hier unser Ansatzpunkt stets mehr oder weniger subjektiv bleibt. Wer sagt uns z.B., wenn wir geistige Erscheinungen der hier in Frage stehenden Art mit den Augen des 20. Jhs. betrachten und beurteilen, dass wir damit, selbst wenn wir uns durch gründliche Seitenblicke auf die Gesamtgeschichte des Mittelalters zu schützen suchen, das Richtige treffen? Ist es denn wirklich gegeben, was der Vf. als selbstverständlich voraussetzt, dass eine klar ansteigende Linie durch Chrestiens Werke vom *Erec* bis zu seinem *Perceval* fragment hindurchläuft (eine Linie, die »entweder zu einem Werk von der Art des Gralromans oder zu nichts führt»; S. 4)? Oder, was natürlich aus der Eigenart des Grals als eucharistischem Gefäss sowie aus der christlichen Denkweise des Mittelalters abgeleitet wird, dass für die Etymologie des Wortes »Gral» nur das bereits vom Mönch Helinandus um 1200 vermutete lateinische »gradalis» in Betracht kommt (S. 221, Anm. 1)? Wir fragen mit Recht,

aus welchem zwingenden Grund?, und ahnen, gerade an solchen, aus Natur der Sache recht zahlreichen Punkten dürften höchst subjektive Zirkelschlüsse durchaus auf der Hand liegen.

Abgesehen vom neuen Blickpunkt liegt also der Hauptwert dieser breitangelegten Untersuchung in der Zusammenstellung und Neuordnung eines an sich imponierenden Detailmaterials, das meines Wissens so noch nicht dargeboten wurde und beispielsweise für die Entwicklung des Liebes- bzw. Minne-Begriffs (um aus der Fülle nur eines der wichtigsten Probleme herauszugreifen) manches zu denken gibt. Hier liegen, auch für den rein philologischen Betrachter, etwaige Keime zu wirklich Neuem.

Zum Schluss noch eines, was die äussere Form der hier angezeigten Arbeit betrifft: Wo Köhler nicht nur von andern bereits festgestellte Tatsachen referiert sondern selbständig deutend am Werk ist, erscheint seine Arbeit in einem so unerquicklich vagen, verwaschenen Pseudophilosophen-Deutsch geschrieben, dass man sich oft nur mit Widerwillen zwingt weiterzulesen, um ans Ende zu kommen. Ich gebe aus der Fülle nur ein einziges Beispiel (s. 183, Mitte): »Dass die Überschreitung der Rechte der geliebten Frau den Mann in unwürdige Sklaverei stürzt, hatte Chrestien schon im *Erec* an dem Beispiel Mabonagrains gezeigt, in der *Karre* und im *Yvain* diese Überspannung der weiblichen Macht vergeblich durch die Annahme einer schlechthinigen Gutheit der Liebe zu rechtfertigen und damit die höfische Liebe zu retten versucht.» Usw. Lassen sich wirklich solche Dinge nicht einfacher, schöner und dadurch zweckdienlicher ausdrücken? Sprache, vor allem wenn man interpretieren und deuten will, ist ja doch schliesslich ein Mittel der Mitteilung, kein klangakrobatischer Selbstzweck! Wäre vorliegende Untersuchung sprachlich zuchtvoller, demütiger und dem dargebotenen Inhalt gemässer durchgeformt worden, hätte sie sich ohne weiteres um ein Drittel verkürzen lassen und hätte dadurch an Klarheit, Fruchtbarkeit und Würde beträchtlich gewonnen. Eine an sich durchaus nicht gleichgültige Angelegenheit, denn »Was fruchtbar ist allein, ist wahr!»

Werner Wolf

MITTEILUNGEN

Dozent Pentti Aalto wurde am 28. Juni 1958 zum ausserordentlichen Professor der vergleichenden Sprachforschung und Dr.phil. Erich Kunze am 31. Mai 1958 zum Dozenten der deutschen und vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Helsinki ernannt.

A public discussion of a Ph. D. dissertation by Johan Chydenius, Lic. Phil., entitled *The Typological Problem in Dante: a Study in the History of Ideas*, took place at the University of Helsinki on 20 September 1958. The official opponent was Dr. Jarl Gallén.

Neue Finnische Veröffentlichungen. — Armas Salonen und Paavo Siro, Studien zur neusumerischen Syntax, I (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 112, 2), Helsinki, 1958, 39 S. — Erkki Valli, Otto Baldemann, »Von dem Romschen Riche eyn clage» (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 111, 4), Helsinki, 1957, 111 S.

Finnische Beiträge zu ausländischen Publikationen. — Reino Hakamies, Ius, droit, etc.: développement du sens écoomique du mot (Romanistisches Jahrbuch, VIII, 1957, 44—7); — Id., Percussio frontis (Archivum Latinitatis Medii Aevi, XXVII, 1957, 165—6); — Id., comptes rendus de: J. F. Niermeyer, Mediae Latinitatis Lexicon Minus; A. Blaise, Dictionnaire latin-francais des auteurs chrétiens; I. Boström, Les noms abstraits accompagnés d'un infinitif et combinés avec *avoir*; (Romanistisches Jahrbuch, VIII, 1957, 218 et 240—1). — Emil Öhmann, Die Bedeutungsentwicklung von dt. *Preis*, frz. *prix* (Zeitschrift für Mundartforschung, XXVI, 1958, 72—5); — Id., Besprechung von V. M. Schirmunskij, Njemetskaja Dialektologie (Deutsche Dialektologie) (Zeitschrift für Mundartforschung, XXVI, 1958, 87—9).

Ausländische Besprechungen finnischer Veröffentlichungen. — Erich Kunze, Jacob Grimm und Finnland (Folklore Fellows' Communications No. 165) bespr. von P. Katara in Wirkendes Wort, 8, 1957/58, 179—180; von Pierre Barkan in Bulletin folklorique d'Ile de France, XXI, 1958, 62—63; von M.-E. Schmeidler in Uralaltaische Jahrbücher, XXX, 1958, 133—135; von Eduard Studer, in Beitr. z. Geschichte der dt. Sprache u. Literatur, 80, 1958 315—317, u. S. Gutenbrunner in Archiv f.d. Studium der neueren Sprachen, 195, 1958, 38. — Eino Mikkola, Die Konzessivität bei Livius: eine syntaktisch-stilistische Untersuchung (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 107, 1), bespr. in Ævum, XXXII, 1958, 96. — Öhmann-Festschrift (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 84), bespr. in Archiv für das Studium der neueren Sprachen, 192, 1955, 172—3.